Beiträge zur volkskunde der Deutschen in Mähren

Willibald Müller

Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren.

Beiträge
zur
Volkskunde der Deutschen
in Mähren.

Gesammelt und herausgegeben
von
Willibald Müller.

Wien und Olmütz,
Verlag von Carl Graeser
1893.

Buchdruckerei von J. Spaußta, Olmütz, Niederring.

Inhalts-Verzeichnis.

B) Ortssagen:

Die deutsch-mährischen Mundarten.

Brauch und Sitte, Tracht, Lied und Spruch.

Einleitung.

Mythen, Sagen und Märchen sind die poesievollen Ueberreste aus dem Zeitalter der menschlichen Kindheit. Was uns sonst die Erde treu bewahrt hat aus jenen Zeiten, in denen der Gebrauch der Schrift den Völkern unbekannt war, das Alles beansprucht der kritische Verstand des Gelehrten für sich, gehört der strengen Wissenschaft, die mit Eifer bemüht ist, daraus die Grundlinien für das Culturbild jener alten vorgeschichtlichen Zeiten zu formen. Aber auch nur die Fundamente jenes alten Culturbildes entstehen durch die Bemühung der strengen Wissenschaft wieder: die Fundamente und, wenn es hoch kommt, einige Hauptmauern, denen die Verbindung oftmals fehlt. Wie ein neuer Bau, den der Baumeister im Stiche gelassen, steht das Werk da, ein unschöner Anblick für jeden Vorübergehenden. Da erscheinen ganz unauffällig die Mythe, die Sage und das Märchen und nehmen Besitz von dem verlassenen Baue. Sie setzen sich allerorten als Zierrath und Schnörkel an dem Mauerwerke fest, bröckeln ab und zu einen Stein heraus und nun erscheint das Ganze nicht mehr wie ein angefangenes und plötzlich verlassenes Werk, sondern wie eine moosbewachsene Ruine aus alten Tagen, umkleidet von dem geheimnisvollen Schleier der Erinnerung an menschliche Thaten, an menschliches Lieben und Leiden.

Völker in den ersten Stadien ihrer culturellen Entwicklung sind wie die Kinder, die mit den rosigen Aermchen frischweg nach Sonne, Mond und Sternen langen, die erst nach und nach bei fortschreitender Uebung der Sinne einigermaßen richtige Vorstellungen von den Außendingen bekommen, wobei jedoch mitunter die drolligsten Begriffsverwirrungen längere Zeit anhalten.

So kam z. B. mein dreijähriges Söhnchen dazu, den Schornstein einer Locomotive für den Kaiser zu halten. Die Magd hatte ihn mitgenommen und wollte ihm den Kaiser zeigen, der zu einer bestimmten Stunde mittelst Extrazuges eintreffen sollte, war aber in dem Gedränge der neugierigen Menge so postirt worden, daß der Knabe nur einen Theil des Hofzuges sehen konnte, wobei der aufragende Kamin der Locomotive zunächst sein Interesse erregt hatte. Erst nach einigen Wochen, als der Knabe fragte, warum denn der Kaiser so geraucht habe, stellte es sich heraus, daß Schornstein und Kaiser bei ihm identische Begriffe waren.

Aehnliche Mißverständnisse bei Völkern in den ersten Entwicklungsstadien weist die Culturgeschichte vielfach nach.

Und kann es anders sein?

Aus dem Donner der Wolken, dem Tosen der Bergströme, dem Rauschen des Waldes, aus den Sternen des nächtlichen Himmels, den Blumen des Mai und den Früchten des Herbstes sprechen tausend Stimmen der Natur zu dem kindlichen Menschen, die dieser wohl hört aber nicht versteht. Sie wecken in ihm nur eine dunkle Ahnung ewiger Gesetze, allein aus der wiederkehrenden Vielheit kann er noch lange nicht die Einheit des Gedankens, die Folgerichtigkeit des Naturgesetzes erkennen. So reiht sich dem kindlichen Menschen vielmehr Bild an Bild, so wird jede Kraft eine Gottheit oder doch ein übernatürliches Wesen, das die Fantasie mit dem sichtbaren Zeichen der Wirkung ausschmückt.

Der Mensch ahnte, daß der Schöpfer zu dem Geschaffenen, daß ein allgemeines Gesetz zu jeder einzelnen Erscheinung in Beziehung stehen müsse, allein es blieb beim Ahnen und so begann der Mensch träumend zu dichten, indem er zunächst die Wechselwirkung des Unendlichen zum Endlichen, der Gottheit zum Geschöpfe, des Naturgesetzes zur einzelnen Erscheinung in eine dichterische Form goß, d. h. indem er die Mythe schuf.

Damals machte der Mensch den ersten Schritt auf dem Wege der Cultur.

Schon dieser erste Schritt konnte nur von einer Volksgemeinschaft oder wenigstens von einem größeren Gesellschaftsver-

bande gemacht werden, denn erst die Erkenntnis gemeinsamer, menschlicher Interessen hatte die Möglichkeit einer höheren Cultur überhaupt geschaffen.

Dem Zeitalter der Mythe folgt unmittelbar das Zeitalter der Sage.

Je weiter die Völker in ihrer Entwicklung fortschritten, desto mehr ergaben sich gemeinsame Interessen, desto inniger wurde der gemeinsame, gesellschaftliche Verband in der Sprache und der Befriedigung sämmtlicher Lebensbedürfnisse der Individuen.

Schon hatten die Menschen gelernt, gemeinsam gegen ihresgleichen, gegen wilde Thiere, gegen die Unbilden des Klimas zu kämpfen. Da mußte es bald geschehen, daß sich aus dem Verbande der Gesellschaft ein Einzelner durch eine That auszeichnete, die der Allgemeinheit materiellen Nutzen brachte. Die Folge davon war, daß dem einzelnen Manne, der sich ausgezeichnet hatte, allgemeines Vertrauen, allgemeine Bewunderung zutheil wurden.

So entstanden die ersten Helden, auf deren Söhne naturgemäß ein Theil der allgemeinen Bewunderung überging. Wie sich aber die Bewunderung der Heldenthat vom Vater auf dem Sohn vererbte, vererbte sich auch die Kunde dieser Heldenthat von Geschlecht zu Geschlecht. Und es war ganz naheliegend, daß bei außerordentlichen Ereignissen auch außerordentliche Ursachen im Hintergrunde vermuthet wurden, daß sich der Schleier des Wunderbaren und Uebernatürlichen um das Ungewöhnliche legte, daß mit einem Worte: die Sage geschaffen wurde, die schon im Reiche der Thatsächlichkeit wurzelt, die ein Geschehenes voraussetzt, also bereits Geschichte oder wenigstens Vorgängerin der Geschichte ist, denn es handelt sich nicht mehr um die Beziehung des Endlichen zum Unendlichen, sondern um das Verhältnis des Menschen zu dem Mitmenschen oder zur Natur.

In das Zeitalter der Sage — die Geschichtswissenschaft zieht den Ausdruck: Heldenzeitalter vor — fällt auch die Entstehung des Märchens.

Aus den Erscheinungen der ihn umgebenden Natur, welche die Phantasie lebhaft beschäftigten und den Verstand in Anspruch

nahmen, suchte der Mensch zu Schlüssen zu gelangen, bildeten sich Begriffsreihen, die gar oft in Widerspruch geriethen mit den durch die Sinne erfaßten Vorstellungsreihen. In dem gesellschaftlichen Zusammenleben bildeten sich verschiedenartige Verhältnisse für das Individuum; ungleich fielen die Loose, dem Einen günstig, für Andere ungünstig. Nun ist aber der Wunsch nach einem ungetrübten Genusse der Güter dieser Welt gewiß so alt, wie das Menschengeschlecht, wie menschliches Fürchten und menschliches Hoffen. Und als der Mensch fürchten und hoffen gelernt und den sprachlichen Ausdruck dafür gefunden hatte, gab er diesen Empfindungen Ausdruck, indem er die Einbildungen der Phantasie in Worte kleidete, indem er, sich über die Realität der Dinge hinwegsetzend, eine Traumwelt ausgestaltete, diese Traumwelt zu objectiver Selbstständigkeit von dem Individuum loslöste und so *das Märchen* schuf.

Ein Zauber flog es durch das Weltall, gab dem Steine, dem Vogel, der Blume, den Elementen Sprache und Empfindung und flocht um die Sterne und die Erde ein poetisches Band der Zusammengehörigkeit. Zu menschlichem Thun belebte es das Leblose, auf seinen Wink erhob sich aus dem Boden des Meeres eine krystallene Welt, verschwanden Raum und Zeit, verwandelte sich das Unendliche, Unfaßbare in menschliches Thun, in menschliches Lieben, Handeln und Leiden. Es führte die Armuth in die Genüsse des Reichthums, den Thatendurst in Abenteuer, den Hirten auf den Thron, den Ehrgeiz an die Spitze von Heeren und Völkern.

Unendlich wie die Phantasie ist das Märchen. Nichts ist ihm unmöglich. Auf seinen Zauberflügeln trägt es über die Wirklichkeit hinaus und schon an der Wiege der Menschheit singt es auf dem ganzen Erdenrund, am heiligen Ganges und am Nil, in Süd- und Nordamerika, am Rhein wie an der March seine verlockenden Weisen.

Aber es ist mehr wie ein poetischer Blumenstrauß; es ist auch lehrhaft im eigentlichen Wortsinne, denn auch die aus der

Erfahrung abgeleiteten Lebensregeln webte der denkende Mensch in das Märchenkleid der Phantasie.

So kommt es, daß sich die Märchen der einzelnen Völker doch vielfach von einander unterscheiden, daß die gleichen Motive bei verschiedenen Völkern je nach Charakter und Temperament verschiedenartig ausgestaltet werden, so verschiedenartig, daß das ursprüngliche Motiv in vielen Fällen nicht mehr nachweisbar ist. In dieser Verschiedenheit der Ausgestaltung liegt die Bedeutung des Märchens nicht nur für die vergleichenden Wissenschaften, für Ethnologie, Sprachkunde und Culturgeschichte, sondern überhaupt für Jeden, der sein Volk, sein Vaterland liebt.

Es hat Zeiten gegeben — und mancher, der sich zu den Gebildeten rechnet, lebt noch heute in dieser Zeit — in denen die Gelehrten nur mit Verachtung auf Alles herabblickten, was des sogenannten Volkes geistiges Eigenthum ist, wie ja Viele den üppigen Blumenflor eines wohlgepflegten Parkes dem bescheidenen Blumenzierrath einer Waldwiese vorziehen. Nun, darüber läßt sich allerdings streiten, aber ich möchte solchen Leuten doch die Worte in Erinnerung rufen, welche Joh Matth. Firmenich, der verdienstvolle Herausgeber der „Völkerstimmen" in der Einleitung zu seinem großen dreibändigen Werke schon vor mehr als vierzig Jahren gebrauchte.

Firmenich meinte: „Das Volk dichtet nicht für die Kritik, sondern für sein eigenes Bedürfnis und kehrt sich wenig daran, ob die Kinder seiner Freude und seines Schmerzes, seiner Sehnsucht und seiner Wehmuth, seiner Laune und seines Muthwillens eine gute Aufnahme in ästhetischen Theekreisen finden. Wenn es diese theuren Kinder um den Heerd versammelt hat und sie ihm auf ihren leichtbeschwingten rosigen Flügeln in langen Winterabenden die lachenden Gärten der Phantasie eröffnen oder durch ein schalkhaftes munteres Liedchen die Lebenssorgen von der Stirne scheuchen, so ist es vollkommen befriedigt und hegt und pflegt diese Kinderchen wie seine Vorfahren es gethan haben und seine Enkel es thun werden. Viele dieser Lieder und Sagen sind mit dem Gemüthsleben des Volkes durch die vielen heimathlichen Erinnerungen, die sie dem Kinde wie dem Greise erwecken, so

eng verwachsen und innigst verbunden, daß sie gleichsam mit zur Familie gehören und im Stande sind, wie dies nicht selten der Fall ist, die glühendste Sehnsucht nach der Heimat in der Fremde mit fast zauberischer Gewalt hervorzurufen."

Ein anderer, um die deutsche Volkskunde hochverdienter Forscher, Professor Gustav Meyer*) bemerkt zu dieser Angelegenheit: „Es giebt nichts, was das Interesse der Gebildeten u. z. der Gebildeten der verschiedensten Kreise in hervorragenderem Maße in Anspruch zu nehmen berechtigt wäre. Wir alle sind mit Wiegenliedern eingeschläfert und mit Märchen wach erhalten worden; manches frische Volkslied haben wir als Jünglinge in frohem Kreise mit angestimmt und viele bewahren sich bis in ihre späteste Lebenszeit die Abneigung dagegen, am Freitag zu reisen oder als Dreizehnter zu Tische zu sitzen. Gerne werden wir Alle bereit sein, unsere Erinnerungen an solche Dinge wieder aufzufrischen, sie andern mitzutheilen, von andern ähnliche Mittheilungen zu empfangen. Und zwar nicht des bloßen Vergnügens an der Kleinkrämerei mit Curiositäten wegen. Ein hoher ethischer Werth wohnt diesen Bestrebungen inne. Unser Familiensinn, unsere Anhänglichkeit an die Heimat muß dadurch gesteigert werden; wir werden das Volk, unter dem wir leben, mehr schätzen und lieben lernen. Denn es muß ja leider gesagt werden: Wir Gebildete stehen im Allgemeinen dem Volke recht fremd gegenüber, unsere Beziehungen zu ihm sind mehr äußerliche, scheinbare; eine wirkliche und eindringende Kenntnis des Volkes ist in unsern Kreisen ungemein selten. Und doch ist diese Kenntnis in jeder Hinsicht eine nothwendige. Denn die besten Bestrebungen jeder Art verlangen eine volksthümliche Basis, wenn sie wirklich für die Gesammtheit ersprießlich sein wollen; im Boden des eigenen Volkes müssen die starken Wurzeln unserer Kraft sein. Bei alledem braucht an diesem eminent nationalen Interesse keine andere nationale Partei daran Anstoß zu nehmen, denn gerade dieser Stoff ist geeignet, in versöhnlicher Weise die Kluft zu fremden Nationen zu überbrücken, indem er den uranfäng-

*) Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. Berlin 1885. Seite 145.

lichen Zusammenhang der verschiedensten Völker dem Auge des Forschers enthüllt."

Ich möchte gleich hier bemerken, daß den nachfolgenden Blättern nichts ferner liegt, als eine wissenschaftliche Vertiefung der Frage, etwa eine vergleichende Kritik unserer Volksmärchen und Sagen, an die sich nur die mit allen Hilfsmitteln wissenschaftlicher Forschung ausgerüstete Gelehrsamkeit wagen kann. Es handelt sich hier lediglich um eine Sammlung von geistigem Volkseigenthum, das wie schon früher bemerkt wurde, jeder Gebildete seiner Volksangehörigkeit wegen kennen sollte, um ein Volkseigenthum, dessen Kenntnis allein schon ein reines Vergnügen bereitet. Das einzige Merkmal, das die folgenden Blätter unter ähnlichen Bearbeitungen hervorheben soll, wird die systematische, zusammenfassende Behandlung des Stoffes sein, der sich hier, obwol er keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit macht, und vielmehr nur eine Anregung zum eingehenden Studium der heimischen Volkskunde sein soll, wie ich glaube, zum ersten Male in einer ganz überraschenden Reichhaltigkeit zeigen wird. Denn nicht nur Sage und Märchen der deutsch-mährischen Heimat, sondern auch Lieder und Sprüche, Mundart und Tracht, Schwänke und Streiche, kurz Alles, was zur Volkskunde im eigentlichen Wortsinne gehört, bildet seinen Inhalt.

„Die Gegenwart zerstört systematisch, was aus der Vorzeit sich noch erhalten hat. Es ist die höchste Zeit zu sammeln" — sagt Professor Karl Weinhold in der Einleitung zum ersten Bande der Zeitschrift des deutschen Vereines für Volkskunde. In diesem Sinne soll hier eine Darstellung der Volkskunde für die Deutschen der Markgrafschaft Mähren im Allgemeinen versucht werden. Ein Blick auf die Sprachenkarte der Provinz zeigt, daß die Deutschen Mährens vielfach durch slavisches Gebiet auseinander gerissen sind. Er zeigt aber auch den nationalen Zusammenhang mit deutschem Gebiete im Süden und Norden; der Inhalt dieser Blätter wird den Nachweis zu liefern suchen, daß dieser Zusammenhang nicht blos ein zufälliger, äußerer ist, daß sich die nationale Eigenart des deutschen Stammes bei den Deutsch-Mährern ebenso lebendig offenbart, wie bei den andern

deutschen Stammesgenossen in der engeren und weiteren Heimath, daß auch die Deutsch-Mährer vollbürtige Söhne der gemeinsamen Mutter Germania sind.

Daß sie in der Jahrhunderte langen politischen Gemeinschaft mit slavischen Volksgenossen von diesen manche Einwirkungen erfahren haben, die eine theilweise Aenderung des allgemeinen Volkscharakters erzeugen mußten, ist selbstverständlich; andererseits ist aber auch unverkennbar, daß von Seite des deutschen Elementes auf die Slaven eingewirkt wurde und diese Einwirkung auf den slavischen Nachbar muß mit Rücksicht auf den geschichtlichen Verlauf der Dinge als die weitaus stärkere bezeichnet werden.

Von besonderem Interesse zeigt sich die gegenseitige Durchdringung beider Volksstämme auf dem Gebiete der Sage. Während leicht erkennbar ist, was ein Volksstamm dem anderen etwa an sprachlichem Eigenthum zukommen läßt oder von diesem übernimmt, verändern sich die Anfänge einer Volkssage im Munde eines jeden Erzählers. Es erscheinen andere Namen, andere Schauplätze der Erzählung und gar bald haben spätere Zuthaten den ursprünglichen Inhalt fast bis zur Unkenntlichkeit verändert. Demnach muß auch für dieses Gebiet, in so fern es sich um den Ursprung der Sagen handelt, ein gewisser Utraquismus festgestellt werden. Die spätere Entwicklung eines Sagenstoffes wird nationales Eigenthum.

Der Glaube an Werwölfe, an Vampyre, das Schmeckostern sind slavischen Ursprunges. Der Kampf zwischen Winter und Sommer ist in seiner rein slavischen Form auf den Kampf zwischen Leben und Tod, auf die slavische Todtengöttin Morana zurückzuführen, deutet aber in jener Form, die sich in deutschen Gegenden erhalten hat, auch auf rein deutschen Ursprung.

Auch die Sagen vom Wassermann, — im Slavischen heißt er „hastrman" — oder von den Wassernixen sind ursprünglich deutsch. Ebenso ist die Sage von der in den Zwölfnächten wandernden Frau Holle aus Deutschland in das Gebiet slavischer Zunge gewandert. Frau Holle erscheint hier unter den Namen Luca (St. Lucia), Paruchta, Parychta, Šperachta. Nicht

minder entspricht der heilige Nicolaus in unsern Gegenden, sowie der heilige Martin dem Knecht Rupprecht, hinter dem man leicht den germanischen Wuotan erkennt.

Es frägt sich nun aber, zu welcher Zeit diese deutschen Sagenstoffe in slavisches Gebiet gedrungen seien. Ich möchte in aller Kürze dazu folgendes bemerken: Daß sie älter sein müßen, als die unter den Přemysliden in Mähren durchgeführten deutschen Colonisationen, scheint klar zu sein, läßt sich wenigstens, — von anderen Beweisführungen vorläufig abgesehen, — an der Sage von Paruchta oder Šperachta zeigen. Die Namen Paruchta, Parychta und Šperachta, wie sie im Volksmunde der Hannaken heute gebräuchlich sind, deuten auf die alt hochdeutsche Form „Perachta" und nicht auf die mittelhochdeutsche Form „Berchta", welche dem 13. Jahrhunderte angehört. Der Name Perachta weist also darauf hin, daß schon vor der großen deutschen Colonisation deutsche Sage in Mähren heimisch war, daß sie schon vor dieser Zeit von den Slaven übernommen worden war.

Die Besiedlung des böhmisch-mährischen Landes durch Deutsche erfolgte kurz vor dem Beginne unserer Zeitrechnung durch Marbod, der die Markomannen nach Böhmen führte. Aus dem ersten Jahrhunderte besitzen wir vollkommen sichere Nachrichten über die Anwesenheit der Quaden in Mähren (Vannius) und daß sie im zweiten Jahrhunderte nach Christus ebenfalls noch in Mähren seßhaft waren, erhellt aus den Nachrichten über den sogenannten Markomannenkrieg unter Marc-Aurel (160 bis 180). Erst im 4. Jahrhunderte, — in dieser Zeit sind sie noch kriegstüchtig genug, die römische starke Grenzfestung Carnuntum zu zerstören, — verliert sich ihr Name aus der Geschichte, doch wird noch im 6. Jahrhunderte ein deutscher Longobardenfürst in Böhmen (Macho) genannt. In diesen Zeitraum fällt aber auch die Einwanderung slavischer Stämme nach Böhmen und Mähren, welche, da historische Nachrichten über mit den Deutschen vorgefallene Kämpfe durchaus nicht vorliegen, das ganze Land offenbar ohne Kampf in Besitz genommen haben.

Es liegt ziemlich nahe, daraus den Schluß zu ziehen, daß die Deutschen schon vor der Einwanderung der Slaven das Land verlassen haben und thatsächlich hat auch ein Theil der deutschen Gelehrtenwelt diese Anschauung zu der seinigen gemacht. Ich für meinen Theil kann mich mit ihr nicht befreunden. Ein Theil der deutschen Bevölkerung hat sicher vor dem Erscheinen der Slaven die Gegend verlassen, ein anderer Theil ist aber wohl durch die neuen Einwanderer, welche die fruchtbaren Ebenen und die Flußthäler des Landes ganz gewiß zuerst besiedelten, in die wahrscheinlich auch früher schon theilweise besiedelten Gebirge zurückgedrängt worden und hat dort seine Stammeseigenthümlichkeit, seinen Volkscharakter bewahrt. Ich möchte sogar glauben, daß ein kleiner Bruchtheil der deutschen Bevölkerung auch in den Städten, beziehungsweise in jenen Ortschaften, die einige Jahrhunderte später als Städte erscheinen, zurückgeblieben ist und sich bis in die Přemyslidenzeit erhalten hat. Denn nur so scheint es mir erklärlich, daß die Neubesiedlung der Städte durch Deutsche unter den Přemysliden so leicht und rasch vor sich gehen konnte. Přemysl Ottokar II. regierte von 1253 bis 1278 und Bischof Bruno von Olmütz starb im Jahre 1281. Diese beiden Männer werden einstimmig als die Germanisatoren Mährens bezeichnet. Thatsächlich entstanden in diesem Zeitraume von nicht ganz dreißig Jahren die deutschen Ansiedlungen Freudenthal, Bisenz, Göding, Littau, Gewitsch, Mähr.-Neustadt, Ung.-Brod, Leobschütz; thatsächlich erhielten die Städte Olmütz, Brünn, Iglau, Kremsier um diese Zeit deutsches oder Magdeburger Recht.

Einhundert und vierzig Jahre später war das Deutschthum in den genannten Städten so erstarkt, daß es dem Hussitismus den erfolgreichsten Widerstand leisten konnte. Žižka, dessen Anblick schon die deutschen Reichsheere in die Flucht schlug, erlitt vor den Mauern Kremsiers durch Bischof Johann und die deutschen Olmützer eine ganz empfindliche Niederlage. Eine so energische Bethätigung des Nationalgefühles kann ich mir nur daraus erklären, daß die von Přemysl Ottokar und Bischof Bruno ins Land berufenen Deutschen in den Städten einen Theil

der Bevölkerung als national verwandt vorfanden und mit dessen Hilfe rasch zur Majorität und dadurch zur Herrschaft gelangten. Die allerdings zahlreichen königlichen Privilegien allein hätten ein solches Resultat in verhältnismässig sehr kurzer Zeit nicht hervorbringen können.

Was das Gebirge anbelangt, so scheint mir ein kräftiger Beweis dafür, daß sich germanische Reste während der Stürme der Völkerwanderung und der Slaveninvasion erhalten haben, in der noch heute bestehenden Vertheilung des Bodens an die einzelnen Grundbesitzer, zu liegen. Die ganze Anlage des Gebirgsdorfes zeugt das deutsche Vorbild. Slavische Stämme waren niemals im Gebirge angesiedelt. Wäre die Besiedlung des Hochlandes durch Deutsche also erst im dreizehnten Jahrhunderte erfolgt, so müßte man angenehmen, daß es bis zu dieser Zeit eine unbewohnte, ungangbare Wildnis gewesen sei. Dagegen spricht der geographische Charakter des Landes, das an seinen nach Norden und Süden mählig zur Ebene abfallenden Rändern als für eine Besiedlung außerordentlich geeignet bezeichnet werden muß; dagegen spricht ferner die Thatsache, daß sich die Spuren der alten Handelsstrasse nach der Ostsee, des sogenannten Bernsteinweges, der über das niedere Gesenke führte, heute noch mit Bestimmtheit feststellen lassen. Der Charakter einer ungangbaren Wildnis bleibt also wohl dem eigentlichen Hochgebirge bis ins späte Mittelalter erhalten, keinesfalls aber dem niedern Gesenke, das zweifellos den germanischen Stämmen ganz gut bekannt war. Außerdem darf nicht übersehen werden, daß sich in sämmtlichen Mundarten des Gebirges, von Kuhländchen angefangen bis zum Egerlande, ein gemeinsames Band gleicher, und zwar süddeutscher, also bairisch-tirolischer Abstammung eben so gut erkennen läßt, wie das Eindringen sächsischer und mitteldeutscher Sprachelemente gelegentlich der Colonisation durch die Přemysliden-Fürsten.

Es kommt aber noch ein Umstand hinzu, der die Ansicht, daß die germanischen Volksstämme der Markomannen und Quaden die von ihnen besiedelten Gegenden in Böhmen, Mähren und Schlesien auch nach dem Eindringen slavischer Volksstämme nicht vollständig geräumt haben, außerordentlich unterstützt. Das

ist die Thatsache, daß sich das Andenken an die Auswanderung eines Theiles der Stammesgenossen auch in der Sage mehrfach nachweisen läßt.

Eine solche in der Volkssage fortlebende Erinnerung an die einstige Trennung der Stammesgenossen wäre selbstverständlich unmöglich, wenn die Deutschen erst im dreizehnten Jahrhunderte ins Land gekommen wären.

Noch ist das Studium dieser Frage nicht vollständig abgeschlossen. Ich stelle mich aber unbedingt auf die Seite jener Forscher, welche wie Zeuß, Quitzmann und Kirchmayr der Meinung sind, daß ein Theil der Markomannen und Quaden im sechsten Jahrhundert gegen Westen auswanderte und dort unter dem Namen der Baiern seine Rolle in der Weltgeschichte weiter spielte. Ein anderer, kleinerer Theil der Quaden blieb in seinen alten Sitzen, zog sich bei dem Eindringen der Slaven in die Sudeten zurück und bildete im dreizehnten Jahrhunderte den Grundstock für die Germanisirung durch die Přemysliden-Fürsten. Ein emeritirter Dechant und Priester der Olmützer Erzdiöcese, P. Carl Sicha, vor einigen Jahren und vielleicht auch heute noch Beneficiat der Schloßkapelle in Eggenberg hat die Quadenfrage allerdings in einem Buche, das den Titel führt: „Wohin sind die aus der Geschichte verschwundenen Markomannen und Quaden gerathen?" kurz und bündig gelöst. Er behauptet ganz einfach: „Die Markomannen und Quaden sind niemals aus Böhmen und Mähren ausgewandert; die Slaven sind niemals in diese Länder eingewandert. Daraus ergibt sich, daß die Markomannen und Quaden die heutigen Czechen, Slovaken und Hanaken sind." Punktum. Die Zeitschrift des Olmützer Museumsvereins beglückwünscht den genannten Autor zu seiner Arbeit. Die vergleichende Sprachkunde jedoch, die das Vorhandensein vieler bairisch-tirolischer Wurzeln in den Mundarten Deutsch-Mährens nicht übersehen kann, wird, wenn sie einmal die deutsch-mährischen Mundarten einer näheren Betrachtung würdigt, was bis jetzt noch nicht geschehen ist, sicher zu einem andern Resultate kommen.

Nicht so sehr, um das eben Gesagte noch fester zu begründen, sondern um zu zeigen, welchen Werth das eingehende Studium einer Sage — auch wenn sie an einen bestimmten Ort gebunden ist — eines Volksbrauches, eines Spruches für die geschichtliche Forschung hat, will ich an dieser Stelle eine deutsche Sage hervorheben, die sich gänzlich in slavisches Gewand gehüllt hat, das man ihr erst abnehmen muß, um ihre Herkunft aus deutschen Landen zu erkennen. Es ist dies die Sage vom Markgrafen Ječminek,*) die in dem hannakischen Städtchen Chropin localisirt ist.

Die Sage lautet:

„Einst lebte im Chropiner Schlosse ein Markgraf, der ein tugendhaftes aber armes Mädchen zur Gattin genommen hatte. Einmal war er über seine Gattin sehr erzürnt und ließ sie noch am selben Abend durch seine Diener aus dem Schlosse jagen. Zugleich befahl er, daß kein Mensch es wagen solle, ihr Beistand zu leisten. Von Allen verlassen, wanderte die Frau fort und übernachtete in einem Gerstenfelde. Dort genas sie eines Sohnes und nannte ihn nach der Gerste (ječmen) Ječminek (Gerstenkorn). Am Morgen fanden sie mitleidige Leute und boten ihr Speise an. Sie verschmähte aber jeden Beistand, damit niemand etwa vom Markgrafen gestraft werde und wanderte weiter. Ihr Sohn wuchs aber auf und wurde später Markgraf von Chropin. Eines Abends war er plötzlich verschwunden. Zu gewissen Zeiten, namentlich am Vorabend des Christtages, gehen die Einwohner von Chropin und Prerau nachts bewaffnet umher „den Ječminek suchen," den man an einem goldenen Kreuz auf der Brust erkennt. Sie gehen dabei von Haus zu Haus und fragen: „Kam pak se Ječminek poděl?" (Wohin ist Ječminek gerathen?) und erhalten zur Antwort: „Stratil se Ječminek jako ječminek" (Ječminek ist verloren gegangen wie ein Gerstenkörnlein). Im Chropiner Schlosse aber ist ein Saal für ihn vorbereitet, da steht das ganze Jahr ein Tisch gedeckt mit einer

*) Ich folge hier den Ausführungen des Herrn Professors Oswald Koller, mitgetheilt im Notizenblatte der histor.-statistischen Section. Jahrgang 1883. Nr. 11. Seite 89—93.

Schüssel und zwölf goldenen Tellern; Speise und Trank ist aufgetragen, die Stühle sind gestellt — aber dem nicht eingeweihten Auge ist Alles unsichtbar. Wäre der Markgraf nicht verschwunden, so wäre Chropin eine große Stadt. Aber wenn er zurückkommt, bekommen die Chropiner ihre Rechte und Freiheiten wieder, die sehr groß sind und zu Pest in einer alten Kanzlei liegen; deshalb glauben die Ungarn, daß Chropin eine große Stadt sei. Ein Chropiner kam einst als Bindergeselle nach Pest. Da fragte ihn ein Herr, ob eine große Stadt in Mähren Chropin heiße. „Nein, gnädiger Herr," antwortete der Binder, „aber ein Flecken bei Kojetein". Da war der Herr darüber erstaunt und erzählte dem Binder von den großen Schätzen, die für die Chropiner bereit lägen und um derentwillen er Chropin für eine große Stadt gehalten habe.

Die Geschichte von Ječminek's wunderbarer Geburt und von seinem Namen erinnert deutlich an Genovefa und ihren Schmerzenreich. Zwar ist das noch kein beweiskräftiger Umstand, denn die Genovefen-Sage ist weit verbreitet, aber doch lassen sich aus Böhmen, und zwar wiederum aus slavischen Gebieten Beispiele aufführen, daß diese Sage auch hier verbreitet war. Sichtlich ist die Ječminek-Sage hier unvollständig, da die nahrunggewährenden Thiere des Waldes und das Wiederfinden der unschuldigen Mutter verschwiegen oder vergessen sind.

Ječminek's Verschwinden, die Erwartung seiner Wiederkunft und der daran geknüpften glücklichen Zeit stimmt zu den bergentrückten Helden der deutschen Sage, den Tellen, Karl dem Großen, Friedrich Barbarossa, Artus, hinter denen bekanntlich Wuotan verborgen ist. Auch in dieser Form ist die Sage in Böhmen und Mähren nicht fremd.

An die Rückkunft aller dieser Schläfer knüpft sich die Hoffnung auf einen ewigen Frieden, der allerdings erst nach einer blutigen Schlacht erscheinen wird. Selbst diesem Hinweis auf die Götterdämmerung begegnen wir in der Ječminek-Sage.

Der Umzug am Christabend ist wohl nur ein Nachklang eines Umzuges zu Ehren der Götter. Wie diese in den heiligen Nächten und sonst umherzogen, so nahm auch das Volk daran

Theil. Und da das „Jeěminek-Suchen" in jene Zeit fällt, wo auch Wuotan und Freia mit dem wilden Heere segnend umherzogen, dürfte auch bei Jeěminek ein Anklang an den heidnischen Gebrauch erhalten sein.

Jeěminek ist zwar verschwunden, aber hie und da liebt er es, sich zu zeigen. So soll er vor Zeiten als alter frommer Greis an dem Hofe des Markgrafen von Brandenburg gelebt haben. Wenn er ausreiten wollte, beugte das weiße Roß, das er zu besteigen pflegte, das Knie, um ihn aufsitzen zu lassen; auch die Leute, an denen er vorüber kam, beugten alle das Knie. Alljährlich kommt er auf einem Wagen, der von vier weißen Rossen gezogen wird, angefahren, um sein Schloß in Chropin zu besichtigen; dann fährt er auf die Felder, segnet sie und verschwindet plötzlich wie ein Gerstenkorn. Als er auch einmal angefahren kam, sahen mehrere Knechte, wie alle Zimmer im Schlosse flammenhell wurden in einem Lichte, wie es noch Niemand gesehen. Sie faßten ein Herz und gingen in den Schloßhof; da war Alles mäuschenstill; kein Kutscher, kein Bedienter, kein Wagen, nur die Rosse standen da. Die Knechte gingen hinzu, betasteten sie und sahen, daß das Riemzeug von lauterem Golde war. Doch war es wunderbar, daß die Rosse still standen, ohne zu schnaufen oder zu schwitzen. Plötzlich überfiel die Knechte eine solche Angst, daß sie davonliefen. Als sie zeitlich Morgens wieder hinkamen, war Alles verschwunden.

Mitunter wandelt auch Jeěminek unter verschiedenen Gestalten herum. Einmal kam in eine Dorfschenke ein Mann in einem grauen Oberrocke, der sich mit den Anwesenden in ein Gespräch einließ. Als sie schließlich an ihn Hand anlegen und ihn greifen wollten, riß er den Rock auf und da sahen sie einen funkelnden Stern von Edelsteinen und der Fremde rief: „Ich bin der Markgraf Jeěminek!" — Bevor die Bauern wieder zur Besinnung kamen, war er verschwunden. Ein anderesmal kam ein stattlich angezogener Herr in ein Wirthshaus und setzte sich zu einem Tische, an dem mehrere Burschen saßen. Sie erzählten gerade von Jeěminek, und als der Herr das hörte,

fing er an, mit ihnen zu streiten. Die Leute wollten ihn ergreifen, er aber verwandelte sich in eine Schüssel Brei. Seither suchen sie noch immer den Ječminek.

Ein andermal ging eine Magd in's Heu und weinte sehr. Da begegnete sie einem anständig gekleideten Herrn, der sie fragte: „Kind warum weinst du?“ Sie antwortete: „Warum soll ich nicht weinen? Meine Frau hat mich geschlagen, weil ich zu kleine Bündel Heu nach Hause bringe. Freilich möchte ich lieber heiraten, aber ich bin armer Leute Kind und habe kein Geld“. Da sagte ihr der Herr, sie solle mit ihm gehen. Sie that so, und als sie zu einem wilden Rosenstrauch kamen, sprach der Herr: „Reiß den Strauch heraus“. Sie antwortete: „Herr er sticht“. Er sagte noch einmal: „Reiß den Strauch heraus“. Und sie antwortete ihm dasselbe. Da sagte er: „Wickle die Hand in das Tuch, das du trägst und reiß den Strauch heraus“. Sie that es und fand unter der Wurzel einen großen Topf mit Gold. Als sie dem Herrn danken wollte, war er bereits verschwunden; denn es war niemand Anderer als Ječminek gewesen. Die Magd trat dann aus dem Dienste und verheiratete sich. Einmal ging ein altes Weib in's Feld; da begegnete ihr ein Herr und fragte: „Ist im Hofe noch die Stute Danielka?“ Das Weib antwortete: „Ja“. Der Herr fragte weiter: „Und was frißt sie?“ das Weib sagte: „Hafer und Heu; aber da der Herr Markgraf noch lebte, pflegte ich auch hinzugehen und da erhielt ich von ihm, so oft er kam, lauter Zucker“. Kaum hatte sie das gesagt, verschwand der Herr.

Ječminek erscheint hier theils als gespenstiger Gast und Wanderer, theils als Wohlthäter und Segenbringer.

Zwar die Sage von verborgenen Schätzen ist überall verbreitet, aber dennoch ist Ječminek hier Herr und Bewahrer der unterirdischen Schätze wie Wuotan. Wichtiger für seine Identität mit dem Gotte erscheinen andere Züge. So zuerst das weiße Pferd, der Sleipnir, dann das Wandern. Wuotan wandert, wie seine nordischen Beinamen Gangleri, Gangradr u. s. w. beweisen, auf der Erde segnend und strahlend, theils als Ahasver, theils unter dem Namen Christi, allein oder mit anderen. Auch

zu Wagen erscheint er, und diesem Wuotanswagen oder Karlswagen entspricht auch Ječminek's Gefährt. Während aber in Deutschland Wuotan mit dem wilden Heere meist zu Pferde erscheint, finden wir in Böhmen und Mähren häufiger den gespenstischen Wagen. Außerdem führe ich noch an: den gespenstischen Wagen von Liebstein, den gespenstig umherfahrenden Wallenstein aus Eger, den gespenstigen Syndicus aus Schlan, den Wagen mit den feurigen Pferden aus Tuchoraz. Ferner gehört hieher der Thomaswagen und der in Brünn ohne Kopf gespenstig dahinfahrende Ritter Šumbera. Der kopflose Reiter weist auf das wilde Heer, ebenso die gespenstigen Umzüge. Aber diese grausenhaften Erscheinungen weisen noch auf anderes. In diesen Stürmen ziehen auch gute Gottheiten umher, segnend und wohlwollend. Wo der heilige Zug vorübergeht, werden die Saaten üppiger und wo er seinen Weg durch eine Scheune nimmt, mehrt sich der Reichthum. Daher zieht nicht nur Wuotan in den heiligen Nächten herum, sondern auch andere Gottheiten der Erde und der Feldfrüchte, namentlich Freia. Es sind die alten, dem Landbau geneigten Götter, die umherziehen, und so erscheint Wuotan auch als Erntespender. Daher ist es ein richtiger Zug, der für die Identität Ječminek's mit Wuotan spricht, daß er die Felder segnet und den Landbau beschützt.

Den deutlichsten Beweis von der Identität Ječminek's gibt endlich folgende Sage, die auf den Weltkampf hinweist:

„In einem Kampfe, in dem die Mährer von dem Feinde hart bedrängt wurden, begannen sie bereits die Flucht zu ergreifen. Da sie sich umsahen, erblickten sie hinter sich einen Rappen; einen Reiter sahen sie nicht, nur in der Ferne einen leuchtenden Stern. Als der Rappe näher kam, sahen sie auch den Reiter; der rief ihnen zu: „Vorwärts! mir nach, ihr Löwen, und seid tapfer!“ Er stellte sich an die Spitze neben einen Edlen und hieb mit seinem Schwerte in die Feinde. Die Edlen drängten ihm nach und schlugen die Feinde auf's Haupt. Da verlor sich der Reiter, nur Hirten sahen sein Pferd, wie es in das Dickicht lief. Der Edelmann, der an seiner Seite gekämpft hatte, ging zu einem Kapuziner und erzählte ihm die Begebenheit. Der Kapuziner

antwortete: „Das war der König Ječminek, der gekommen ist, Mähren von dem Feinde zu befreien.“ Der Kapuziner erzählte ihm weiter: „Ein Mann verstieß einst seine Frau, bevor sie gebären sollte. Sie konnte kein Dorf mehr erreichen, begab sich in ein Gerstenfeld und gebar einen Sohn, der den Namen Ječminek bekam und nachher König wurde.“

Der König Ječminek schläft an einem Fluße, sein Roß weidet neben ihm und läßt sich durch nichts aufschrecken. Den König Ječminek erregt das Geschrei eines großen Adlers, der auf dem Baume sitzt. Wenn das Mährerland vom Feinde bedrückt wird, setzt sich König Ječminek auf seinen Rappen und befreit das Vaterland von den Feinden.

Hier endlich haben wir in möglichster Vollständigkeit alle Züge beisammen. Ječminek ist in die Unterwelt entrückt; der Unterweltsfluß, der schlafende Held und der Adler weisen darauf hin. Er entspricht entweder dem „schwarzrothen Hahn, der vor den Sälen Hels singt“ *) oder er ist vielmehr nebst dem Rosse ständiges Attribut Wuotans und entspricht den beiden Raben, wie der Rappe Sleipnir. Nicht einmal der Baum fehlt, der dem Birnbaume auf dem Walserfelde entspricht, und an den der König seinen Schild hängen wird. So entspricht diese Sage bis in die kleinsten Einzelheiten dem bergentrückten Wuotan, der auf die Entscheidungsschlacht wartet. Hieher gehört endlich auch die Stute Danielka; sie ist Ječminek's Roß, das auf die Erweckung seines Herrn harrt.

Um nun wieder auf die Frage zurückzukommen, ob ein Theil der quadischen Bevölkerung in Mähren zurückgeblieben sei, möchte ich, ohne das Thema irgendwie erschöpfen zu wollen, nur noch auf Steiermark hinweisen, dessen Volksthum ganz außerordentlich viele verwandte Züge mit Nordmähren in Mythe, Sage, Brauch und Sitte aufweist. Ich verweise diesbezüglich auf die Publikationen des Grazer Schriftstellers Dr. Anton Schlossar, speciell auf den Artikel: „Volksmeinung und Volksaberglaube aus der deutschen Steiermark“ in Heft 4 des Jahrganges 1891 der

*) Völuspa 35.

Germania, ferner auf den Artikel: „Volksleben, Sitten und Sagen der Deutschen“ von Joh. Krainz im Bande „Steiermark“ des Kronprinzenwerkes. Hier wird die Besiedlung der Steiermark und zwar die verhältnismäßig rasche Besiedlung durch Bajuvaren von Osten her ausdrücklich als historische Thatsache festgestellt.

Wenn sich nun zeigt, daß der Kern des Volksthums in Mundart, Sitte, Brauch und Sage hier wie dort im Wesentlichen identisch ist, wenn der Volkscharakter in beiden Provinzen so außerordentlich nahe verwandte Züge aufweist, sollte man doch wohl glauben, daß die Zeuß'sche Behauptung, die Markomannen und Quaden seien identisch mit den Baiern, mehr als eine wissenschaftliche Hypothese sei, daß vielmehr der Beweis für die Identität der Markomannen und Quaden mit den Baiern ebenso erbracht sei wie für die Behauptung, daß ein Theil der Quaden in den altmährischen Sitzen zurückgeblieben sei und hier den Zusammenhang des deutschen Volksthums auch durch die ersten Jahrhunderte nach der Slaveneinwanderung hergestellt habe.

Ich gebe gern zu, daß die Frage wissenschaftlich noch nicht bis zum Verschwinden des letzten Zweifels abgeschlossen ist, maße mir auch nicht die Autorität an, sie durch meine Worte nunmehr gelöst zu haben, allein ich kann den Deutsch-Mährern, meinen Landsleuten und insbesondere den Lehrern und Schriftstellern in Deutsch-Mähren die Wichtigkeit des Sammelns von Material zur Volkskunde nur auf das Wärmste empfehlen. Man wird staunen über die reiche Frucht, welche aus den „goldenen Saatkörnlein immergrüner Heimatliebe“ — so nennt Krainz im Kronprinzenwerke treffend die Gegenstände der heimischen Volkskunde — emporwachsen wird, staunen über die Resultate, wenn die Wissenschaft einmal daran gehen wird, aus dem vollständig gesammelten Materiale ihre letzten Schlüsse zu ziehen.

Wir Deutsch-Mährer sind in dieser Beziehung vielfach im Rückstande. Unbekümmert haben wir durch lange Jahrzehnte die Blüthen des Volksthums verwelken lassen. Wohl hat das Volksthum in den letzten Jahren manchem Streber zum Schemel des politischen Aufstieges dienen müssen; um des Volkes Eigenart, um sein Lied, seine Dichtung, sein Märchen, seinen Spruch

hat sich selten Einer gekümmert und wenn er es gethan hat — es hat Gott sei Dank auch einige solcher Käuze gegeben, — ist ihm gar häufig ein verächtliches Nasenrümpfen dafür zutheil geworden. Die Folge davon war, daß das Volk selbst zum großen Theile den Respect vor seinem geistigen Erbe verloren, daß es vielfach sein eigenes Wesen misachten gelernt hat, sich seiner Sprache, seiner Kleidung, seines harmlosen Liedes schämt.

Das sollte anders werden.

Um einen Anfang zum Besseren zu machen, übergebe ich die nachstehnden Blätter meinen Landsleuten. Es ist mir, wie ich schon früher bemerkte, nicht um ein Werk von großer Gelehrsamkeit zu thun. Ich beschränke mich auf das Sammeln — nur meinen principiellen Standpunkt, Ziel und Richtung des Weges will ich in diesen Worten andeuten — und so meine ich ein gutes Beispiel zu geben und zur weiteren, nationalen Arbeit anzuregen, die Niemanden beleidigen, unser Volksthum aber kräftigst unterstützen kann.

Lassen wir auch in Mähren einmal statt der endlosen Reihen mittelalterlicher und späterer Adelsgeschlechter, über die schon ganze Bibliotheken geschrieben worden sind, das Volk selbst auf die Bühne treten; suchen wir einmal die Geschichte des Handwerkers und des Landmannes aus seinem Liede, seinem Spruche zu erkennen, die Vergangenheit unseres Landes im Spiegel der alten Märchen und Sagen zu betrachten. Das wird besserer Gewinn für unser Volk und seine Cultur sein, als wenn wir in emsiger Wissenschaftlichkeit und endlosen Mühen endlich herausgeklügelt haben, daß etwa König Sigismund eine Urkunde nicht am 23. Juni in den Nachmittagsstunden sondern am 24. Juni eines bestimmten Jahres um die Mittagszeit unterzeichnet hat und etwa nicht in Mähr.-Trübau sondern in Müglitz.

Nichts, was im Munde des Volkes lebt, darf uns zu kleinlich erscheinen, um es achtlos bei Seite zu lassen; mit Sorgfalt müssen wir den Wortschatz des Volkes sammeln, seine Lieder, seine Sprüche, ob sie im Kauderwälsch des Kindes, oder im Munde eines griesgrämigen Alten hörbar werden, verzeichnen, seinem Scherze wie seinem Zorne, seinem Glauben und seinem

Aberglauben Aufmerksamkeit schenken. Zunächst dürfen wir uns nicht abschrecken lassen durch die Gleichgiltigkeit, mit der das Volk selbst unseren Bestrebungen im Anfange begegnen wird. Vielfach ist ihm ja, wie ich schon früher bemerkte, die Misachtung seines geistigen Erbes durch unsere vielgepriesenen Cultur-Fortschritte geradezu anerzogen worden und außerdem ist es kopfscheu gemacht worden durch den Wechsel der politischen Systeme seit Kaiser Josef II. und durch die unverstandenen Schlagworte, mit denen in unserer parlamentarischen Aera ein solcher Systemwechsel dem Volke jedesmal eingetrichtert werden sollte.

Schon vieles Volksthümliche ist im Laufe dieses Jahrhunderts untergegangen, für immer verloren, aber noch liegt eine Fülle des werthvollsten Materials unter der modernen Tünche verborgen, noch ist Vieles zu retten, wenn rechtzeitig Hand angelegt wird, wenn sich eine Anzahl von Männern, die ein Herz für Heimat und Volk haben, zu systematischem Handeln und Sammeln vereinigt und dafür sorgt, daß das Interesse für die heimische Volkskunde in den weitesten Kreisen verbreitet wird.

In einer kleinen Stube eines gewöhnlichen Bauernhauses machte ich erst vor einigen Wochen die Bekanntschaft eines Mannes in ganz bescheidener Lebensstellung, der die Mußestunden von nahezu zwanzig Jahren darauf verwendet hat, seine nähere Umgebung volkskundlich kennen zu lernen. Der wackere deutsche Mann, dessen Namen ich vorläufig nicht nennen darf, zeigte mir seine Sammlungen und ließ mich einen Blick in seine Manuscripte werfen. Ich fand Ueberreichliches; ich überzeugte mich, daß die Gegend, die ab und zu nur in kurzen Berichten den Gegenstand der Besprechung bildet, über welche ein einziges, 65 Jahre altes größeres Buch geschrieben wurde, volksthümliche Schätze besitzt, deren Vorhandensein kaum Jemand ahnt.

Folgen wir diesem Beispiele. Organisiren wir in allen deutschen Gegenden Mährens solche Sammelstellen. Ich hafte dafür, daß wir nach zehn Jahren eine ethnographische Ausstellung für Deutsch-Mähren von außerordentlichem Interesse in der Landeshauptstadt machen können.

Im Vorstehenden glaube ich über den Zweck der folgenden Blätter im Allgemeinen hinreichende Klarheit geschaffen zu haben und es bleibt mir nur mehr übrig, über die Eintheilung des Stoffes einige Worte zu sagen. Er ist in drei Theile zerlegt, die sich von selbst ergeben.

Den ersten Theil bilden Märchen und Sagen, den zweiten die Mundarten, den dritten Volksbrauch im ganzen Umfange des Wortes, Volksmeinung und Aberglauben, Tracht, Lied und Spruch umfassend. Einen weiteren Eintheilungsgrund bildet die ethnographische Karte des Landes selbst, das im Norden drei mundartlich verschiedene Gaue, nämlich das eigentliche Nordmähren, (die Bezirkshauptmannschaften Sternberg und Römerstadt), dann den Schönhengster Gau (Mähr.-Trübau) und das Kuhländchen (Neutitschein) umfaßt. Zwei für sich bestehende Sprachinseln, die Wischauer und die Iglauer, erforderten ebenfalls eine getrennte Behandlung. Endlich wurden die Märchen und Sagen in zwei Gruppen zerlegt, deren erste die allgemeinen und Burgsagen wiedergibt, während die zweite Ortssagen u. z. in der oben erwähnten ethnographischen Reihenfolge behandelt. Eine Unterabtheilung mußte noch in dem Capitel über die Mundarten gemacht werden, weil auf den Dialectunterschied in der Umgebung von Römerstadt, im Teßthale und im Goldenstein'schen aufmerksam gemacht werden mußte.

An Märchen und Sagen wurden nur solche aufgenommen, an deren Herkunft aus deutschem Lande nicht zu zweifeln ist; slavische Sagenstoffe wurden ausgeschlossen oder doch nur insoweit berücksichtigt, als sie eine ethnographische Durchdringung der beiden Volksstämme darstellen oder sonst in Beziehung zum Deutschthum stehen.

Ausgeschlossen wurden ferner jene Sagen, die bereits in deutsch-mährischen Sagensammlungen*) zum Abdrucke gebracht

*) Es bestehen an solchen nur mein: Romantisches Mähren. Olmütz 1882. und Schüller Thom. Sagen aus Mähren Brünn 1888. Beide Sammlungen nehmen auf die nationale Zugehörigkeit der Stoffe keine Rücksicht. Seit Vollendung des Manuscriptes ist inzwischen auch Prof. G. Mikusch „Sagenborn" M.-Schönberg 1892 bei Fr. Slawik erschienen.

wurden, dagegen schien es mir passend, jene deutschen Sagen, die in Zeitschriften und anderen Büchern erschienen, hier abermals zum Abdrucke zu bringen, denn diese Blätter sollen den Grund legen zu einer deutsch-mährischen Volkskunde und sind demnach berufen, das einschlägige Material in aller heute möglichen Vollständigkeit aufzunehmen.

Die Mittheilungen über die Dialecte sind nicht allzu umfassend; man wolle dieselben freundlichst als Proben entgegen nehmen und im Uebrigen meiner Bitte, in der Zukunft fleißig zu sammeln, Gehör schenken. Fast das Gleiche gilt für diejenigen Abtheilungen des Buches, in denen der Volksbrauch behandelt wird.

Auch hier finden sich Lücken, neben ziemlich umfangreichen Schilderungen fragmentarische Skizzen, je nach der Reichhaltigkeit des zu Gebote stehenden Materials. Das kann wohl bei einem ersten volkskundlichen Versuche nicht anders sein. Wer mit den Schwierigkeiten einer solchen Sammelarbeit einigermaßen vertraut ist, wird die Ungleichheit in der Behandlung des Stoffes gewiß begreiflich finden und über diesen Punkt kaum mit mir rechten.

Als Hauptsache erschien mir die Vorführung des schon jetzt vorhandenen Materiales, das trotz seiner Lücken den Kenner nicht enttäuschen, den mit der Heimats- und Volkskunde weniger Vertrauten vielleicht sogar überraschen dürfte, wiewol es anscheinend nur den kleineren Theil unseres geistigen Volkseigenthumes bildet.

Erfüllt das Buch, was ich mir zunächst von ihm verspreche, bringt es die Deutsch-Mährer gegenseitig einander näher, trägt es ein wenig dazu bei, das Gefühl der nationalen Gemeinsamkeit zu wecken, regt es vielseitig zu volkskundlichen Studien an, dann mag es nach zehn Jahren in zweiter besserer Auflage eine wirkliche und wahrhaftige Volkskunde Deutsch-Mährens werden. Möchte mir das Glück zutheil werden, diesen Tag zu schauen; ich würde ihn für einen der schönsten meines Lebens halten. Mit diesem Wunsche übergebe ich die folgenden Blätter ihrem Schick-

sale. Einen Frühlingssonnenstrahl, der in diesem Augenblicke freundlich das Papier vergoldet, nehme ich als gute Vorbedeutung, aber: Unberufen!

Ueber die Quellen und die treuen Mithelfer spreche ich an anderer Stelle.

Olmütz, im April 1892.

Der Verfasser.

Märchen und Sagen.

A. Allgemeine und Burgsagen.

Melusine.*)

An der Stelle des heutigen Schlosses und Dorfes Ullersdorf war vor vielen Jahren nichts als hochstämmiger Wald, in dem viel edlen Wildes sich hielt. Die Herrschaften, in deren Besitz diese prächtigen Waldungen standen, kamen zu Zeiten mit ihrem Gefolge und vielen Geladenen in diese Gegend auf sehr ergiebige Jagden. Eben war der Herr von Ullersdorf wieder ausgezogen mit all' seinen Rittern und Knechten auf eine mehrtägige Jagd. Da hallte der Wald wieder vom lauten Halali der Hörner, vom Rufen und Rasseln der Treiber und vom Gebelle der Meute. Groß war die Beute und jeder darob erfreut. Von Neuem gieng's an's Jagen. Der Wald war weit und Wege fand man keine. Auf diese Weise verlor sich ein junger Ritter von seinem Gefolge, einen Hirsch verfolgend. Nach stundenlangem Reiten sah er sich in der Irre. Umsonst war sein Rufen, sein Blasen in's Horn. So ritt der Junker fürbaß, an sein bevorstehendes baldiges Ende in

*) Der Glaube an Wasserfrauen, (Wassernixen, Wassermänner) war (und ist) in ganz Mähren, wie in Böhmen, Schlesien und ganz Deutschland allgemein verbreitet. Er ist aus der vorchristlichen Cultur, wie vieles andere auch in das slavische Volkswesen übergegangen und zwar wie es scheint, unter Vermittlung des deutschen Elementes, das ihn früher und weiter ausbildete, als das slavische. Die nachstehend mitgetheilte Sage schließt sich der allgemein bekannten Melusinensage innig an, zeigt aber doch eine sehr interessante localmährische Färbung.

der Wildnis denkend. Als er so klagte und nichts um sich achtete, schlug auf einmal das Rauschen einer Quelle an sein Ohr; da fühlte er erst, wie durstig er war und gieng dem sanften Rauschen nach. So kam er heraus aus dem Walde auf eine schöne Wiese. Diese sah aus, als stände sie noch seit dem ersten Schöpfungstage: ringsum uralte Bäume, und um die Quelle die wundersamsten Blumen blühend; dazu sangen die Vögel, wie er es nimmer noch gehört — es war ihm ganz friedlich und heilig zu Muthe, als ob er in einen hohen Dom einträte. Aber wie er sich umsah, erblickte er das Allerwundersamste, das war die schöne Nixe, die auf dem Steine saſs, gekleidet in ein wasserblaues Gewand und das offene Haar mit Perlenschnüren durchflochten. Der Junker vermeinte, ihm gaukle Licht und Sonne ein Blendwerk vor, aber die schöne Nixe rief ihn an mit einer Stimme, die klang so kristallen, wie der Laut der fallenden Tropfen ins ruhige Wasser. „Tritt näher heran Junker Gottfried; ich wuſste wohl, daſs du kommen würdest!“

Da sprach dieser: „Edle Dame, ich beschwöre euch beim Sohne Mariens, daſs ihr mir saget, woher euch diese Wissenschaft stammt?“

Und er beschwor sie im Namen des Heilandes, daſs, wenn das, was er gesehen, ein Blendwerk gewesen, es in Nebel zerrinnen möge; aber die Schöne blieb ruhig sitzen und lächelte ihn holdselig an. — Da gieng es dem edlen Gottfried wie ein Leben und Entzücken durch die Seele und er sprach: „Schöne Dame, ich verzweifelte schon in diesen letzten Stunden, aber da ich euch ansehe, schwindet mir aller Gram und alles Weh, und ich verlange nur Eins, daſs ich euerer holden Gegenwart möchte lebenslang theilhaftig sein; saget mir euren Namen, edle Dame, daſs ich ihn im Herzen tragen mag und in meinen Gebeten nenne.“

Da sprach die Nixe: „Ich heiſse Melusine, und soweit dies Wasser unvermischt mit andern flieſst, soweit geht meine Herrschaft und mein Reich.“ Gottfried sprach: „O, daſs ich bei euch bleiben dürfte, meine Gebieterin; denn ihr habt meine Seele und mein Herz gefangen.“ Da lächelte die Nixe und sah ihn liebreich an. Dann sprach sie: „Gottfried, wenn du mir schwörest, mir in allen Stücken treu zu sein, und nie durch Mistrauen mich zu kränken,

so will ich wohl deine Gattin werden, und du sollst herrschen in meinem Reiche.“ Gottfried sagte: „Wer sollte an deiner Seite leben und dir nicht Treue halten oder dir mistrauen? Ich schwöre dir, Melusine, bei allen Heilwahrheiten der Kirche, bei meiner Liebe und bei dem Tage, da ich dich gesehen, ich will dir Treue und Vertrauen halten.“ Da sprach die Nixe: „So geh' an den Hof des Grafen und lass dich belohnen mit dem wilden Forste, durch den mein Wasser fließt.“ Und sie geleitete ihn und sein Ross in der hereinbrechenden Dämmerung durch die vielverschlungenen Pfade des Forstes, so dass er nicht mehr irren konnte. Dann nahm sie Abschied von dem Geliebten; er aber versprach am folgenden Tage mit all' seiner Freundschaft an den Rand des Forstes zu kommen, um sie abzuholen.

Am andern Tage ritt Gottfried mit vielen ihm verwandten Rittern und Damen wieder zum Forste. Die Gräfin hatte ihm ein stattliches Gefolge an Dienern mitgegeben und ihm aufgetragen, seine Braut als ihre liebe Muhme zu grüßen; auch hatte der Graf ihn willig mit dem wilden Forste belehnt, ihm jedoch gesagt, dass er bessere Absichten mit ihm gehabt, aber Gottfried begehrte nichts weiter. —

Als er nun mit den Herren und Damen hinritt, war er in Sorgen, wie sie Melusine finden möchten. Denn er hatte davon geredet, dass er eine Dame von hohem Range heirathen werde, und nun fürchtete er den Spott, wenn ihn Melusine ganz allein in der Wildnis erwarten würde. Er war daher ganz erfreut und wohl auch erstaunt, als er am Rande des Waldes ein Lustlager aufgeschlagen sah, so prächtig, wie es kaum ein König haben mochte. Da standen ringsum luftige Zelte zu allerlei Gebrauch, aber inmitten war ein großes Gezelt aufgeschlagen von gewirkten Stoffen und verziert mit allerhand köstlichem Gebräme und Fransenwerk. Es waren etliche Ritter, die sprachen: „Ueber solch ein Gezelt verfügt nur der Sultan der Ungläubigen.“

In dem Zelte war eine Tafel aufgerichtet mit dem Besten, was an Speisen und Getränken gefunden werden konnte, und darum machte sich eine ganze Schaar von Dienern zu thun, die waren alle gekleidet in köstliche Gewänder. Die schöne Melusine

aber trat aus dem Zelte und gieng den Kommenden entgegen. Da erstaunte Jedermann über ihre Schönheit und ihr adeliges Wesen, wie nicht minder über die Pracht ihrer Kleidung; denn sie trug einen langen Rock mit eingewirkten goldenen Blumen und ein Kleid darüber von meerfarbiger Seide, mit Perlen und Diamanten bestickt. Auf ihrem Scheitel trug sie eine Krone von Perlen und in ihrem Gürtel leuchtete ein Juwel, das mochte den Werth einer Grafschaft haben.

„Seid willkommen, schöne Damen, liebe Muhmen, seid gegrüßt, edle Herren, werthe Vettern!“ sprach Melusine, und zu Gottfried: „Mein lieber Herr, nehmet fürlieb mit meinem schlechten Empfang im Walde; mein Schloss ist noch nicht so wohl bereitet, dass ich so hohe Gesellschaft nach Gebühr aufnehmen könnte.“ Da sprach Gottfried: „O schönste Frau, wie habt ihr Alles wohl bedacht; besser mag es kein König begehren,“ und die Herren und Damen stimmten dem Lobe bei und priesen laut die Schönheit und Würdigkeit Melusinens und das Glück Gottfrieds. Darauf liess Gottfried den Priester mit Chorknaben vor sich bitten, und er ward vor den edlen Zeugen nach christlicher Weise mit der Melusine zusammengegeben zur Ehe. Darauf ward getafelt und gezecht und ein Ringelrennen beendete das Fest; dazu gab Melusine gar köstliche Preise, also dass Jedermann höchlich zufrieden war. —

So ward eine Woche lang das Fest der Hochzeit gefeiert, und da es in der lieblichen Sommerszeit war, gefiel es Allen gar wohl in dem Lager und im Walde. Am zehnten Tage jedoch ward der Valettrunk gereicht, und die Gäste brachen auf, nachdem sie sich vielmals ob der guten Bewirthung mit höflichen Reden bedankt. Als nun Alle fort waren, ließ Melusine prächtig geschirrte Pferde vorführen und sprach zu Gottfried: „Gefällt es dir, herzlieber Gemahl, so wollen wir nach meiner Burg reiten, darin du fortan der Herr und Gebieter sein sollst.“ Das war nun Gottfried gar wohl zufrieden, und sie ritten in den Forst hinein. Als sie eine Weile geritten waren, erstaunte Gottfried sehr, da er feine Wege in den Wald gehauen sah, wo vorher nur eitel Gestrüpp und Wildnis gewesen, und als sie sacht darauf

fortritten, erreichten sie bald darauf ein prachtvolles Schloss. Das war gebaut mit großer Kunst zur Lust und zum Trotze. Ringsum zog sich ein breiter Graben und ein Wall, der den Frieden wohl wehren konnte; an den vier Ecken fanden sich stattliche Thürme, und der Bau des Palastes war so prächtig, dass man meinte, es sei eines Königs Wohnung. Um die Burg herum lief ein Lustgarten; darin fand sich allerlei zahmes Wild, Fischteiche und Laubengänge, kurz Alles, was den Sinn nur erfreuen mag. Der junge Graf hob gar wohlgemuth seine Gemahlin vom Rosse. Da kam ihm aus der Burg eine ganze Schaar Diener entgegen, die seine Farben trugen und ihn als ihren Herrn bewillkommneten. Melusine führte nun ihren lieben Eheherrn durch die Burg, durch Gänge, Säle und Kammern, die alle auf das Beste bestellt und eingerichtet waren. Gottfried erstaunte ob der Pracht, denn so hatte er es am Hofe seines Oheims nicht gesehen. Da nun Gottfried darob staunte, wie in diese Wüstenei ein solches Schloss möchte gekommen sein, sprach Melusine: „Das haben meine Bauleute für mich aufgerichtet, während wir draußen Hochzeit hielten.“ — So zogen sie denn mit Freuden ein. Am andern Morgen, da sie aufstanden und hinaustraten auf den Söller, deutete Gottfried auf ein seltsames Bauwerk im Garten, das er gestern nicht wahrgenommen hatte. Dasselbe war ganz rund und aus glatten Marmorsteinen aufgebaut, aber es hatte nirgends Fenster, nur eine erzene Thür führte darein. Da fragte Gottfried: „Liebe Frau, was soll der seltsame Bau?“ Melusine antwortete: „Das ist mein Geheimnis und mein Heiligthum, an das du nicht rühren sollst. Gedenke deines Schwures, dass du mich nie durch Mistrauen kränken wollest. Nur unter dieser Bedingung kann ich bei dir bleiben, und die musst du halten. Jeden Freitag von Sonnenaufgang bis zum Niedergang werde ich mich in diesen Raum verschließen; du aber folge mir nicht, noch forsche mir nach!“ Solches schwur ihr Gottfried zu. Darauf ward Melusine gar fröhlich und bewies ihrem Gemahl ihre Liebe in jeder Weise.

Das Glück lächelte über dem Schlosse und Gottfried pries täglich die gute Stunde, die ihn Melusine hatte finden lassen. Er lebte mit ihr in größter Einigkeit und erfreute sich ihrer unver-

weltlichen Schönheit und ihrer weisen Reden; denn sie wufste Bescheid in allen Dingen und unterwies ihre Kinder in jeder Wissenschaft. Es gab keinen erfreulicheren Anblick, als sie mit ihrem Gemahl inmitten ihrer Kinder sitzen zu sehen.

Aber auf Erden hat nichts Bestand, am wenigsten das Glück; und das sollten Gottfried und Melusine erfahren, just da sie meinten, ihrem Glück eine feste Burg gebaut zu haben.

Es kam eines Tages auf die Burg des Grafen Gottfrieds Bruder; der wurde gar freundlich aufgenommen und Melusine nannte ihn vom Herzen willkommen als ihren lieben Schwager. Zu dessen Ehren ward ein großes Gastmahl gehalten. Sechs Tage lang dauerten diese Lustbarkeiten. Am siebenten, da es ein Freitag war, fragte Graf Raimund seinen Bruder Gottfried: „Wo ist deine Gemahlin, lieber Bruder; ist sie unpafs, dafs sie nicht sichtbar wird?“ Darauf theilte ihm Gottfried das räthselhafte Fernbleiben seiner Gemahlin an allen Freitagen mit. Da schüttelte Graf Raimund das Haupt und sprach: „Mein Bruder, das ist wider deine Ehre. Wie mag ein Weib sich zweiundfünfzig Tage im Jahre vor ihrem Manne geheim halten? Und weißt du nicht, ob sie nicht unziemliches darin verbirgt, ja, Gott behüte uns! einer fremden, heidnischen Weise dient! Da ich hierher reiste, kam mir ein Geraune und Gerede der Leute vor Ohren, als sei deine Frau ein lebendiges Gespenst und treibe Blendwerk mit dir.“ Als Gottfried dies hörte, griff er nach seinem Schwerte und sprach zornig: „Wer es wagt, meines Weibes Ehre anzuzweifeln, dem will ich eine böse Stunde bereiten!“ — Der Bruder aber erwiderte: „Erzürne dich nicht, aber halte zu deinem Rechte und siehe, was dein Weib dort treibt.“ Gottfried sagte: „Ich kann es nicht; es ist mein treues, liebes Weib, das mir nie Anlafs zu Mistrauen gegeben, und ich habe als Ritter einer Dame geschworen.“ Raimund aber ließ nicht nach ihm einzureden, so dafs er am Ende seines Schwures vergafs und nach Melusinens Heiligthum hineilte. Die erzene Thür war verschlossen; aber er stemmte sich mit aller Wucht seines starken Leibes dagegen. Da gab sie nach und that sich auf. Aber er sah vor sich eine zweite Thüre; die war gefertigt aus den stärksten eichenen Bohlen und

mit Bändern und Riegeln von Stahl beschlagen. Die konnt' er nicht öffnen. Da er aber um so neugieriger wurde, so bohrte er mit seinem scharfen Schwerte ein Loch hinein und legte das Auge daran, dass er in das Innere sehen konnte. Da that vor seinem Blicke eine Runde sich auf, erfüllt mit grünlichem Lichte und wogendem, flutendem Wasser, das hin und her wallte; im Wasser aber saß Melusine nackt bis zum Gürtel und so schön von Angesicht, wie er sie kaum je gesehen zu haben meinte; aber nur bis zum Gürtel war sie Weib, von da an war sie Fisch, Drache oder Schlange; schuppig, silbern und blau wie Lazur ringelte sich der Fischschwanz und peitschte, wie sie sich wandte, das lichte Wasser zu milchigem Schaume. Da erfasste Gottfried ein grimmiges Entsetzen, und er wandte sich eilends zur Flucht. Als er wieder in sein Gemach trat, war er bleich und erschöpft, denn es dünkte ihm kein Kleines, an ein Weib mit einem Fischschwanze gebunden zu sein. Wie nun die ersten Sterne blinkten, öffnete sich sein Gemach und Melusine trat zu ihm, eine Kerze tragend, schön und lieblich, wie ein Sommertag. So bot sie ihm den Abendgruss. Aber sein Herz war voll Zorn und Grimm und ihr milder Blick, ihre holde Rede sänftigten ihn nicht, als sie ihm die Hand auf den Arm legte und ihn fragte: „Lieber Gatte, was grämet dich?" Da stieß er die weiße Hand von sich und rief: „Hebe dich von mir, gräulicher Wurm, der meinen Sinn verwirrt!" Als er solches gesprochen hatte, erschrack er selbst vor seiner Rede. Aber Melusine blickte ihn an mit unsäglicher Traurigkeit. „Gottfried, was thatest du?" rief sie; „wehe, unser Glück ist nun verloren auf immer, denn nun darf ich nimmer bei dir, nimmer bei meinen Kindern bleiben; noch in dieser Stunde muss ich scheiden, und nie mehr siehst du mich wieder!" Da rief Gottfried: „Geliebteste, nur unbedachter Zorn redet aus mir, vergieb und vergiss! Bleib bei mir, und erbarmst du dich nicht meinetwillen, so thu's deiner Kinder wegen!" Melusine wand sich in unendlichem Schmerze. „Es steht nicht mehr in meiner Macht, zu bleiben. Das Schicksal ist stärker als ich," sprach sie. „Wüsstest du, wie ich leide, du machtest mir durch dein Klagen das Scheiden nicht noch schwerer. Könnt' ich sterben

in dieser Stunde, es wäre Balsam!“ Gottfried rief: „Melusine, ich lasse dich nicht, ich halte dich in meinen Armen; wer will dich mir entreißen?“ Da rang sie sich los, und er sah, dass der untere Theil ihres Leibes sich wieder in einen Fisch verwandelte, und da er erstarrt zurückwich, schwang sie sich auf und durch's Fenster hinaus in die Nacht. Von draußen klang ihm ihr letzter Abschiedsruf, ihr letzter Klagelaut. Aber dann schwang sie sich höher, und über der höchsten Zinne breitete sie die Hände aus und rief! „Schütze dich Gott mein herrliches Schloss! Walte über dir das gute Glück! Schlafet meine Kinder, wachset und gedeihet! Glück und Friede, Ruhm und Freude sei mit euch! Gottfried! leb' wohl! Lebe wohl, Leben, lebe wohl, Liebe, lebe wohl Alles, was ich erfahren, Lust und Leid.“ Als sie so gesungen, schwang sie sich weiter hinein in die Nacht, die freuden- und sternenlos über die Burg herabsank. — —

Am andern Morgen nach der Nacht, in der Melusine verschwunden, war auch ihr Heiligthum spurlos verloren. An seiner Stelle blieb nur ein stiller, tiefer Quell; auf dem schwamm eine Wasserrose. — Das Leid Gottfried's war groß. Mit ihm trauerten seine Söhne und all sein Gesinde ob des Verlustes der schönen Frau. Sie konnten sie nicht missen und vergessen. Aber auch Melusine vergaß die Ihren nicht. Oft, in den Freitagsnächten besonders, ward ihr klagender Gesang gehört. Gottfrieds Leid nahm aber kein Ende. Er beschloss, Melusine zu suchen. So zog er denn sein ritterliches Gewand aus, gürtete das Schwert ab und legte den Schild nieder; dafür zog er ein härenes Kleid an, nahm einen Stab in die Hand und wanderte, wanderte, bis er ein müder, alter Mann geworden war, mit grauem Haar und Bart. Nun gedachte er oft des Wortes, das Melusine in ihrer Abschiedsstunde geredet, dass dem Lebenden der Tod Barmherzigkeit sei. — So kehrte er nach manchen Irrfahrten wieder zur Heimat zurück und gieng auf ihren Straßen, ein ungekannter Wanderer. Er gieng an den stolzen Bauten vorbei, die Melusine einst errichtet und die ihr Bildnis trugen, bis er eines Tages, da die Sonne sinken wollte, wieder in den großen Forst kam. Er hörte das Wasser murmeln und es zog ihn nach; so kam er

wieder auf die große, schöne Wiese im Walde. Die war erfüllt vom Rosenlichte des Sonnenunterganges, wie ehemals vor vielen Jahren, und wie ehemals saß auf dem Stein vor ihrer Grotte seine Melusine, schön und jung wie immer. „Melusine!“ rief er; „Melusine, Geliebte, so finde ich dich dennoch wieder am Ziele meiner Wanderschaft.“ — Sie breitete ihre Arme aus und rief: „Sei willkommen, Gottfried, mein Geliebter! Ich habe deiner geharrt!“ Da sank er in ihre Arme; sie küsste ihn und küsste ihn abermals. Da ward Lust und Leid in ihm übermächtig und er starb.

Nun war seine Wallfahrt vollendet und er war von hinnen genommen, da seines Lebens höchster Wunsch erfüllt worden und er sie, die er so heiß geliebt, so tief betrübt wiedergesehen hatte. In ihren Armen hielt Melusine die erstarrte Gestalt des greisen Gatten und weinte bitterlich. Wieder schwang sie sich auf und wehklagt heute noch in stürmischen Nächten über den Verlust ihres lieben Gatten.

Die Wassernixe.

Der Schlossherr Dietrich von Leschna hörte öfter in hellen Sommernächten ein seltsames Plätschern, das von einem lieblichen Gesange begleitet wurde, in dem Weiher eines stillen Thales, das sich von seiner Burg gegen die Ortschaft Hustopetsch hinzog. Neugierig geworden, verbarg er sich einst in heiterer Vollmondnacht in der Nähe des kleinen Teiches und sah nun eine schöne Jungfrau, welche rasch untertauchte, als sie sich beobachtet sah, bald aber wieder an der Oberfläche erschien und den unterbrochenen Gesang fortsetzte.

Einst suchte Herr Dietrich die Jungfrau zu haschen, allein sie schleuderte ihm einen Strahl des Wassers in's Gesicht und verschwand in den Wellen. Wieder und wieder erschien Dietrich am Rande des Weihers und als er einmal in das Wasser gefallen war, blieb der Nixe nichts übrig, als ihren Anbeter herauszuziehen. Sie schwuren sich sodann ewige Liebe und Treue und der Schloss-

herr besuchte die Wasserfee täglich. Endlich versprach sie ihrem Ritter, ihn auch einmal auf seiner Burg zu besuchen und stellte die Bedingung, dass sie Niemand um ihre Abstammung frage.

Sie erschien auch einstens in einer mondhellen Nacht, weiß gekleidet und von einem zwerghaften Knappen begleitet, auf der Burg. Die beiden Schwägerinnen Dietrichs und sein Bruder Zawisch nahmen die Fremde denn freundlich auf und diese verließ bald wieder das Schloss. Zawisch meinte dann, die Sache sei ihm sonderbar vorgekommen, denn das Fräulein habe ein Kleid getragen, dessen Saum nass gewesen sei und der kleine Knappe sei ihm wie ein schuppiger Fisch vorgekommen. Am Ende sei es eine Nixe gewesen. Der Schlosshauptmann Barnabas bestättigte diese Vermuthung und durch diese beiden verleitet, beschloss Herr Dietrich, sein Verhältnis mit der Nixe abzubrechen und um die schöne Hildegunde, die Tochter des Schlossherrn von Rzikowitz zu freien.

Bevor jedoch diese Hochzeit zu Stande kam, starb Ritter Zawisch plötzlich. Endlich wurde die Hochzeit Dietrichs mit allem Prunke auf Burg Leschna gefeiert. Vom Tanze erhitzt, begab sich Hildegunde am zweiten Tage des Vermählungsfestes in ein Nebengemach zur Ruhe, als die Nixe in Gestalt eines schönen Fräuleins — Hildegunde hielt sie für eine entfernte Verwandte — vor ihr stand und ihr eine Schnur der schönsten Perlen zum Brautgeschenke anbot.

Hocherfreut flocht sie Hildegunde in's Haar und erschien wieder im Festsaale des Schlosses.

Wie erschrak sie jedoch, als man ihr von allen Seiten rieth, das kostbare Geschenk sofort wieder abzulegen, denn Perlen, so sagte man, bedeuten Thränen.

Hildegunde befolgte den Rath. Als sie sich jedoch am andern Morgen vom Lager erhob, fiel ihr erster Blick auf die Leiche des Gatten, der in dieser Nacht gestorben war.

Der arme Hans.

Hans stand am Sarge seiner guten Mutter, einer armen Wittwe, die ihn innig geliebt und in Gottesfurcht erzogen hatte. Namenloser Schmerz bedrückte den trostlosen Knaben, dem kein freundlicher Blick des liebevollen Mutterauges mehr lächelte. Flehend zog er von Thür zu Thür und bat um Brod und Obdach. Aber die Thüren der Menschen blieben verschlossen wie ihre Herzen. Da zog der arme Hans hinaus auf die Haide und klagte sein Leid den Lüften und den Bäumen. „O Mutter," — rief er in bitteren Thränen — „wär ich doch bei dir im Grabe! Hartherzig sind die Menschen, sie verweigern dem Hungernden Brod und dem Frierenden ein Obdach." Da umfächelte ein linder Wind die heiße Stirn des jammernden Knaben und als er aufblickte, sah er vor sich eine Hütte stehn, die er vorher gar nicht bemerkt hatte.

Muth fassend klopfte er an die Thür der Hütte. Sofort wurde diese geöffnet und es trat ein kleines, graues Männchen heraus, dem ein silberweißer Bart bis an die Beine herabfloß.

„Was ist dein Begehr?" frug der kleine alte Mann.

„Ach meine Mutter ist todt," antwortete Hans, „und mich friert und hungert."

„Du sollst Speise und Trank und Obdach bei mir haben, so lange du treu und fleißig bist" -- sagte das Männlein — „und sobald du vermagst, jenes Klotz dort über die Schwelle meiner Hütte zu wälzen, ist der Dienst bei mir zu Ende."

Er wies dabei auf einen dicken Baumstamm, der in der Nähe der Hütte lag. Hans schlug ein und trat bei den Alten in Dienst, zufrieden, dass ihm der liebe Gott einen solchen Beschützer gesandt hatte.

Täglich verrichtete er nun bei dem Alten die Dienstleistungen eines Knechtes und allmorgendlich, wenn er aufstand, versuchte er seine Kraft an dem Baumstamme, aber dieser rührte sich nicht vom Flecke.

So vergiengen die Wochen, Monate und Jahre. Hans war inzwischen ein großer, schöner Jüngling geworden.

Eines Morgens stand er auf, versuchte, wie gewöhnlich, seine Kraft an dem Holzklotze und — siehe da — es bewegte sich und mit leichter Mühe wälzte es Hans über die Schwelle der Hütte.

Da stand auch schon das kleine Männchen und sprach: „Deine Dienstzeit, mein lieber Hans, ist aus. Du mußt nun in die Welt hinausziehen und dir selbst dein Brod verdienen. Weil du mir treu und fleißig gedient hast, gebe ich dir dies Schwert, diese Flöte und diese drei Schlüssel aus Eisen, Silber und Gold zum Lohne."

An's Gehorchen gewohnt, nahm Hans von dem freundlich winkenden Manne Abschied und zog mit seinen Geschenken in die weite Welt hinaus.

Viele Meilen weit war Hans schon gewandert, als er an den Hof eines Königs kam, der unzählige Schafheerden besaß und gerade einen verläßlichen Schäfer für seine weißwolligen Schafe suchte. Hans meldete sich; sein bescheidenes Auftreten gefiel dem König und so wurde Hans ein Schäfer. Er trieb nun die Heerde hinaus in die Berge und lernte das Flötenspiel. Es dauerte nicht lange, da wußte er so schön zu spielen, daß es selbst den Schafen gefiel, welche stets in seiner Nähe blieben, so oft er spielte. Aber auch das Schwert suchte er hervor und lernte dessen Handhabung. Dadurch stählte er die Muskeln seines Armes und wenn ein Wolf in die Schafheerde einbrach, so schlug er ihm mit dem Schwerte den Kopf ab. Doch verbarg er das Schwert und die Flöte sowohl wie die drei Schlüssel vor Jedermanns Auge.

Eines Tages war ihm ein Schaf seiner Heerde in Verlust gerathen. Er zog aus, es zu suchen. Die Spur führte ihn in einen großen düstern Wald, wo er den Weg gänzlich verlor. Nachdem er eine Weile umhergeirrt war, stand er plötzlich vor einem großen schönen Schlosse, das ringsum mit hohen Mauern und einem tiefen Graben umschlossen war. Als er sich der Zugbrücke näherte, sah er, daß das große eiserne Schloßthor von zwei Leoparden bewacht war, die sich knurrend erhoben und Miene machten, den fremden Mann zu zerreißen. Hans aber zog sein Schwert und drang auf die Thiere ein, indem er sie durchbohrte, daß sie todt zu Boden sanken. Er stand nun vor

dem geschlossenen Thore. Da erinnerte er sich der Schlüssel, die ihm das alte Männlein geschenkt hatte und zog den aus Eisen hervor. Richtig paßte er. Hans öffnete die Pforte und trat in den Schloßhof. Allein da sah er, daß er vor einem zweiten Graben und einer zweiten Mauer stand. Vor der Zugbrücke und dem wie Silber schimmernden Thore hielten zwei Löwen Wacht. Entschlossen wollte Hans auch in das zweite Thor dringen, da bemerkte er, daß es Nacht werde uud erinnerte sich seiner Pflicht als Schäfer. Er verschloß das eiserne Thor mit seinem Schlüssel, bezeichnete sich vorsichtig den Weg, den er gekommen war, mit abgebrochenen Baumzweigen und suchte seine Heerde wieder auf. Am andern Morgen war er schon zeitlich im Walde, gieng zu dem Schlosse, trat durch das eiserne Thor ein und stürzte furchtlos den beiden Löwen entgegen, die er mit seinem Schwerte tödtete. Aber auch das silberne Thor war verschlossen. Da erinnerte sich Hans wieder der Schlüssel, zog den aus Silber hervor und richtig paßte dieser zu dem silbernen Thore.

Freudig sprang Hans in den zweiten Schloßhof, aber siehe da, abermals stand eine Ringmauer und ein breiter Graben da und auf der Zugbrücke lagen zwei geflügelte Drachen mit stechendem Auge und giftgeschwollenem Leibe, Jedem den Tod drohend, der versuchen würde, sich zu nähern.

Schon wollte sich Hans auf die Drachen stürzen, um den Eingang durch das wie Gold glänzende Thor zu erzwingen. Da hörte er den Ton eines Glöckleins und erinnerte sich wieder seiner Schäferpflichten. Eilends schloß er die beiden Thore und kehrte zu seiner Heerde zurück.

Am dritten Tage eilte Hans wieder dem Schlosse zu, öffnete die beiden Thore und stürzte sich tapfer auf die beiden Drachen, die mit geöffnetem Rachen auf ihn losfuhren, während die schuppigen Leiber der Ungeheuer ihn zu umschlingen drohten. Der Kampf dauerte lange, aber endlich hieb er den Thieren mit seinem guten Schwerte die Köpfe ab und öffnete das dritte Thor mit dem goldenen Schlüssel, den ihm das alte Männlein gegeben hatte.

Freudvoll sprang er in das Innere des mit Marmor gepflasterten Hofraumes und wußte sich vor Staunen nicht zu fassen.

So groß war die Pracht, die er sah. Eine Reihe von Gemächern, eines prachtvoller und schöner wie das andere, öffnete sich vor ihm und wohin er sah, überall lagen auserlesene Kostbarkeiten an Kleidern, Gold und Juwelen vor ihm. In den Marställen wieherten stolze Rosse und die herrlichsten Waffen hiengen an den Wänden.

Geblendet von so großer, nie gesehener Pracht, kehrte Hans, nachdem er die Thore des Schlosses sorgfältig verschlossen hatte, zu seiner Heerde zurück.

Da geschah es einmal, daß der König ein Turnier ausschrieb in seinem Reiche und alle Ritter des Landes und der benachbarten Reiche an seinen Hof lud, um ihre Tapferkeit und ihr Geschick im Kampfesspiele zu erproben. Ein Kranz aus blühenden Blumen, von Wallfried, der holdseligen Tochter des Königs, sollte der Siegeslohn des tapfersten Ritters sein.

Hans erfuhr davon und dachte: Ei, da könntest du wohl mithalten. Wenn du Leoparden, Löwen und Drachen bezwingen kannst, wirst du wohl auch am Turnierplatze mit Ehren bestehen. Gedacht, gethan.

Als der Tag des Festes gekommen war, eilte Hans in sein Waldschloß, wählte sich aus der Waffensammlung eine Rüstung aus Eisen, sattelte einen feurigen Rappen aus dem Marstalle und erschien mit geschlossenem Visier vor den Schranken des Turnierplatzes. Man wollte den Unbekannten nicht einlassen, aber Hans sagte den Herolden, ein Gelübde hindere ihn, das Visier zu öffnen, er wolle es nach beendetem Kampfspiele thun. Da ließen sie ihn ein und Hans war so geschickt, daß er einen Ritter nach dem andern in den Sand warf. Da schmetterten die Trompeten und jubelte das Volk. Mit hold lächelndem Auge reichte die schöne Königstochter dem unbekannten Ritter, der sich mit Anstand verneigte, den Siegeskranz. Dann bestieg er eilends den Rappen und sprengte davon. Die Rüstung barg er wieder im Waldschloß und den Siegeskranz fügte er den andern Kleinoden bei.

Einige Zeit darauf schrieb der König abermals ein Kampfspiel aus und wieder sollte ein Blumenkranz aus den Händen

Wallfrieds der Lohn des Siegers sein. Da begab sich Hans zum zweiten Male in das Waldschloß, suchte sich eine silberne Rüstung in der Waffenkammer, einen Schimmel aus dem Marstalle und stellte sich auf dem Turnierplatze wieder mit geschlossenem Visier ein. Nachdem er, wie das erste Mal gesiegt hatte, spendete ihm die holde Wallfried abermals den Siegeskranz und eilends bestieg er wieder sein Roß und sprengte dem Waldschlosse zu. Dort verbarg er seine Rüstung, suchte die Heerde wieder auf und freute sich des doppelten Sieges und der schönen Kränze.

Wallfried und der König sendeten Kundschafter aus, um zu entdecken, wer der fremde Ritter sein möge. Doch niemand verfiel auf den bescheidenen Schäfer, der still seine Heerde weidete und sich seiner Siegeskränze freute.

Da beschloß der König, ein drittes Turnier abzuhalten, um den unbekannten Ritter herbeizulocken und ließ verkünden, daß der Preis des Sieges wiederum ein Blumenkranz sei, den seine Tochter spenden werde. Aus allen Landen kamen die tapferen Ritter gezogen und kurz vor Beginn des Kampfspiels erschien auch der unbekannte Ritter, einen prächtigen Goldfuchs reitend und schimmernd im Glanze goldener Rüstung. Auch diesmal errang er den Preis des Sieges und schnell wie der Blitz war er wieder verschwunden, obwohl der König Alles vorbereitet hatte, ihn aufzuhalten.

Wallfrieds Auge floh der Schlaf und ihr Herz verzehrte sich in Sehnsucht nach dem tapfern Sieger. Hans aber saß gar oft in Träumereien versunken inmitten seiner Heerde und gedachte der schönen Königstochter. Manchmal zog er die Flöte heraus und blies sich ein schwermüthiges Lied.

Da gieng einmal die Königstochter mit ihrer Zofe vorüber und hörte das Spiel, das ihr außerordentlich gefiel.

Sie frug die Zofe: „Wer spielt denn so schön die Flöte?“

„Es ist der Schäfer Hans,“ sagte diese.

„Warum spielt er wohl so traurig,“ frug die Königstochter weiter.

„Ich weiß es nicht, Herrin,“ sagte die Zofe, „doch sah ich, wie er gestern drei Blumenkränze hervorzog und sie küßte.“

Da erröthete die Prinzessin, — sie wußte selbst nicht warum — schritt auf den Schäfer zu und sprach.

„Schäfer, du sollst mir den Unmuth durch deine schöne Musik verscheuchen. Sieh, es ist ein fremder Prinz gekommen, der sich für den Sieger in den Turnieren ausgiebt und meine Hand verlangt."

Da war es Hans, als ob er einen Schmerz im Herzen fühle und unwillkürlich griff er mit der Hand an die Seite. Dabei fielen ihm aber drei Kränzlein aus dem Wamms, welche die Prinzessin augenblicklich erkannte. Sie rief ihren Vater herbei und sprach:

„Vater, hier ist der tapfere Sieger in unseren Kampfspielen." Der König war sehr erstaunt, aber Hans erhob sich mit edlem Anstand, erzählte ihm alle seine Schicksale, zeigte ihm das Waldschloß und seine Schätze und bat um die Hand der Prinzessin. Wallfried war darüber sehr erfreut, nahm ihn zum Manne und der alte König theilte mit ihm sein Reich, das Hans so gut in Ordnung hielt wie seine Heerde.

Die Prinzessin und Hans waren sehr glücklich und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

Hund und Wolf.

Am Kirchplatze in Wachtl wohnte vor Zeiten ein Fleischhauer, Vorberger genannt, und dieser hatte einen Hund, der schon alt war und seine Dienste nicht mehr recht versehen konnte. Eines Tages sagte Vorberger zu dem Hund: „Geh', such dir einen andern Dienst, ich kann dich nicht mehr brauchen." Traurig schlich der Alte von dannen und dachte nach. was er nun beginnen solle. Sein Weg führte ihn bei einem Schneider vorbei, und da fand er eine alte Tasche, die er sich umhängte, weil er annahm, er könne sie noch einmal brauchen. Eine Strecke weiter kam er bei einem Schuster vorbei, woselbst verschiedene Lederfleckchen herumlagen, die er alle aufnahm und in seine Tasche

steckte. Nun ging der Weg nach dem Niederwald. Kaum war er in denselben eingetreten, so vertrat ihm plötzlich der Wolf den Weg. „„Halt! wohin alter Bursche!““ „In die Welt, um mir Arbeit zu suchen.“ „„Was treibst du für ein Handwerk?““ „Ich bin ein Schuster und hoffe, mich jetzt recht nützlich machen zu können.“ „„Wie das?““ fragte verwundert der Wolf. „Ja, siehst du, es wird heuer ein sehr strenger Winter kommen, so daß ein paar gute Stiefel mehr werth sein werden, als alle Schätze der Welt; und da hoffe ich denn, mir für meine alten Tage noch ein gutes Stück Geld verdienen zu können.“ „„Höre, Freund,““ sprach der Wolf, „„wenn die Sache so richtig ist, musst du erst bei mir bleiben und mir ein paar tüchtige Stiefel machen, bevor du weiter ziehen kannst.““ „Gut,“ sagte der Hund, „ich bleibe, wenn du mir alles herbeischaffst, was ich dazu nöthig habe.“ Der Wolf versprach bereitwilligst, für alles zu sorgen und half zunächst dem Hund eine Hütte herstellen. Als unser Meister wohnlich eingerichtet war, verlangte er, daß ihm der Wolf einen schönen Ochsen bringe, damit er das nöthige Leder für die Schuhe bereiten könne. Der Wolf eilte, da die Nacht schon hereingebrochen war, in's Dorf und brachte dem Hunde einen hübschen Ochsen, worauf er ihm einprägte, recht fleißig zu arbeiten, damit er die Stiefel schon fertig fände, wenn er nach acht Tagen wieder käme. Der Hund ließ sich's nun durch acht Tage recht wohl sein, lag auf der Bärenhaut und mästete sich von dem vortrefflichen Fleische des Ochsen. Nach acht Tagen erschien der Wolf und verlangte seine Stiefel. „Ja, lieber Freund,“ sprach der Hund, „die Stiefel müssen, wenn sie warm sein sollen, mit Pelz gefüttert werden; dazu brauche ich zwei schöne Schafe.“ — Der Wolf war's zufrieden, stahl einem Bauer zwei Schafe, brachte sie dem Hund und versprach, nach acht Tagen wieder zu kommen und seine Stiefel zu holen. Der Hund setzte sein behagliches Leben durch eine Woche fort, und als der Wolf kam, sagte er: „Die Stiefel sind bereits fertig, aber sie müssen, um den vielen Schnee aushalten zu können, gut geschmiert werden. Ich brauche daher noch ein fettes Schwein, um sie vollständig fertig zu machen.“ „„Gut,““ sprach der Wolf, „„auch das sollst du haben,““ und lief rasch

in die Mühle, wo er ein fettes Schwein stahl und es dem Hunde brachte. Als aber der Wolf nach acht Tagen wieder kam und endlich seine Stiefel haben wollte, machte der Hund ein trauriges Gesicht und sagte: „Lieber Wolf! Die Stiefel waren ganz fertig, auf's beste geschmiert und hingen hier vor der Hütte zum Trocknen. Da kam so ein Landstreicher daher und stahl mir dieselben. Ich weiß nun wirklich nicht, wie ich dich dafür entschädigen werde." Da wurde der Wolf wild und rief: „„Die Sache läßt sich durch gar nichts gut machen, du mußt dich mit mir schlagen! Geh' hin, suche dir gute Helfer und finde dich Abends bei der großen Linde am Eingange des Niederwaldes ein; ich werde mit meinen Helfern bereits dort sein."" Der Hund war es zufrieden und machte sich sofort auf den Weg in's Dorf, um sich seine Helfer zu suchen. Gleich bei einem der ersten Häuschen hörte er einen Ziegenbock erbärmlich meckern. Er trat zu ihm und fragte nach der Ursache. „„Ach,"" sagte der Ziegenbock, „„ich habe im Garten einen Pfropfer (ein gepfropftes Bäumchen) abgefressen und deshalb tüchtig Prügel bekommen."" „Geh', lass das Klagen," entgegnete der Hund, „und komm mit mir, du wirst es viel besser haben." Der Vorschlag gefiel dem Ziegenbock und er ging mit. Nun kamen sie bei einem Bauernhof vorbei und hörten das klägliche Miauen eines Katers. „Was hast denn du angestellt, armer Tropf," fragte der Hund. „„Ich habe meiner Wirthin ein bischen Schmetten weggenascht und dafür hat sie mich jämmerlich durchgebläut."" „Komm mit mir," sprach freundlich der Hund, „und du wirst es nie zu beklagen haben." Als die drei nun so weiter zogen, trafen sie auf einem Zaune einen Hahn, der aus Leibeskräften krähte. Der Hund, welcher alle Tonarten seines alten Freundes nur zu gut kannte und gleich weg hatte, daß hier etwas nicht in der Ordnung sein müsse, fragte theilnehmend: „Was ist dir denn zugestoßen, alter Freund?" „„Nicht mehr und nicht weniger, als daß ich morgen geschlachtet werden soll,"" erwiderte traurig der alte Gockel. „Weißt du was, lieber Freund," redete ihm der Hund zu, „komm mit uns und du sollst noch herrliche Zeiten erleben." Der Hahn flog herab und schloß sich mit Freuden der Gesellschaft an.

Mittlerweile war der Abend hereingebrochen und unsere tapfere Schaar machte sich auf den Weg zum Niederwald. Der Wolf hatte als Helfer den Bären und das Wildschwein genommen, war rechtzeitig mit ihnen am Kampfplatze erschienen und traf auch sofort seine Vorkehrungen. Da er aber begierig war, zu erfahren, was für Helfer der Hund mitbringen werde, mußte der Bär auf die große Linde hinaufklettern, um nach den Gegnern auszublicken. Kaum war er oben, so rief er aus: „Weh' uns! eine erschreckliche Schaar Krieger zieht heran. Allen voran schreitet ein bärtiger Geselle mit zwei gewaltigen Schwertern an der Stirn, bereit, jeden, der ihm entgegenkommt, zu durchbohren.*) Dem Hund zur Rechten marschiert ein Krieger mit glühenden Augen und einer furchtbaren Lanze, die er weit hinter sich nachzieht;*) zu seiner Linken ein anderer mit einer rothen Säge und einer Menge scharfer Sicheln.**) — Nach diesem Berichte ergriff die drei Helden ein furchtbarer Schrecken. Das Wildschwein verkroch sich sofort in einen Ameisenhaufen, der Wolf in den hohlen Stamm der Linde, während der Bär den höchsten Gipfel derselben erklomm.

Als nun der Hund mit seinen Begleitern ankam, wunderte er sich sehr, daß der Wolf noch nicht da sei, und wusste nicht, was er jetzt anfangen solle. Bald jedoch waren seine Zweifel gelöst. Aus dem Ameisenhaufen, in den sich das Wildschwein verkrochen, schaute eine Ohrenspitze heraus, die sich etwas bewegte. Der Kater sah das, glaubte, es sei eine Maus und stürzte darauf los. Als sich das Wildschwein am Ohr gefasst fühlte, brach es aus seinem Versteck hervor und rannte ganz blind vor Angst und Entsetzen derart an den Stamm der Linde an, daß es mit zerschmettertem Schädel liegen blieb. Der Kater war vor jähem Schreck nach Katzenart am Stamme der Linde emporgefahren, worüber wieder der Bär, der darin einen Angriff auf sich erblickte, vor Entsetzen den Halt verlor, von der Linde herabstürzte und sich todt schlug. Den Wolf hatte im Innern des Baumes der Schreck getödtet und der Kampf war somit zu Gunsten des Hun-

*) Der Ziegenbock.

*) Der Kater. **) Der Hahn.

des entschieden. Mit den versprochenen guten Zeiten für die Helfer sah es aber schlecht aus; der Hund nahm die ganze Beute für sich; der Ziegenbock mußte sich wieder Laub und Gräser suchen, der Kater wieder Mäuse fangen und der Hahn nach Körnern scharren.

So lohnte der alte Feinschmecker seine wackeren Kampfgenossen.

Die Wundertulpe.*)

Trübe erhellten die flackernden Späne die ländliche Stube, in der um ein lustig auf dem Heerde aufloderndes Feuer im heiteren Kreise eine Anzahl junger Spinnerinnen saß. Das Geschwirr der windschnell umgedrehten Spindeln schien das neckende Geplauder der fröhlichen Mädchen übertäuben zu wollen, die sich bald in süßer Vertraulichkeit mit verschämten Wangen die ersten Schmerzen junger Liebe gegenseitig bekannten, bald die hellen Stimmen zu einem Chore vereinigten und ein Lied der Zärtlichkeit sangen, bald schauerliche Märchen von Drachen und befreiten Prinzessinnen erzählten, während es ihnen wie Fieberschauer über den Rücken lief, bald ihren Scharfsinn durch Auflösung schwieriger Räthsel übten, bald die neuesten Vorfälle der Wirthschaft mit verständigem Sinne erörterten. Der heitere Verein hatte mehrere junge Burschen herbeigelockt, die nun zur Seite ihrer Mädchen saßen, und sich in zärtliche Gespräche vertieften.

*) Ich nehme diese Sage mit Vorbedacht in den Kreis der Sammlung auf, denn auch sie ist offenbar deutschen Ursprunges. Nach der altgermanischen Ansicht galt — fast wie bei den Griechen — die ganze Natur als belebt. Die Pflanzen hatten Empfindung, die Thiere verstanden zu sprechen, die Bäume wurden von den Iwidien (Dryaden) bewohnt, Freia nahm von allen Gewächsen den Eid ab, daß sie den geliebten Balder schonen wollen u. s. w. Insbesondere das Motiv, daß Blumen aus den Gräbern wachsen, kehrt sehr häufig in deutschen Märchen wieder. Ich erinnere nur an Tristan und Isolde, welche König Marke an verschiedenen Seiten der Kirche begraben ließ, damit sie noch im Tode getrennt wären, aus deren Gräbern aber dennoch Epheuranken emporwuchsen, die sich mit einander verschlangen. —

Alles freute sich, Alles plauderte und schwatzte; nur Anna, die schönste in dem Kreise, die lieblichste Blume des Dorfes, saß einsam ohne Genossen an ihrem Rocken, tief seufzend über ihr grausames Geschick, das ihr noch Niemand zugeführt hatte, dem sie die innersten Gefühle ihres keuschen Herzens anvertrauen konnte. „Ach," lispelte das betrübte Mädchen, während ihr eine Wehmuthsthräne im Auge schimmerte, „wie glücklich sind meine Genossinnen, ich allein stehe verlassen, freundlos, elternlos da, um meine Lebenstage in Gram und Thränen zu verzehren."

Da öffnete sich die Thüre; ein bildschöner stattlicher Jüngling von hoher Gestalt trat in die Stube, grüßte die Anwesenden auf's höflichste, und setzte sich zu dem sinnenden Mädchen. Hold erglänzte ihr liebliches Auge beim Anblicke des blühenden Mannes, und ihr junges Herz entbrannte in unaussprechlicher Liebe. Wenige Worte brauchte das schöne Paar um sich zu verständigen; die Augen und Herzen hatten sich schon lange verstanden. Von unnennbarer Wonne berauscht, vernahm Anna von des Auserwählten Lippen das Bekenntnis heißer Liebe. „Mädchen," rief er, „ich liebe dich über Alles; willst du aber, daß unsere Liebe glücklich bleibe und uns ewige Freude bringe, so versprich mir nur Eines; um dies flehe ich zu dir: blicke nie auf meine Füße nieder!" Wie gering erschien dem unerfahrenen Mädchen diese Bedingung. Begeistert von dem jungen Glücke ihrer Liebe, willigte sie sogleich ein. Der Winterabend, der sich ihr sonst so unendlich langweilig hinausdehnte, schwand wie ein Augenblick dahin, und kaum konnte sie sich von dem Unbekannten trennen, der sie mit dem zärtlichsten Händedruck als glückliche Braut zurückließ.

Ein Tag schwand nach dem andern, und Anna verbrachte in den Armen, am Herzen ihres Getreuen viele Abende des reizendsten Glückes. Einst begleitete sie ihn, als er von ihr schied, über die Schwelle; bald schon sollte sie die Hand des Priesters vereinigen. Da warf sie, einer unwiderstehlichen Neugierde nachgebend, das liebeleuchtende Auge auf die Beine des Bräutigams. Ein Schauer durchzuckte ihr innerstes Leben; sie sah einen leibhaftigen Pferdehuf! Der tödtliche Schrecken raubte ihr die Be-

sinnung, sie stürzte nieder und starb. Der Jüngling verschwand, und Niemand hörte je wieder von ihm.

Der Lenz hielt seinen Einzug in die Natur, die Blumen erschlossen ihre Kelche und — am Grabe Anna's blühte eine wunderbare Tulpe. Die Jünglinge gedachten der Zierde des Dorfes und beweinten des Mädchens Ende. Gar mancher aus ihnen streckte die Hand nach der wunderbaren Tulpe aus, um die holde Blume von dem moosigen Grabeshügel zu pflücken, doch vergebens. Keine Macht der Erde vermochte das farbenprangende Kind Persiens zu zerstören, keine Gewalt war im Stande, die Tulpe von Annas Grabe zu entfernen.

Es war ein herrlicher Frühlingstag; alles keimte und sproßte in frischer Lebensfülle. Eine Hymne des Jubels schien die waldigen Höhen und duftigen Matten zu durchhallen und zum Herrn empor zu steigen durch die klaren, blauen Aetherräume. Ein junger, schöner Königsohn irrte in schöner Waldeinsamkeit, dem edlen Waidwerke obliegend, umher. Auch er kam an Annas Grabe vorbei, erblickte die zauberische Tulpe und befahl dem Diener, sie zu pflücken. Als er aber sah, dass dieser sich in vergeblicher Mühe anstrengte, den Befehl zu erfüllen, da beugte er selbst sich zu der Blume nieder in nie geahntem, sehnendem Verlangen, streckte die Hand nach ihr aus und die Tulpe war sein. Er betrachtete sie sinnend und steckte sie in die Tasche seines Kleides. Ein Gefühl unendlichen Glückes durchwogte sein Inneres; ihm war es, als ob tausend Stimmen der Lust wach würden in seiner Brust, als ob sich diese zum geweihten Tempel der zärtlichsten Liebe umgewandelt hätte. Er vergaß die Jagd und kehrte mit der Wunderblume in seinen Palast zurück, wo er die kostbarste, herrlichste Vase nahm, um die geliebte Tulpe hineinzustellen, die allsogleich die schönste Zierde seines Schlafzimmers bildete. Nach einem mäßigen Abendmale legte er sich zur Ruhe. Der wonnige Geruch der Zauberblume erweckte ihm die lieblichsten Träume, die ihm die Erfüllung seines stillen Sehnens verhießen.

Indessen saß der treue Diener im Nebengemache und dachte dem wunderbaren Ereignisse nach, ohne vor Unruhe ein Auge

schließen zu können. Um Mitternacht vernahm er ein leises Tönen und Klingen im Gemache seines Herrn, gleich fernen Harfentönen; gleich dem melancholischen Gesange zärtlicher Schwäne, oder dem letzten, ersterbenden Hauche der Menschenstimme auf dem gottgeweihten Instrumente der Orgel; ein duftiges Säuseln wie das geheimnisvolle Rauschen des Laubes im Sommerabendwinde. Er legte das Auge an das Schlüsselloch; ein feenhafter Glanz blendete ihn fast und — o Wunder! — die Zauberblume erhebt sich aus der Vase, entfaltet die Purpurblätter, dehnt nach allen Seiten ihren Umfang aus, wächst in die Höhe und anstatt derselben sieht der erstaunte Diener ein engelschönes Mädchen im weißen Schleier in der Mitte des Gemaches stehen, in dem der goldene Schein des Mondes in den herrlichsten Farben stralt. Trüben Auges blickt sie ringsum, und ruft endlich mit süßer, wehmüthiger Stimme: „Da aßen sie — da tranken sie — mir ließen sie gar nichts zurück!“ Sprachs und verschwand. In der Vase prangte wieder die Tulpe. Kaum vergoldete der junge Strahl des Tages die Spitzen der Bergeshäupter, als der Knecht den schönen Königssohn zu wecken eilte, um ihm von der wunderholden Erscheinung dieser Nacht zu berichten. In diesem stand sogleich der Entschluß fest, das liebliche Wesen zu erhaschen. Er befahl, die auserlesensten Speisen des Abendmahles auf einem Tischchen vorzubereiten und nahm sich vor, mit dem Diener bis Mitternacht zu wachen. So geschah's. Und siehe da, die wunderbare Tulpe erhebt sich aus der Vase, entfaltet die Purpurblätter, dehnt nach allen Seiten ihren Umfang aus, wächst in die Höhe, und anstatt derselben steht ein engelschönes Mädchen im weißen Schleier da, im sanften Goldglanze des Mondes. Mit freudestrahlendem Auge sah sie auf die Mahlzeit und sagte: „Da aßen sie, da tranken sie, und auch für mich haben sie etwas zurückgelassen!“ Sprach's, setzte sich zum Tische und langte nach den Speisen.

Aber der Jüngling sprang schnell hervor und umfaßte das liebliche Wesen mit unaussprechlicher Liebe. Doch o Schrecken! Sie verwandelte sich in allerlei häßliche Gestalten; bald sah er eine Katze vor sich mit gesträubten Haaren, bald wand sich

eine züngelnde Schlange in seinen Armen, bald wieder ein anderes häßliches Gethier; der Jüngling rief ihr aber kühn und muthig zu: „Ich lasse dich nicht himmlisches Weib, so lange du deine frühere, paradisische Gestalt nicht annimmst!"

Und siehe, da sinkt in die Arme des treuen Geliebten Anna und lispelt mit dem Lächeln der Engel und der Stimme verschämter Liebe: „Du hast durch deine Treue und Standhaftigkeit meine Seele aus den Qualen befreit, die sie ihrer Eitelkeit willen dulden musste; dein bin ich auf ewig!"

Die Teufelspforte.

In einem schönen Thale Mährens, umkränzt von grotesken Felsen und dichtem Waldgebüsch, lag vor alten, alten Zeiten eine kleine Mühle; ärmlich sah sie aus — Dach und Gemäuer ganz mit Moos bewachsen. Einsam lag sie da und nur selten hörte man's rauschen und klappern; denn das nächste Dörfchen war über eine Stunde entfernt im Gebirge. So kam es, daß der ehrliche Gottfried — so nannte man gewöhnlich den Müller — oft wochenlang nicht wusste, wie er sich und seinen Johann, einen muntern Jungen von etwa fünf Jahren, ernähren sollte. Seine sorgsam thätige Eva hatte vor Kurzem das Zeitliche gesegnet, und nur ein altes Mütterchen — eine ferne Anverwandte — lebte seit Jahren bei ihnen, und besorgte nun, so gut es ging, den kleinen Haushalt.

Schon längst war das Laub der nahen Buchen abgefallen, und die früher mit Blumen besäte Wiese war jetzt mit glitzerndem Schnee bedeckt; das sonst so lustig rieselnde Bächlein war stiller geworden unter der starren, knisternden Eishülle. Es war eben das Weihnachtsfest herangekommen. Spät in der Dämmerung waren die friedsamen Bewohner unserer Mühle von ihrer nachmittägigen Andacht zurückgekehrt; denn die nächste Kirche war noch weiter als jenes Gebirgsdorf. Die kärgliche Mahlzeit war bald fertig; den etwas ungleichen Tisch näher zum altmodischen,

aber warmen Ofen rückend, setzten sich die drei zu ihm, nachdem sie kurz, aber fromm gebetet.

Der Vater sah still vor sich hin, wie in kummervolle Gedanken verloren; die gute Alte aber begann dem aufmerksamen Johann zu erzählen von dem freundlichen Jesukindlein und von den frommen Hirten des Feldes. Da wurde plötzlich an der verriegelten Hausthüre gepocht. Gottfried fuhr auf; noch mehr erschrocken schien Base Liese und furchtsam schmiegte sich an sie der kleine Junge, denn noch nie war Jemand in solcher Stunde zu ihnen gekommen. Wer sollte auch kommen? Nicht einmal verwegene Wilddiebe besuchten gern diese meist schauerliche und vielfach verrufene Gegend.

Der Müller lugte hinaus durch's halbverklebte Fensterchen; im Mondschein erblickte er vor der Hütte einen stattlichen Mann mit breitem Hut und faltenreichem Mantel. Mit gutherziger Bereitwilligkeit eilte er nun zu öffnen und den vornehm aussehenden Fremdling zu bewillkommen.

„Ach, wie froh bin ich," fing dieser an, nachdem er Alle herablassend mit freundlichem Kopfnicken begrüßt hatte, „wie froh, daß ich ein schirmendes Obdach finde. Ich hatte meinen Weg verfehlt, und irrte seit vielen Stunden zwischen schroffen Felsen im finsteren Walde umher; denn der Mond, der hie und da herabwinkte, machte das Fortkommen noch unsicherer und ich hätte bei meiner Kurzsichtigkeit schon verzweifeln mögen, — als mir auf einmal ein Lichtstrahl entgegenschimmerte; getrost ging ich der Richtung nach und so kam ich glücklich zu euerem Fenster. Und, nicht wahr, lieber Meister, ihr werdet eine Nachtherberge mir nicht versagen? Ich kenne eure Gastfreundschaft."

Meister Gottfried bat den Herrn, sich's bequem zu machen, und die alte Liese rückte ihm den besten, freilich auch nur hölzernen Stuhl zurecht, den sie mit einem zwar abgeschabten, aber reinlichen Stück Tuch bedeckte. Der Gast zeigte die heiterste Miene und während ihm die trockenen Kartoffeln mit Salz vortrefflich zu munden schienen, ließ er sich in die traulichste Unterhaltung mit den Leutchen ein; selbst das schüchterne Hänschen gewann immer mehr Zutrauen zu ihm und besah mit Verwunderung

das feine Gewand und die hellglänzenden Silberknöpfe und die goldenen Ringe mit den feurigen Rubinen.

Wie's schon kommt, sprach auch der Müller von der großen Not, von seiner traurigen Lage. Da meinte der Fremde: „dem ließe sich wohl abhelfen: Wenn Gottfried in seine eigenen Dienste treten wolle, so werde er schon dafür sorgen, daß die verlassene Mühle sich zum schönsten Palaste verwandle; Gold und Silber solle an allen Wänden strahlen. Er brauche also nur „Ja“ zu sagen, um der reichste und glücklichste Müller zu sein in der ganzen Welt.“

Man kann leicht denken, wie sehr der kleine Hans in seiner kindlichen Einfalt ob all' den herrlichen Sachen entzückt und bezaubert war. Mund und Augen hatte er weit geöffnet; Meister Gottfried aber und Liesen wandelte ein unheimliches Gefühl an; mit schlecht verhehltem Grauen blickten sie den Redner an, und mit jeder Secunde stieg ihr Mistrauen. Beide erinnerten sich jetzt, daß der angebliche Graf — diesen Titel hatte er sich selbst beigelegt — schon bei seinem Eintreten ihnen dadurch aufgefallen war, daß er beim Gehen den linken Fuß nachzog, als ob er hinkend wäre. Um also möglichst schnell zur Gewißheit zu gelangen, stand der Müller auf und sagte mit einer Verbeugung: „Lassen wir das jetzt; bis zum nächsten Morgen bin ich mit mir im Reinen, und lege ihnen dann meinen Entschluß, Herr Graf vor. Wenn's gefällig ist, wollen wir jetzt nach der väterlichen Sitte unser Gebet verrichten, und uns sodann zur Ruhe begeben.“ Die Ruhe schien aber den Herrn Grafen sehr zu beunruhigen; er faltete zwar auch seine Hände (wobei seine Wirthe erst gewahr wurden, daß er etwas lange Nägel habe); er bewegte auch mit scheinbarer Andacht seine Lippen; als aber Gottfried mit erhobener Stimme die Worte aussprach: „Alle guten Geister loben den Herrn“ — und das Bild des gekreuzigten Heilandes zuerst dem Gaste zum Kusse hinreichte, da zuckte dieser, wie vom Blitze getroffen, zusammen und mit wild rollenden Augen sprang er hinaus zur aufgerissenen Thür.

Schrecken und Freude wechselten bei der armen Müllerfamilie; bald aber sanken die von ihrer Herzensangst Befreiten auf ihre

Knie nieder und dankten Gott mit inniger Rührung, daß er sie von der Versuchung errettet. Selbst der unmündige Junge hatte ein wohlthuendes Gefühl in seinem Herzen, das er sich freilich nicht zu erklären wusste.

Der Teufel — denn das war der große Herr — rannte inzwischen mit schäumender Wut davon und im blinden Grimme verfehlte er nun wirklich den rechten Pfad. Fast eine Stunde schon war er fluchend über Steinblöcke und verschlungene Baumwurzeln herumgestolpert — da stand plötzlich eine ungeheuere Felswand vor ihm, und versperrte gänzlich die tiefe Schlucht. Hätte er seine volle Gewalt gehabt, dann wäre ihm so etwas ein Spass gewesen; aber er war vom Herrn Belzebub wegen Ungehorsam auf einige Stunden verbannt worden, und hatte auch für diese Zeit die Macht verloren, sich zu verwandeln oder unsichtbar zu machen. Es blieb ihm also nichts übrig, als geduldig oder ungeduldig auf seine Erlösung zu warten. Zum Zeitvertreib fing er an, mit seinem Hufe (den Stiefel hatte er schon längst verloren) und mit seinen Hörnerchen, die er weislich unter einer Perücke versteckt hatte, den trotzigen Felsen auszupochen. Einige Kobolde, die in den anliegenden Bergen hausten, wurden durch das Gehämmer aufgeweckt, und da sie erst erfahren hatten, wer sich so abarbeite und daß es Einer der vornehmsten Satanasse sei, eilten sie voll Mitleid herbei, brachten Stemmeisen und Hämmer, so groß und größer als sie selbst, und in zehn Minuten war ein ordentliches Thor ausgemeißelt.

Der arme Teufel bedankte sich höflichst bei den dienstfertigen Geistern, ging mit dem Vorsatze, sich an den gehaßten Müllersleuten blutig zu rächen, weiter durch die Schlucht, und stieg endlich den steilen Berg hinan zu der mächtigen Waldburg, von deren Wartthurm eben die Mitternachsstunde in dumpfen Tönen herabsummte. Nach dreimaligem Rufen und Pochen läſst der Thorwart den nächtlichen Wanderer ein, und der Schloßherr — ein furchtbarer Raubritter, der eben nach einem reichen Gange mit seinen Verbündeten ein tolles Zechgelage hielt — bewirthet den verspäteten Fremdling mit ausgelass'ner Freude und Zuvorkommenheit; bei seiner übergroßen Spürkraft hatte er's gleich

ausgewittert, welch' einen werthen Kumpan er vor sich habe. Ungeniert nimmt der Gast an allen Lustbarkeiten frohen Antheil; er selbst erzählt gar schnurrige Sachen, daß Alle vor Lachen bersten möchten; auch schmiedet er herrliche Pläne mit den lustigen Gesellen. Im Beifallssturme möchten sie ihn fast erdrücken — da schlägts Eins! Wild erhebt sich draußen der Sturm, ein Gewitter, wie's Niemand noch hörte, macht Himmel und Erde zittern; klirrend brechen die Fensterscheiben zu Boden, Eiche und Tanne krachen entzwei, Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag. Es erbeben die Grundfesten der gewaltigen Zwingburg — mit Allem, was darin ist, stürzt sie in den gähnenden Abgrund der Hölle. Der Müller aber lebte mit den Seinigen hinfort in ungestörtem Frieden, und hatte in Allem des Himmels Segen.

Noch jetzt steht jene Mühle im schönen Wiesenthale; noch immer könnt ihr das Felsenthor und die sogenannte Teufelspforte sehen; noch jetzt führ ich euch — versteht sich nicht umsonst — zu dem ungeheueren Erdschlunde, wo einst das gottlose Raubschloß stand; kommt in's Punkwa-Thal und zur Macocha wenn's beliebt. Daß die Geschichte wahr ist, könnt ihr glauben; mir selbst hat sie eine Fee erzählt — sie nannte sich, wenn ich nicht irre — Fantasie.

Eine Leonorensage.*)

Zwei Eheleute lebten fern vom Geräusche der Welt. Da brach ein Krieg aus und auch der Eigenthümer des Häuschens, Namens Philipp, mußte mit den Truppen fortziehen. Die Frau blieb ohne Nachricht, und ungewiß, ob Philipp noch lebe oder

*) Die durch Bürgers Ballade in ganz Deutschland bekannte Leonorensage lebt unter den Deutschen Oesterreichs in frischen Zügen und ist, wie die vorstehende Variante zeigt, auch in Mähren bekannt. Die älteste Grundlage findet sich schon in der Edda. Der getödtete Helgi erschien wieder, Sigrun blieb bei ihm im Hügel, die Lebende bei dem Todten und gegen Morgen ritt Helgi fort um in Wallhall zu sein, ehe der Hahn Salgofnir mit seinem Krähen die Helden erwecke.

nicht, ging sie täglich zur Kirche und betete, es möge ihr doch im Traum das Schicksal ihres Mannes kundgethan werden. Aber das geschah nicht; endlich rieth ihr ein altes Weib, einen Todtenkopf Nachts vom Friedhofe zu holen, ihn im Wasser zu kochen und sodann Acht zu geben, ob der Todtenkopf dreimal den Namen ihres Mannes rufe. Geschähe das, so würde er erscheinen, ob todt oder lebendig. Das that die Frau wirklich, und als der Todtenkopf den Namen Philipp dreimal rief, klopfte jemand an der Thür. Sie machte auf und herein trat ihr Mann. Ein freudiger Schrecken überfiel sie, und sie fragte: „Woher kommst du und wie ist dir's gegangen?" „Ich habe nur eine halbe Stunde Zeit," erwiderte er, „draußen stehen zwei weiße Rosse, willst du mit mir reiten, so erzähle ich dir." Sie setzte sich schnell auf das Rofs und nun gings über Stock und Stein. Unterwegs sprach der Mann: „Der Mond scheint hell; der Lebendige reitet mit dem Todten; meine Liebe, fürchtest du dich?" „Warum sollt ich mich fürchten," sprach das Weib, „du bist ja bei mir." Nach einer Weile fragte er abermals, und er erhielt dieselbe Antwort. Endlich gewahrte sie einen Friedhof, dessen Thüren aufgethan waren. Beide ritten hinein und nun ward das Weib erst inne, daß sie mit einem Todten geritten sei. Schnell sprang sie von dem weißen Rosse und lief in das Todtenhaus. Hier erblickte sie aber einen Todten, der in einer offenen Truhe lag. Sie sah sich nach einem Schlupfwinkel um, und verkroch sich in eine große Oeffnung der Mauer. Kaum war sie darin, als ihr Mann kam und durchs Fenster dem Todten dreimal zurief: „Gib mir heraus die Lebendige!" Da rührte sich der Todte und wollte aufspringen, allein in dem Augenblicke krähte der Hahn und der Todte sank zurück. Auch ihren Mann sah sie in's Grab steigen. Mit Angst und Zittern erwartete sie den Tag; dann eilte sie schnell hinaus, ging in das nächste Dorf und erfuhr, daß sie in einem fremden Lande sei, daß man eine fremde Sprache spreche und daß sie mehr als 60 Meilen von ihrer Heimat entfernt sei. Auf dem Heimwege mußte sie sich durch Betteln ernähren.

Die Riesenharfe.

Weit und breit berühmt war die Burg Brenta auf dem Gipfel eines hohen Berges im mährischen Waldgebirge. Ihre größte Seltenheit aber war die Riesenharfe. Von der höchsten Spitze des Wartthurmes bis zur Tiefe des Wallgrabens sah man drei Saiten aus vielfach und kunstvoll in einander gewundenen Drähten gespannt. Wenn der leise Hauch des Windes durch die Saiten strich, erklangen sie in lieblicher Harmonie, umbrauste jedoch der Sturm die Wälle des Schlosses, gaben sie schauerlich wilden Klang.*)

Der Schloßherr von Brenta, ein silberhaariger Greis von 90 Jahren lag auf dem Krankenbette und bereitete sich zum Tode vor. An seinem Lager knieten Lucinde, seine Tochter und Otto, sein Pflegesohn.

„Mein Sohn," sprach der Greis mit schwacher Stimme, „höre aufmerksam die letzten Worte, die mein Mund zu dir sprechen kann. Alles, was ich besitze, sei dein nach meinem Tode. Damit zahle ich die Schuld der Dankbarkeit an deinen Vater, der mir einst im Gewühle der Schlacht mit tapferer Hand das Leben rettete. Nun, Eines verlange ich von dir, nämlich, daß du meine Tochter Lucinde, wie ich Gott gelobt in schwerer Stunde, binnen vier Wochen sorgsam ins Kloster der heiligen Elisabeth geleitest, wo sie den Schleier nehmen wird, um bei Gott für meine Sünden Verzeihung zu erflehen. Gelobst du dies mein Sohn?"

In Thränen des aufrichtigsten Schmerzes aufgelöst, sprach Otto: „Ich schwöre es dir, mein Vater!"

---

*) Eine ähnliche Harfe befand sich noch im Jahre 1833 auf dem Schlosse von Tobitschau. Herr Josef von Engel, Bürgermeister in Olmütz, erinnert sich genau, sie als Knabe gesehen zu haben.

Segnend legte der Schloßherr seine Hände auf die Häupter Ottos und Lucindens und entschlief dann sanft.

In leisem Accorde erklang, vom Winde bewegt, die Schloßharfe.

Wochen waren vergangen und noch immer hatte Otto sein Gelübde nicht eingelöst. In sündiger Liebe zu Lucinde entbrannt und in der Hoffnung, daß sich ihm das Herz der reizenden Jungfrau zuwenden werde, zögerte er noch immer sein Versprechen zu erfüllen.

Allein Lucinde war entschlossen, dem letzten Befehle ihres theuren Vaters nachzukommen und wies die Anträge Ottos mit Abscheu von sich. Doch dieser, von falschen Freunden verleitet, drang um so heftiger in Lucinde und verweigerte ihr Tag um Tag die Abreise ins Kloster.

Eines Abends kniete Lucinde in Andacht versunken, vor dem Bilde des Gekreuzigten und flehte zu Gott, er möge sie erretten vor Ottos sündiger Liebe und dessen Herz zum Bessern wenden.

Da stürmte dieser, von Wein und Liebe trunken, ins Gemach. In sinnlicher Lust umschlang er die Jungfrau, indem er sie zwingen wollte, ihm zu Willen zu sein. Lucinde jedoch entwand sich seinen Armen und stürzte hinaus, die Treppe des Wartthurmes erreichend, die sie athemlos hinanklomm. Otto folgte ihr nach und in wenigen Augenblicken sah sie sich auf der Zinne des Wartthurmes mit ihrem Verfolger allein. Es blieb ihr kein Weg der Rettung, als ein Sprung in die grauenvolle Tiefe, wo ihrer der Tod wartete.

Da erklangen leise die Saiten der Riesenharfe. Sie erweckten ein Echo in dem Herzen der zitternden Jungfrau. Entschlossen faßte sie die nächste Saite der Harfe und ließ sich an ihr hinabgleiten.

Wohlbehalten erreichte sie die Tiefe des Wallgrabens. Aber auch Otto versuchte der Jungfrau auf demselben Wege zu folgen. Indem er mit starker Hand hinausgriff, vertraute auch er das

Gewicht seines Körpers dem Drahte. Doch dieser trug wohl die zarte Last des Mädchens, nicht aber den schweren Leib des starken Mannes. Zerschmettert fiel Otto in die Tiefe und mit schrillem Misklang waren die Saiten der Riesenharfe zersprungen.

Die Stiefmutter.

Die in ganz Mähren bekannte Macocha- oder Stiefmuttersage, die auch deutschen Dichtern schon vielfach Stoff zu Bearbeitungen bot, lautet in kurzer Fassung so:

Im Dorfe Wilimowitz lebte vor Zeiten ein wohlhabender Bauer mit seinem Weibe und einem Knäblein von fünf Jahren. Das Weib starb und der Bauer mußte der Wirthschaft wegen eine zweite Hausfrau heimführen. Diese hatte auch einen Knaben aus erster Ehe und da sie fürchtete, daß ihr Sohn einst den Kürzeren ziehen dürfte, so hatte sie gegen den Stiefsohn eine große Abneigung und behandelte ihn sehr schlecht. Da die kräftige Natur des Knaben den härtesten Mishandlungen widerstand, faßte sie den Entschluß, den Knaben um jeden Preis aus dem Wege zu schaffen. Als ihr Mann einmal Geschäfte halber nach Boskowitz reisen mußte, beschloß sie ihren Plan auszuführen. Sie suchte den Knaben und nachdem sie ihn am Grabe seiner Mutter weinend gefunden, lockte sie ihn unter dem Vorwande, Schwämme zu suchen, nach dem Abgrunde. Am Rande desselben waren auch wirklich viele Schwämme. Da sich der Knabe fürchtete, befahl sie ihm, sich am Rande auszustrecken und während sie ihn bei den Füßen halten werde, die Schwämme zu pflücken.

Kaum hatte sich jedoch der Knabe am Rande der Felsplatte ausgestreckt, um nach den Schwämmen zu langen, als er auch schon von der Mutter mit Gewalt in den Abgrund geschleudert wurde, worauf die Verbrecherin eilends nach Hause lief.

Gleich darauf kam auch der Bauer zurück, da er zufällig den Mann, mit dem er das Geschäft abschließen wollte, auf dem Wege getroffen hatte. Auf die Frage nach seinem Sohne bekam er von der Mutter die Antwort, daß sie nicht wisse, wo er sich befinde. Von einer plötzlichen Angst ergriffen, eilte der Vater aus dem Hause, um im Vereine mit mehreren Nachbarn den Verlorenen zu suchen. Als sie aber unverrichteter Sache zurückkamen, sagte der zweite Sohn zum Vater, daß die Mutter seinen Bruder in den Abgrund geworfen habe. Mit einem furchtbaren Schrei stürzte der Vater aus dem Hause und begab sich, begleitet von mehreren Nachbarn, zum Erdfalle, um denselben zu untersuchen. Als sie bei demselben ankamen, hörten sie ein leises Stöhnen und bald darauf erblickten sie den Knaben mit Blut überströmt einige Klafter unter sich, von den Zweigen einer aus der Felsenwand hervorragenden Tanne festgehalten. Ohne Zögern warfen sie nun Schlingen um den Knaben und befreiten ihn aus seiner gefahrvollen Lage. Der Vater eilte mit dem geliebten Kinde am Arme nach Hause; die Bauersleute aber ergriffen die hartherzige Mutter, schleppten sie nach dem Abgrunde und warfen sie hinab. Seit dieser Zeit soll der Erdfall den Namen M a c o c h a, zu deutsch „die Stiefmutter" erhalten haben.

Wegwart.*)

Das großmährische Reich stand unter Swatopluk auf dem Gipfel seiner Macht. Die beiden Apostel Cyrill und Methud hatten durch die Bekehrung fast des ganzen Landes zum Christen-

*) Die Wegwarte (Cichorium) ist nach deutscher Sage eine Jungfrau, die im Gram um ihren Geliebten oder eine Frau, die in Trauer um ihren Gemahl stets am Wege saß und in eine Blume verwandelt wurde. Die Sage erscheint in verschiedenen Formen.

Auch in den Volksliedern aus dem Kuhländchen wird des Wegwart gedacht. Dort spricht das verlassene und um ihren Geliebten trauernde Mädchen:

thume den Samen einer neuen Cultur ausgestreut, der allenthalben aufgieng und reichliche Früchte versprach. Längst hatte auch Swatopluk sein Heldenhaupt der Taufe gebeugt. In Wildnisse und Schluchten hatten sich die Anhänger des Heidenthums zurückgezogen und von dort aus machten sie noch vergebliche Anstrengungen, um die Weiterverbeitung der neuen Lehre zu hindern.

Zu den flüchtigen Götzendienern gehörte auch der böse Kotautsch, ein ehemals gefürchteter und mächtiger Zauberer, der den Mond verdunkeln und Stürme zu rasender Wuth aufstacheln konnte.

Er hatte sich in eine finstere Höhle des Altvaterberges zurückgezogen und von hier aus beunruhigte er durch seine Zauberkünste die Bewohner der umliegenden Gegend, die bereits nach der Lehre des Erlösers lebten. Kotautsch war daher bald der Schrecken des Landes und ängstlich hütete man sich, den bösen Geist zu reizen, wenn man ihm zufällig in den Weg kam.

In der Nähe der Höhle, die Kotautsch bewohnte, stand eine Burg, die ein ehrwürdiger christlicher Ritter mit seiner Tochter Milivka, einem wunderholden und frommen Mädchen bewohnte.

Wer der Jungfrau in das fromme, treue Gesichtchen sah, dem wurde es wohl ums Herz und in Ehrfurcht und Liebe neigte sich jeder, der Milivka begegnete.

Ueberall spendete sie Rath und Hilfe, eine rechte, reine Magd des Herrn.

„Eh', wenn ich lo das Waene stohn
Wiel ich liever ouff de Wagschäd gohn
Diett wiel ich zu aner Feldblum wä'n
Viermeittichs wiel ich schien uofblihn,
Nochmeittichs wiel ich traurich stiehn.
Wu olle Lait vorieba gohn,
Diett wiel ich inde traurich stohn."

Unter „Wagschäd" = Wegscheide ist die Dorfgrenze gemeint, an der Selbstmörder begraben zu werden pflegten. Das Gedicht spielt auf die Eigenschaft des wilden Wegwartes an, seine meist blauen Blüthen mit aufgehender Sonne zu öffnen, mit Sonnenuntergang zu schließen.

Da geschah es einmal, daß sie auf einem Gange zu ihren lieben Kranken den Zauberer Kotautsch begegnete.

In sündhafter Liebe zu dem herrlichen Mädchen entbrannt, nahte sich der Unhold um sie zu verderben. Doch ihre Seele beschützte ihre Frömmigkeit und ihren Leib ein geweihtes Kreuz, so daß die Zauberkünste des bösen Geistes unwirksam blieben.

Kotautsch sann nunmehr auf Rache und seine Wuth gegen Milivka wurde noch größer, als er eines Tages ihren Vater begegnete, der ihn mit strengen Worten aufforderte, seinen Zauberkünsten zu entsagen und das Christenthum anzunehmen.

Eines Tages erwartete Milivka ihren Vater, der von einem Gange zu einem benachbarten Ritter heimkehren sollte. Milivka war dem sehnlichst Erwarteten bis zum Eingange einer Felsenschlucht entgegen gegangen, durch die der Ritter seinen Weg nehmen musste. Allein Stunde um Stunde verrann und Milivka's Vater kehrte nicht zurück. Da faßte Milivka sich ein Herz und wollte die Felsenschlucht durchschreiten, um zu sehen, ob dem Vater etwa ein Unglück zugestoßen sei. Aber kaum hatte sie den Eingang der Schlucht erreicht, da begann sich der Boden zu heben, ein dumpfes Donnern aus den Tiefen der Erde drang an ihr Ohr und im nächsten Augenblicke war die Gegend vor ihr in ein wüstes Trümmerfeld von Steinen und Felsen verwandelt. Die Schlucht war verschwunden und an ihrer Stelle ragte ödes Felsengebirge wie ein riesiges Grabmal empor.

Kotautsch aber stand auf der höchsten Spitze und sprach: „Suchst du deinen Vater, fromme Tochter? Sieh nur zu, ob du ihn mit deinen zarten Händen aus den Trümmern scharrst, die ich auf seinen Leichnam wälzte. Oder rufe deine Götter, daß sie dir bei deinem Werke helfen."

Mit einem wilden Gelächter verschwand der Unhold. Milivka aber in ihrem Schmerze betete inbrünstig zu Gott und bald löste sich ihr Schmerz in Thränen auf, die zur Erde flossen. Und wo sie die Erde netzten, entsproßten dem kahlen Boden reizende

kleine Pflanzen mit Blüten so hold und schön, wie die Augen der frommen Milivka. Wegwart nannten sie die Leute und sie hielten sie in Ehren durch alle Zeit als Sinnbild der Liebe und Treue.

Ein treuer Diener.*)

In den Tagen, als der große Karl längst im Grabe ruhte und Hader und blutiger Zwist zwischen seinem Sohne und seinen Enkeln das weite Land des großen römischen Reiches erfüllte, als Ludwig der Deutsche die heidnischen Mährer besiegte und Rastic ihnen zum Fürsten setzte (846), saß zu Neutra in Ungarn Privinna. Sein Reich erstreckte sich über die jetzige Grenze und umfaßte auch einen Theil von Mähren.

Nacht des Waldes lag dort, wo jetzt meist alle Frucht wuchernd empor treibt. Privinna, wenig bedrückt durch Regierungsgeschäfte, huldigte mit Vorliebe dem Waidwerk. Zu Brunnov, auf der uralten Burg, hart an den Marken Ungarns, inmitten wildreichen Waldes, hatte er eines Tages die Vasallen und zahlreiches Gefolge zu allerhand Lustbarkeiten um sich versammelt. Die Rüden bellten kläffend auf einander, laut wieherten die hurtigen Rosse und Geschoß und Wehr gab wie ein Spiegel der munteren Jäger Bild zurück.

Im Walde, nach allen Seiten zertheilte sich der Zug.

Die Rüden und der Herzog hatten bald eines Hirschen Spur gefunden. Aufgescheucht aus seinem Lager sprang das Thier in mächtigen Sätzen über Gräben und Klüfte, mit riesiger Kraft das Dickicht des Waldes durchbrechend.

Der Herzog, in wilder Hast, als jagten unheimliche Geister ihm nach, in der gebrochenen Bahn über Berg und Thal folgte,

*) Diese Sage wurde zum erstenmale von Christian d'Elvert in Nr. 76 des „Brünner Wochenblattes," Jahrg. 1824 mitgetheilt. Dieser Umstand allein rechtfertigt wohl ihre Aufnahme in die Sammlung.

wohl stundenlang. Da stand plötzlich das erschöpfte Thier vor einer überall himmelhoch sich überwölbenden Felsenwand und der Herzog erlegte es mit einem tödtlichen Schusse seiner Armbrust. Ein einziger Diener, Wlachowitz mit Namen, war ihm gefolgt; die anderen hatten längst seine Spur verloren.

Jetzt nach vollbrachter Tagesarbeit, die ermatteten Glieder dem üppigen Graswuchse zur Erfrischung anvertraut, an sanft rieselnder Quelle, mundete trefflich der Imbiß, den die Waidtasche barg.

Aber wie den Weg finden aus dieser Wildnis um und um? Ueber den schwarzen Wäldern im Westen brannten schon die letzten Sonnenstrahlen. Von den Höhen der Berge hatten sie wiederholt und oft in aller Kraft das Hüfthorn erschallen lassen; aber das Echo der Thäler gab immer nur ihren eigenen Ruf zurück, in schwächeren und ersterbenden Tönen.

Da hielten sie erschöpft von den Mühen des Tages an einem luftigen Orte des Waldes. Wlachowitz führte die Rosse an den nicht fern rauschenden Waldbach; der Herzog pflegte der Ruhe. Und plötzlich sprangen rüstige Gesellen aus dem Dickicht, überfielen den Herzog, und bevor er sich zur Wehre setzen konnte, war er gebunden und zu Pferde gebracht. Auf das erste Geschrei des Herrn war Wlachowitz herbeigeeilt; wie er aber die Menge der Räuber erblickte, hielt er es für gerathener, unbeachtet ihnen zu folgen. Der Weg führte am rauschenden Bache aufwärts, durch ein wildromantisches Thal, wo in tausendjährigem Kampfe mit Sturm und Wetter erliegende, losgetrennte Felsentrümmer durcheinander gerollt lagen, und graue, schroffe Wände sich in den Wolken verloren. Am Eingange einer Höhle standen sie still. Nach einem kurzen Wortwechsel lösten sie die Bande des Herzogs, brachten ihn in die Höhle — und mit einem mächtigen Stoß und Knall war durch ein vorgewälztes Felsenstück der Eingang geschlossen.

Nach Entfernung der Räuber stahl sich der geängstigte, treue Gefährte des Herzogs aus dem Waldesdunkel. Aber auch der vereinigten Anstrengung widerstand der schwere Stein bewegungslos. Da reichte Wlachowitz durch eine Spalte dem Herzog seine

Waidtasche mit dem Wenigen, was sie enthielt, und schied unter den heiligsten Versicherungen, alle Kräfte zur Rettung seines theueren Herrn aufbieten zu wollen.

Das Dunkel der Höhle zertheilte nur spärlich einen matten Lichtstreifen, der durch die Spalte einfiel aus dem wonnevollen und luftigen Bereiche der Sonne — ein Bild der Hoffnung, die seine Seele durchbebte, neben den martervollen Täuschungen derjenigen Tage, deren Hinschleichen und Schwinden er unter immer steigender Angst am Ausbleiben des Lichtstreifens gezählt hatte. Schon begannen Hunger und Durst ihre furchtbare Macht zu üben. Immer mehr versiegte der Hoffnung göttliche Quelle in der zusammengepreßten Brust, und bald malte sich in Flammenzügen und gräßlichen Bildern der Hungertod vor seiner aufgepeitschten, wildfluthenden Seele: wie die Kräfte schwinden, die Knie schlottern, die Eingeweide und das Mark in den Gebeinen ausdorren, die gelben trockenen Augen bald nach einem Punkte stieren, bald wild rasend sich herumwälzen, ein langsam verzehrender und krampfhaft auflachender Wahnsinn im Gehirne wüthet, das Blut sich kaum bewegt — dann still steht.

Schon hatte er mehrmal den Kopf an dem frostigen, mitleidslosen Felsen zerschlagen wollen, aber ein Hoffnungsstrahl hatte noch seine Seele durchzuckt und aufrecht erhalten. Da glitten, als er, auf einen Augenblick seiner Sinne mächtig, am kalten Boden lag, schmetternde Töne an sein Ohr. Ein Funke aus der unendlichen Größe der Hoffnung schlug in das Herz und gab neue Schnellkraft dem Blute. Ein Pfiff machte ihn kund; darauf ein hundertfältiges Erwidern, in dem die Suchenden die ganze Seele ausgeströmt zu haben schienen, und alsbald war der Herzog in der Mitte der freudig aufjubelnden Menge.

Freudenthränen zitterten im Auge des Wlachowitz, der tagelang in den unwegsamen Wäldern herumgeirrt, sich von Wurzeln genährt und, schon erschöpft, mit sichtbarer Begünstigung der Götter, einen Köhler getroffen hatte, der ihn auf Brumow brachte. Der Herzog aber fiel ihm an die treue Brust, in ihm seinen Retter aus grausem Tode begrüßend. Er gab ihm reichlich Gold und die Wälder, die er durchirrt und zum Geschlechtszeichen

eine Waidtasche in sein Schild. Ein Stück Waldes, nahe an Brumow, fiel unter der geschäftigen Axt, und Wlachowitz wurde Gründer des Städtchens, jetzt Marktes Wlachowitz, zur Herrschaft Brumow gehörig, drei Meilen von Ungarisch-Brod und Ahnherr des ritterlichen Geschlechtes Wlachowsky von Wlachowitz.

Rabenstein.

Nordwestlich vom Carolinenberge bei Znaim am Ufer der Thaja erhebt sich der von dem Nimbus zahlreicher Sagen umhüllte Rabenstein. Es ist das ein fünfzig Klafter hoher Hügel, dessen Felsengipfel ein riesiges Haupt mit deutlich ausgeprägten Augen, Stirne, Nase und Mund in großartig rohgewaltiger Plastik bildet, während der wallende Bart in die dichte Belaubung unten herabfällt. Finster drohend und trotzig kehrt dieses Riesenantlitz seinen wilden Blick gegen Znaim.

Die Sage erzählt:

Zwei Ritter, Vater und Sohn, kommen bei einer Fehde, die durch die Sühnung der Ehre ihrer Tochter und Schwester entstanden war, um ihre Burg und müssen fliehen. Auf der Flucht gerathen sie in einen Hinterhalt und werden überfallen. Der Vater des entehrten Ritterfräuleins wird gefangen, der Bruder desselben, Seyfried genannt, wird im Kampfgetümmel versprengt und gelangt nach langem Umherirren auf eine liebliche Wiese, unweit des jetzigen Rabensteins. Erschöpft bis zum Tode sinkt er hier nieder in das schwellende Gras.

Es kommt die Nacht heran und mit ihr der Mond und die Sterne, die ihr silberglänzendes Gewand über Wald und Flur breiten und mitleidig auch den armen, todesmatten Ritter damit bedecken.

Da, wo heute der grimme Riesenkopf gegen Znaim blickt, erhob sich in jener mythischen Vorzeit ein prachtvolles Zauberschloß, das die gütige den Menschen gewogene Fee, Hiltrude,

bewohnte. Bekanntlich hatten damals Mond und Sterne einen wunderthätigen Einfluß auf Pflanzen und Kräuter und so geschah es, daß Hiltrude im Suchen nach solchen heilkräftigen Kräutern auf den mondbeglänzten, in Schlaf gesunkenen Seyfried stieß.

Voll Mitleid trit sie heran an den scheinbar Todten, um ihm einige Tröpflein des sterngesegneten Kräutersaftes auf die Lippen zu träufeln.

Der Ritter schlägt die Augen auf, blickt seine Retterin an, die durch diesen Blick an einer empfindlichen Stelle getroffen, sofort in Liebe zu ihm entbrennt. In dem nahen Schlosse bietet sie ihm weitere Pflege an. Bald sieht sich Seyfried im Besitze seiner Kräfte wieder, aber auch im Besitze eines Gefühls, das er bisher nicht gekannt. Gegenseitige Liebe vereinigt die Beiden zu einem Bunde, in dem sie sich gegenseitig beglücken.

Vier Knaben sind diesem Bunde entsprossen, die das Glück trauten Familienlebens zu einem vollkommenen machen. Inmitten dieses Glückes erfährt Hiltrudens zärtlicher Gatte, daß sein als todt betrauerter Vater auf der Burg Znaim gefangen gehalten werde. Erfüllt von dem Wunsche ihn zu befreien und ihn zum Zeugen seines Eheglückes zu machen, erstürmt Seyfried die Burg und umarmt einige Minuten später — den Rumpf des von den Belagerten soeben geköpften Vaters.

Wahnsinn umdunkelt nun den Geist des treuen Sohnes und in blinder Tobsucht erschlägt er drei seiner vor dem Feenschlosse spielenden Kinder und als er das Schwert zum Todesstoße gegen seinen jüngsten Knaben schwingt, da verwandelt ihn ein zauberkräftiger Machtspruch der entsetzten Mutter in Stein.

So ist Seyfried, der kinderschlachtende Rabenvater, zu Stein, zum „Rabenstein" geworden, der heute noch rachebrütend auf Znaim hinüberblickt. In finstern Nächten funkeln seine Augen blutroth, häufig ist dann das Wimmern und Stöhnen der erschlagenen Kinder zu hören und der wilde Jäger macht auf seinen Luft- und Lustfahrten gern und oft hier Station.

Hiltrude aber, ihr gerettetes Knäblein und das Zauberschloß sind seit jener Schreckensstunde verschwunden und sollen in aller Herrlichkeit erst dann wieder zum Vorschein kommen, bis es einer frommen Jungfrau gelingen wird, den Zauberspruch von Seyfried wegzubannen.

Ritter Bohuslav.

Aus dem heiligen Lande kehrt Ritter Bohuslav nach tapferem Kampfe für Kirche und Christenthum ins Vaterland zurück. Das Herz von Freude geschwellt, sieht er schon aus dem blauen Grenzgebirge die Zinnen der Burg aufragen, die seine Braut beherbergt. In wenigen Stunden wird er über die Zugbrücke der Burg reiten und seine Braut Prisca ans Herz drücken, seinen Jugendgespielen Ritter Hraban umarmen.

Der Abend dämmert, da Ritter Bohuslav vor der geschlossenen Zugbrücke sein Horn erschallen läßt und dem Thorwart seinen Namen nennt. Doch dieser ruft schaudernd: „Es ist sein Geist!" und das Knappenvolk starrt in höchstem Schrecken zu dem Ritter empor. Da erscheint auch schon Ritter Hraban und erkennt erbleichend den Ritter, der freudig in die Arme des Freundes eilen will. Doch dieser zieht sein Schwert, reicht die scharfe Klinge dem Freunde und spricht: „Ein Pilger erzählte uns, du seiest vor Accon gefallen; darum nahm ich Prisca zum Weibe und brach die heilige Pflicht der Freundschaft. Tödte mich und räche deine Schmach!"

Ritter Bohuslav faßt sich und entgegnet gütig und mild: „Der Himmel segne deinen Bund. Nicht deine Schuld ist, wenn falsche Botschaft dich betrog. Dich aber und deine Burg will ich meiden fortan, darum lebe wohl."

Er besteigt sein Roß wieder und wendet sich zur Burg der Väter, wo er sich der Einsamkeit und seinem Schmerze ergibt. Drei Tage sind vergangen, da erscheint vor Bohuslavs Burg

ein Bote und meldet: „Herr ein Raubritter mit starker Mannschaft liegt vor Hrabans Burg, die verloren ist, wenn du nicht Hilfe bringst.“

Ritter Bohuslav besann sich keinen Augenblick. Auf ruft er seine treuen Männer und abermals gehts im Sturme nach Hrabans Burg, wo er mit Macht den räuberischen Troß angreift und in wilde Flucht schlägt. Da ereilt ihn — schon ist der Sieg so gut wie gewonnen — ein reisiger Knecht von rückwärts und ein wuchtiger Keulenschlag trifft sein Haupt, daß er lautlos vom Pferde sinkt. Ritter Hraban und seine Gemalin Prisca bestatten den edlen Ritter auf ihrer Burg zur ewigen Ruhe und denken lange Jahre seiner in Wehmuth und Trauer.

Das Teufelsschlößchen.*)

Vor langer Zeit begehrte ein Fremder den Burgherrn von Novyhrad zu sprechen. Es war ein kräftig gebauter Mann von ergrauendem Haar und Bart, der dem Burgherrn eine hübsche Summe anbot, wenn er ihm erlauben wolle, gewissermaßen unter dem Schutze der starken Veste Novyhrad eine ganz kleine Burg zu erbauen. Der Burgherr von Novyhrad willigte ein und schon nach wenigen Monaten erhob sich nordwärts von Novyhrad, nicht zu weit entfernt, auf einem schroffen Felsen-Vorsprunge die Nachbarburg des fremden Ritters.

Die merkwürdige Bauart des Schlößchens sowol wie die fremde Tracht des Ritters erregten gar sehr die Neugierde der Bewohner von Novyhrad und diese Neugierde wurde noch durch den Umstand gesteigert, daß kein Einheimischer Einlaß in die die neue Burg erhielt.

*) Es liegt hier gewiß eine Einwanderungssage vor, deren Kern nicht recht erkennbar ist.

Nur wenige Diener besorgten das Nöthige für Küche und Keller und auch diese schweigsamen Gesellen enthielten sich jedes näheren Verkehres mit der einheimischen Bevölkerung. Es ereignete sich indessen nichts Merkwürdiges in und nächst der neuen Burg, nur sah und hörte man öfter in der Abendstunde eine große dicht verhüllte Kutsche den steilen Weg zur Burg hinauf- oder herabfahren.

Eines Abends brachte der Zufall den Burgherrn von Novyhrad in die Nähe der Burg des fremden Ritters. Tiefe Stille lag über der Gegend und die Schatten des Abends hüllten die Burg in ihre Schleier. Plötzlich öffnete sich ein Fenster in der neuen Burg und der Burgherr von Novyhrad glaubte zu bemerken, daß sich ein Weib aus dem Fenster herausschwinge und Hilferufe ausstoße. Aber rasch schloß sich der Fensterbalken wieder und es trat die frühere Stille ein. Kurze Zeit später hörte der Ritter von Novyhrad einen Wagen auf dem Wege von der neuen Burg hinabrollen.

Da ihm die Sache verdächtig vorkam und niemand etwas von der Anwesenheit einer weiblichen Person in der Burg des Fremden mitgetheilt hatte, begab sich der Burgherrn am andern Tage in Begleitung seines Kaplanes und eines starken, gut bewaffneten Gefolges zur Nachschau in das Schlößchen.

Staunend fand man dasselbe vollkommen einsam und verlassen.

Man durchsuchte nun auf das Genaueste jeden Winkel und entdeckte endlich mit Entsetzen einen ganz abgelegenen Keller, der viele Leichen von jungen Mädchen barg. Nun war auf einmal das Geheimnis der Burg enträthselt. Der Fremde war ein entarteter, reicher Wüstling, der sich das Schlößchen erbaut hatte, um ungestört von der Welt seiner frevelhaften Genußsucht zu leben. In der schwarzen Kutsche hatten ihm seine Helfershelfer die Opfer geliefert.

Der Burgherr von Novyhrad ließ die aufgefundenen Leichen christlich bestatten und die Mauern des Schlößchens zerstören. Die Trümmer desselben blieben den Eulen und Raben des Wal-

des überlassen; der Aberglaube des Landmannes aber machte sie zum Wohnorte des Bösen und bezeichnete die Stätte des Verbrechens seither mit dem Namen: „Teufelsschlößchen.“ (Čertův-hrádek.)

Die mitternächtige Predigt.

Vom heiteren Abendschmause kehrt Frater Prosper in sein Kloster zurück. Der Weg führt um den Friedhof herum, dessen Kreuze und Grabdenkmale im Lichte des Mondes erglänzen. Allzuweit ist dem Frater Prosper der Weg rings um den Friedhof. Grad aus geht er, die niedrige Kirchhofmauer überspringend, der jenseitigen Pforte zu. Mit lallendem Singsang entweiht er die Stätte der Ruhe und taumelnd sucht er den Weg durch die Gräber, die den Trunkenen aufhalten. „Ei, was wollt ihr von mir, ihr Todten da unten, laßt mich in Ruhe meine Straße ziehn.“ Abermals strauchelt sein Fuß und Prosper gleitet zur Erde.

„So kommt denn heraus ihr Todten, schreit der weinselige Mann ärgerlich über seinen Fall und hört meine Predigt, wenn ihr mich nicht fortlassen wollt.“

Da geht ein Flüstern wie von Geisterstimmen über das Todtenfeld. Eine Wolke verdunkelt den Schein des Mondes. Grauen faßt den Frater und ernüchtert wankt er dem nahen Kloster zu.

Tieferschüttert birgt er sich im Bette seiner Zelle und wirre Träume durchfahren das schlaflose Hirn. Kaum ertönt von der Kirche herab die Stunde der Mitternacht, hört der Frater ein Pochen an seiner Thür und eine hohle Stimme ruft: „Erwache, eitler Träumer, die Todten sind bereit, deine Predigt zu hören. Sie erwarten dich.“

Aengstlich sucht sich der Frater zu bergen. Doch schon treten zwölf Todtengerippe grinsend ins Gemach. Sie heben den halb ohnmächtigen Mann aus dem Bette, werfen ihm Stola

und Rochett um und führen ihn auf den Friedhof zurück, durch die Reihen der Todten und endlich ins Heiligthum der Kirche, in dem tausend Fackeln brennen, die die Todten in den Knochenarmen tragen.

Seiner Sinne kaum mächtig, fällt Frater Prosper an den Stufen des Altars zu Boden. Im inbrünstigen Gebete erfleht er die Verzeihung seines Uebermuthes von dem Erlöser der Menschheit und endlich fühlt er, wie die Beängstigung in seiner Brust sich löst und wie ihn innerer Drang zum Sprechen auffordert. Wie verklärt erhebt er sich plötzlich vom Boden und in flammenden Worten schildert er seinem Auditorium von Todtengerippen den Tag des Gerichtes, entrollt er den Phantomen mit der Begeisterung des Sehers ein Bild des jüngsten Tages.

Er spricht fort und fort, leuchtenden Auges, mit verklärten Zügen und stumm lauschen die Hörer. Endlich ist die seltsame Predigt zu Ende. Wieder nahen die zwölf Gerippe und führen den Frater schweigsam über den Friedhof in seine Zelle. Er bewohnte sie nur mehr drei Tage; die Schrecken der nächtlichen Predigt hatten seinen Geist verwirrt und wenige Nächte später schlief er still und traumlos auf der Stätte, deren Frieden er übermüthig gestört hatte.

Ein Vergessener.

Blasses Mondlicht über Ruinen und Gräbern. Einst eine berühmte, stolze Abtei, nunmehr ein wüster Haufe von Trümmern und Ruinen, liegt Welehrad vor uns. Geborsten sind die Wölbungen von der Glut der Flammen, eingestürzt die stolzen Pfeiler der herrlichen Kirche und des Klosters, fast der Erde gleich wurde der stolze Bau durch die Wuth der Hussiten, die ihn mit stürmender Hand genommen und dem Tode geweiht haben alles Lebende, das sie antrafen.

Auf zum Himmel loderten die Flammen des Scheiterhaufens in dem die frommen Brüder, die hier dem Herrn dienten, den Tod fanden. Die Ruhe des Grabes liegt nunmehr über der Trümmerstätte. Doch nein, etwas abseits von den Ruinen ragt noch ein kleines Gemäuer aus dem Boden. Von dorther dringt leises Stöhnen an das Ohr. In der That, es wiederholt sich und es ist eine Menschenstimme, die klagend ins Schweigen der Nacht herauftönt.

Dort liegt im kellerartigen Gelaß, das dichtes Gebüsch den Augen der Hussiten verborgen, ein alter, kranker Mönch. Längst schon blickt ihm der Tod aus den Augen und er ist bereit zum letzten Gange. Nur eine Sorge quält sein Herz. Niemand wird seinen Leichnam finden und ihn in geweihte Erde betten. Das bedrückt ihn und im gläubigen Gebete fleht er zum Allmächtigen, er möge seine Seele in Gnaden aufnehmen und das Herz der Menschen rühren, daß sie seinen Leib dem Schooße der Erde übergeben.

Er entschläft und vergessen ruht die Leiche in der entlegenen Zelle.

Da tönt die Mitternachtstunde laut durch die schweigende Nacht und die todten Brüder, die vor wenigen Tagen durch die Flamme des Scheiterhaufens ins ewige Leben eingegangen, sie alle stehen am Todtenbette des todten Mitbruders. Sie fassen die Leiche und ziehen hinaus in die öden Trümmerhallen, die einst das Gotteshaus gewesen sind. Und wie der Geisterzug erscheint, spannen sich wieder die Bogen, richten sich grade die vergoldeten Pfeiler, stehen die Altäre wieder da in schimmernder Pracht und eine geschmückte Bahre ist bereit, die Leiche des letzten Bruders aufzunehmen. Man hört die Glocken schallen, die Orgel erbraust und dumpfe Klagelieder tönen durch den weiten Raum. Endlich öffnet sich von selbst das Grabgewölbe der Kirche; die Brüder versenken die Leiche in die Tiefe. Polternd fällt die Grabesplatte herab und — ins Schweigen der Sommernacht hat sich der Traumgedanke verloren.

Das verzauberte Schaf.*)

Einst lebte ein Fleischer, der einmal auf den Markt gieng, um Vieh zu kaufen. Dort erblickte er ein Schaf, das ihm sehr gefiel; er kaufte es und brachte es nach Hause, und alle bewunderten die Schönheit des Thieres. Da dachte der Fleischer: Es ist schade, das Thier zu schlachten, ich will es der Herrschaft schenken. Das that er auch. Das Schaf wurde den übrigen beigegeben und es wurde dem Hüter bedeutet, auf das neue besonders Acht zu haben.

Eines Tages weidete der Hirt die Schafe und die drei Töchter des Gutsherrn kehrten über die Wiese von einem Spaziergange zurück. Da lief ihnen das neue Schaf nach, und wollte sich von dem Hüter nicht zurücktreiben lassen. Als dieses die Töchter sahen, sagten sie zu ihm, er möge es folgen lassen. Der Hüter that es und gieng zur Heerde zurück. Die Töchter verwunderten sich, daß ihnen das Schaf beständig folge, und kamen überein, eine jede solle einen andern Weg gehen, und welcher von ihnen das Schaf folge, deren Eigenthum solle es sein. Sie giengen auseinander und das Schaf folgte dem jüngsten Mädchen. Da nahm diese das Schaf zu sich und sorgte von nun an für dasselbe.

Eines Tages saß sie sinnend auf einer Bank im Parke, und das Schaf hatte sich neben ihr niedergelassen; da kam ein alter Jäger des Weges daher. Er betrachtete einige Zeit das Schaf, verneigte sich dann vor dem Mädchen und bat, sie möge das Schaf auf einige Zeit von sich entfernen, denn er wolle mit ihr sprechen. Das Mädchen that es und der Jäger sagte: „Mit diesem Schafe geht es nicht richtig zu; wollt ihr aber wissen, was es sei, so laßt euch Oehl bringen, womit man die Glocken bei der Weihe salbt, und macht mit dem Schlage zwölf Uhr Mitter-

*) Vernaleken (Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich. Wien, 1859 8°) verlegt die hier folgende Sage, die als hübsche Variante des deutschen Zaubermärchens betrachtet werden muß, in die Gegend von Namiescht oder Namiest bei Znaim. Ein Ort dieses Namens existiert in Südmähren nicht. Deshalb wurde die Sage an dieser Stelle eingereiht.

nachts damit dem Schafe ein Kreuz auf die Stirn." Das Mädchen folgte diesem Rathe und that am nächsten Abend im Wohnhause, wie man ihr gesagt; aber siehe — als sie das Kreuz machte, warf das Schaf das Fell ab und im nämlichen Augenblicke stand ein Jüngling da. Dieser sagte: „Warum thatst du dies zu meiner Qual? Noch zwei Jahre hätte ich gehabt, dann wäre ich befreit worden; aber so muß ich wieder zur Hexe zurückkehren, die mich verbannt hat. Dann that er einen Sprung durch das Fenster und war fort. Das Mädchen war wie vom Schlage gerührt, besann sich eine Weile und schrieb auf einen Zettel, daß sie genöthigt sei, das väterliche Haus zu verlassen. Diesen Zettel ließ sie auf dem Tisch liegen und eilte fort, um den Jüngling wieder zu finden. Viel Misgeschick hatte sie nun zu ertragen; sie mußte durch Thäler und über Haiden ziehen, Felsen und Berge erklettern. So kam sie in einen Wald zu einem Einsiedler, dem sie alles erzählte. Dieser gab ihr folgenden Rath: „Du mußt bis zum Meere gehn; am andern Ufer steht ein großer Berg, auf welchem die Zaubermutter wohnt; dort kannst du ihn finden." Froh eilte das Mädchen fort. Als sie an das Meer gekommen, war kein Schiffer da, der sie hinübergesetzt hätte. Und während sie weinte und jammerte, kam plötzlich eine Kuh. Das Mädchen klammerte sich an das Thier fest, und so erreichte sie glücklich das jenseitige Ufer. Hier sah sie nichts als Steine und einen Berg; von allen verlassen wußte sie nicht, was sie thun sollte und sie fing wieder an zu weinen und zu klagen. Da ließ sich von unten eine Stimme hören: „Wenn du mich retten willst, so gehe in das heilige Land, hole von dort geweihte Sachen herbei und mit diesen besteige den Berg. Böse Geister werden dir entgegen stehn, doch fürchte dich nicht. In dem Berge liegt ein Schwert, dieses suche und nimm es mit, dann warte die zwölfte Stunde ab. Es wird aus der Geisterburg die Zaubermutter kommen, und dieser schlage mit dem Schwerte den Kopf ab, dann hast du mich und viele andere erlöset. Das Mädchen reiste sofort zu den heiligen Stätten, wie ihr geboten war, und als sie mit geweihten Dingen zurückkehrte, leistete sie den Geistern Widerstand. Sie fand auch das Schwert und es gelang ihr wirk-

lich, die Zaubermutter zu enthaupten. Darauf verwandelten sich alle Steine in Häuser, die Pflanzen in Menschen und eine prächtige Gegend lag vor ihr. Der Jüngling kam in einem schönen Wagen, an den sechs Rosse gespannt waren, und holte das Mädchen ab.

B. Ortsſagen.

Eine Sage vom Kaiſer Joſef.

Die vorliegende Sage, deren Urſprung auf die Fantaſie eines Deutſch-Lodenitzer Schäfers zurückzuführen iſt, hat wohl deshalb ein Anrecht auf den Ehrenplatz in dieſem Capitel, weil ſie den unvergeßlichen Volkskaiſer Joſef II. behandelt. Sie lautet:

Kaiſer Joſef iſt nicht geſtorben, nein; ſondern als er mit den Türken im Kriege lag, wurde er von einigen ungariſchen Adeligen in aller Stille gefangen geſetzt. Niemand wußte etwas; man fertigte aus Wachs eine Figur, die der ſeinigen aufs genaueſte ähnlich war und dieſe wurde, da man ausſprengte, der Kaiſer ſei geſtorben, öffentlich ausgeſtellt und Niemand erkannte den Trug. Mittlerweile wurde er nach Rom gebracht und daſelbſt in den päpſtlichen Gefängniſſen feſtgehalten. Er war todt, Niemand zweifelte daran. Die, denen er wohlgethan, ſegneten ſein Andenken; an Wintertagen erzählte man ſich von ihm, wie er die Robot aufgehoben u. ſ. w. Die Geſchichte urtheilte über ihn bald ſo und bald ſo, immer aber nannte ſie, wie ſie es auch in Zukunft thun wird, ſeinen Namen mit Achtung. — Da geſchah es, daß ein Schloſſergeſelle nach Rom reiſte, um einen Bruder, der päpſtlicher Koch war, zu beſuchen. Während ſeines Aufenthaltes daſelbſt bemerkte er denn, wie alle Tage ein gewiſſer Theil von Speiſen vom päpſtlichen Tiſch ſelbſt abgeſondert und dann in der

Nacht um 12 Uhr von einem sehr jungen Priester genommen und fortgetragen wurde. .Dies wunderte ihn, und als er seinen Bruder fragte, wem das gehöre, artwortete der, das wisse er nicht und es stehe ihm nicht zu, es zu erfragen; nur das wisse er, daß immer der jüngste Priester die Speisen abhole. Unser Schlossergeselle beschloß daher, diesem einmal von fern zu folgen, um zu sehen, wohin er dieselben trüge. Eines Tages, als der Priester wieder mit einer Blendlaterne erschien und die Speisen forttrug, gieng er ihm von weitem nach; plötzlich verschwand der Priester durch eine geheime Fallthüre; auch durch diese folgte er ihm und kam in einen unterirdischen, finstern Gang, der sich immer mehr und mehr verengte. Auf einmal war der Geistliche weg, Thür und Ausgang blieben unsichtbar. Der Schlosser konnte sich aber auch daselbst nicht verbergen und um auf dem Rückweg nicht getroffen zu werden, sah er sich zur Umkehr genöthigt. Er merkte sich aber genau die einzelnen Stellen und Oertlichkeiten. Am folgenden Tage theilte er sein Abenteuer dem Bruder mit und überredete ihn endlich, mit ihm zu gehen, nachdem der Priester zurückgekehrt sein würde. Es geschah. Beide gingen nun durch die Fallthüre in jenen Gang, an dessen Ende sie auf eine eiserne, festgeschlossene Thüre stießen. Erst standen sie einen Augenblick rathlos, da sie darauf nicht gefaßt waren; beim nähern Untersuchen aber warf der Schlosser von oben etwas herab, und als sie es aufhoben, war es ein mächtiger Schlüssel, der wirklich der zu dieser Thür gehörende war. Sie öffneten, und ihr erster Blick fiel in ein finsteres Gemach, von einem Oellämpchen matt erhellt. In der Mitte desselben stand ein Tisch, daran saß ein Greis mit mächtig langem Bart. Als der ihrer ansichtig wurde, war er wie betroffen, dann aber sein Haupt aufrichtend, wobei sein Auge hell aufblitzte, richtete er an sie die erstaunte Frage: „Seid ihr Wesen höherer Art oder wirklich nur Menschen?“ Bald sah er wohl, daß er es mit keiner Erscheinung zu thun habe, und, er fragte bedeutungsvoll weiter: „Wißt ihr, wer ich bin?“ Die Beiden schwiegen vor Erstaunen noch immer. „Wohlan, ich bin Kaiser Josef der Zweite von Oesterreich! Schon durch lange Jahre sah ich kein menschliches Antlitz und in dieses Ge-

mach drang kein heller Sonnenstrahl. Das machte mich frühzeitig zum Greise. Doch, wie war es euch möglich hieher zu kommen?“ Der Schlosser nahm ängstlich das Wort und erzählte es kurz. Der Kaiser sprach weiter: „Könntet ihr mir einen Dienst thun, es sollte euch nicht gereuen; besorgt mir Papier und Tinte.“ Beides wurde ihm gebracht; der Kaiser schrieb und der Schlosser brachte sein Schreiben nach Wien. Obwohl es nur schwachen Glauben fand, wurde doch Kaiser Franz bewogen, nach Rom zu reisen. Er hatte nämlich das Recht, alljährlich die römischen Gefängnisse zu besuchen, und davon Gebrauch machend, ließ er sich in Rom die Kerkerzellen zeigen, wobei ihn der Papst selbst begleitete. Endlich waren sie am Ende; doch jenes Gefängnis, in welchem Kaiser Josef war, hatte man doch nicht gesehen. „Nun,“ sagte der Kaiser, „führt mich auch in das letzte.“ Als man sah, daß der Kaiser genaue Kenntnis habe, führte man ihn auch dorthin. Die Thür wurde geöffnet; Kaiser Franz erkannte seinen Bruder und in demselben Augenblicke lagen sie sich in den Armen. Hierauf wandte sich Kaiser Franz um, riß den Degen aus der Scheide und bedrohte den Papst. Er wollte dann abdanken und Kaiser Josef die Regierung überlassen; dieser lehnte ab, kehrte aber mit Kaiser Franz nach Oesterreich zurück. Nur weiß Niemand, wo er lebt.

Mährens Rübezahl.*)

Wie im Riesengebirge, hat die sagenbildende Phantasie des Nordmährers am Abhange der Sudeten, unter gleichen Verhältnissen auch bei uns die Schrecknisse eines Unwetters im Gebirge zur Sommers- und Winterszeit individualisirt und zu höchst inter-

*) Die Ableitung des Namens Rübezahl ist, wie bekannt, schwankend. Ich gebe hier eine von F. Helf in der Zeitschrift: „Das Riesengebirge in Wort und Bild“ Jahrg. 1885 Nr. 4 mitgetheilte, nicht uninteressante Ableitung. Der Genannte sagt: „Rüb geht mit Rappe, Raupe, Raub, Rübe, Rabe, Repphuhn auf einen Stamm zurück, der „wild“

essanten Gestalten ausgebildet. Da wo sich das Hochgebirge zur Einsattlung von Ramsau herabsenkt, der einzigen, die in früherer Zeit den Verkehr zwischen der schlesischen Ebene und der Nordwestecke Mährens vermittelte, da wo die Schrecknisse des Unwetters am meisten empfunden werden, ist naturgemäß auch der Schauplatz der Sage. Mühsam ringt hier der Landmann dem steinigen Boden spärliche Früchte ab und erst im Spätherbste, wenn die reichen Früchte der Ebene nord- und südwärts längst in der Scheuer geborgen sind, schreitet hier der Landmann zur mühsamen Ernte von Flachs, Korn und Kartoffeln, vorausgesetzt, daß ihm die Unbilden des Wetters nicht den größten Theil des Ertrages noch auf dem Felde vernichteten.

Hieher also verlegte die Phantasie des Volkes den Sitz des Störefriedes, der nur darauf ausging, die Menschen zu quälen, ihre Arbeit zu vernichten. Stämmichmann nennt die Volkssage den Geist und auf dem Sauberge, einem Vorberge am Ostabhange des Spieglitzer Schneeberges haust er. Ein grauer, verwitterter Thonschieferfelsen an dem östlichen Abhange des Sauberges, oberhalb Woitzdorf, von Fichten umdunkelt und durch dichtes Strauchwerk dem Auge fast entzogen, ist seine eigentliche Behausung. Von hier aus erhebt sich oft plötzlich ein schwarzes phantastisch gebildetes Wolkenphantom. In seltsamen Wandlungen wälzt es sich tosend, die aufragenden Tannen und Fichten des dunklen Bergforstes peitschend über den großen, weiten Bergrücken. Entwurzelte Tannen, zertrümmerte Felsstücke bezeichnen seinen Weg der Vernichtung und ängstlich harren die Bewohner am Ende des Thales auf das Ende der Zerstörung, aus der sie das höhnende Lachen des wüthenden Berggeistes heraushören.

---

ursprünglich bedeutet. ezal ist ezel = Herr. Der Bewohner der schlesischen Niederung sagt Trüppel, Krüpel, der Bergbewohner Trüppla, Krüpla; so ezel — ezla und daraus ezal, wie Vöglein, Vögle, Vögla, Vögal, Vögerle. Rübezahl heißt also weiter nichts als Urherr." Die Meinung, daß es ein Schimpfname, datirt erst von der misverstandenen Auffassung des Namens. Rübezahl ist das Product localer Mythenbildung, keineswegs aber der fadenscheinige Anschluß an einen schon fertigen Mythus (an den des Odin.)

Oder es geschieht auch wohl im Sommer, daß über den Felsen brausende Wirbelwinde entstehen und über die Umgegend dahinfahren. Dann bannen sie den armen Landmann, der vielleicht seine mühsam errungene Halmfrucht auf der Scheibtruhe nach Hause führt, fest auf die Stelle, so daß er weder vor noch rückwärts kann.

Wirbelnd umkreisen ihn im schnellen Wechsel Tannenzweige und dürre rasselnde Blätter oder es erschallt wohl auch ein höhnisches Lachen und ein Hagel von Sand und Steinen fällt klatschend und prasselnd auf ihn herab.

Im Volksmunde leben folgende Erinnerungen:

1. Einst fuhr ein Bauer aus Glasdörfl mit einem Wagen, der mit Korn beladen war, nach dem Abendläuten nach Hause. Plötzlich kam hinter ihm eine dichte Wolke dahergebraust und ehe er sich versah, ward alles dunkel um ihn. Ein furchtbarer Sturm begann. Der Bauer stürzte zu Boden, die Garben flogen in die Luft und der Wagen sammt den Pferden wurde umgeworfen. In seiner Angst floh der Bauer nach Hause und vernahm hinter sich ein widerliches Lachen. Es war der Stämmichmann. Am folgenden Tage ging er zur Stelle hin, um nachzusehen, was mit seinen Pferden und dem Wagen geschehen sei. Zu seinem Erstaunen fand er die Pferde ganz gesund und den Wagen sammt Garben unbeschädigt.

2. In früherer Zeit wurde das Bier, welches im Gebiete der Goldensteiner Herrschaft gebraucht wurde, aus der fürstlichen Bräuerei in Goldenstein geholt. Der Weg führte am Süd- und Ostabhange des Sauberges vorüber. Jeder Fuhrmann, der vorbeifahren mußte, beeilte sich, vor dem Abendläuten in Grumberg oder Klein-Morau einzutreffen, denn würde er nach dem Abendläuten noch am Wege in der Nähe des Sauberges gewesen sein, so war er der Gefahr ausgesetzt, vom Stämmichmann geängstigt zu werden. — Einst geschah es, daß ein Fuhrmann mit Bierfässern in Folge des schlechten Weges erst spät bei dem Sauberge vorbeifuhr. Er hörte von weitem das Abendläuten. Er trieb die Pferde an, aber vergebens; diese blieben stehen und rührten sich nicht. Es erhob sich ein Sturmwind und von weitem

vernahm er seltsames Geheul. Plötzlich kam eine dunkle Gestalt herbeigeeilt, der Wagen wurde umgeworfen und die Fässer rollten den steilen Abhang hinab. Die Pferde blieben aber noch immer unbeweglich, nur hörte man sie wiehern. Den Fuhrmann erfaßte eine große Angst und er lief dem nächsten Dorfe zu. Am nächsten Tage sah man alles unversehrt an derselben Stelle stehen und die Fässer lagen wie früher geordnet im Wagen. Auch dies soll der Neckgeist des Sauberges gethan haben.

3. An der Vereinigung zweier Bäche, die von Walbergsdorf, das auf dem Südabhange des Sauberges liegt, herabkommen, ist ein Graben, der im Volksmunde „Schlachtgraben" genannt wird. Hier soll zwischen den Bauern und den Schweden (1642) ein furchtbares Gemetzel stattgefunden haben. Torstenson, der davon Kenntnis erhielt, schwur furchtbare Rache zu nehmen und alles niederzubrennen. Allein der Stämmichmann vertrieb alle Schweden.

Er war also, wie man sieht, in vielfacher Beziehung thätig, gewöhnlich aber stiftete seine Thätigkeit Unheil. Freilich war's ihm auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß er ein solcher Bösewicht sein würde. Er war ursprünglich ein frommer Schuster in dem Dorfe Spieglitz gewesen. Nur leider, daß er von seinem Handwerk nicht leben konnte, denn die armen Leute von Spieglitz gingen im Sommer barfuß und im Winter blieben sie hübsch zu Hause. Um sich zu helfen, ermordete der Schuster sein Weib und seine Kinder und verschrieb sich dem Teufel. Als aber seine Zeit um war, ging er hin und henkte sich auf, weil er dem Teufel nicht Wort halten wollte.

Der aber verstand keinen Spaß, holte sich Stämmichs Leiche und begrub sie unter jener Felsenplatte am Sauberge, wo seit dieser Zeit der tolle Spuck begann.

Ein altes Mütterchen von Klein-Mohrau soll später einmal eine fromme Wallfahrt nach Maria-Zell gemacht und für den verwunschenen Schuster von Spieglitz gebetet haben. Seit dieser Zeit ist es etwas stiller geworden.

In den letzten Jahren wurde die Ruhe des Stämmichmannes vielfach durch den Pfiff der Locomotive gestört, denn sie haben

in der Nähe seiner Behausung die Eisenbahn (Hannsdorf—Ziegenhals) geführt. Das paßt dem Unholde nicht. Da wirft er ab und zu solche Schneemassen im Winter auf die Strecke, daß die Locomotiven und die Schneepflüge stecken bleiben und mühsam herausgeschaufelt werden müssen.

Das ist jetzt fast seine einzige Unterhaltung im Winter.

Im Sommer befaßt er sich manchesmal damit, den Serpentinenweg von der Hochschaar nach Lindewiese zu reparieren. Das besorgt er dann so gründlich, daß die Touristen im Gebirge ihre helle Freude daran haben.

Das Zwergloch.

Eine kleine Erdhöhle in der Nähe von Raase zunächst der politischen Kronlandsgrenze, zwischen den Ortschaften Bennisch und Karlsberg gelegen, führt den Namen „Zwerghöhle" oder „Zwergloch." Man glaubte, daß sie sich zu gewissen Zeiten öffne und daß es dann möglich sei, Kostbarkeiten darin zu finden und nach Hause zu tragen. In mondhellen Sommernächten — so hieß es — zeigen sich die Bewohner der Höhle, kleine Zwerge,*) Männlein und Weibchen im Freien und erlustigen sich fröhlich im thauigen Grase, ohne den ruhig vorüberziehenden Wanderer zu necken.

Einst kehrte eine junge, muntere Wittwe aus Raase von einem Kindstaufschmause, der im nächsten Dorfe stattgefunden, spät Abends nach Hause zurück. Da traf sie nicht weit von der Zwerghöhle ein kleines Männlein mit einem Höcker. Gräulich saß es hart am Wege. Statt, wie es wohl Andere oft gethan, über die possierliche Gestalt des Männleins zu lachen, stand sie still und reichte ihm einen der Kuchen, die ihr von den Gevattersleuten für ihre Kinder mitgegeben worden waren. Das Männchen nahm den Kuchen und lachte still in sich hinein.

*) Am Nordabhange der Sudeten in Schlesien, und den mährischen Enclaven heißen die Höhlenbewohner Fenes-Männchen und Fenes-Weibchen.

Ohne darauf zu achten, setzte die Wittwe ihren Weg fort.

Sie hatte schon längst auf das kleine Abenteuer vergessen, als sie einst genöthigt wurde, ihre verlaufene Kuh in der Nähe der Zwerghöhle zu suchen. Schon war die Nacht hereingebrochen, als sie die Zwerghöhle betrat um nachzusehen, ob die Kuh etwa hier stecke. Da sie den Gang leer fand, wollte sie wieder umkehren, allein sie fand den Rückweg nicht mehr, obwohl sie kaum einige Schritte in dem dunklen Raume gemacht hatte. Nachdem sie eine kleine Weile umhergeirrt war, fand sie sich plötzlich in einem schönen Saale; prächtig gekleidete und schön gestaltete Knaben und Mädchen saßen an langen, mit den köstlichsten Speisen und Getränken besetzten Tafeln und man hörte zauberhaft schöne Musik erklingen. Einer von den schönen Knaben stand auf, führte die Bestürzte zur Tafel und lud sie ein, an dem Male theilzunehmen. Während die Rathlose, der wiederholten Aufforderung nachgebend, in die zunächststehende Schüssel langte, gewahrte sie an ihrer Seite das kleine Männlein mit dem Höcker, den sie einst mit Kuchen bewirthet hatte. Dieses flüsterte ihr ins Ohr:

„Weiblein! Ohne Ruh
Lange immer zu;
Füll' die Tasche; nimmer iß,
Deiner Kinder nicht vergiß!"

Sie that nun, als ob sie äße, steckte aber von jeder Speise in die Tasche. Dabei ward ihr jedoch immer unheimlicher zu Muthe. Endlich erhob sie sich von ihrem Sitze und verlangte hinausgelassen zu werden. Da verzogen sich die Gesichter der Mitspeisenden zu einem schauerlichen Grinsen und die Wittwe sank ohnmächtig zu Boden.

Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich im Freien. Die Sonne schien warm und die Wittwe fühlte sich so wohl, als ob sie daheim nach einem erquickenden, langen Schlafe aufgewacht wäre.

„Welch' ein Traum!" sprach sie zu sich, in das schöne, romantische Thal zu ihren Füßen hinabblickend. Nicht nur ihr Aufenthalt im Innern der Höhle, sondern auch das Verlieren und Suchen der Kuh gehörten dem Traume an; denn sie sah ja jetzt ihre Kuh so munter neben sich weiden, als wenn sie

immer da geweidet hätte. So über den Traum nachdenkend, erschrack sie plötzlich, denn sie erinnerte sich ihrer Kinder. Rasch wollte sie aufstehen und zu ihnen eilen. Allein sie konnte sich nicht erheben, eine unsichtbare Last hielt sie am Boden fest. Staunend besah sie sich und erblickte ihre Taschen schwer gefüllt mit glänzendem Golde. Scheu warf sie einen Blick nach dem Zwergloche, aber es bot nichts Bemerkenswerthes und lag gerade so in dem Sonnenschein vor ihr, wie sie es schon in ihrer Kindheit gesehen hatte.

Ohne sich länger aufzuhalten und nur der Kinder gedenkend, eilte sie ihrer Behausung zu. Bebend vor Angst öffnete sie die Thür, aber siehe da, wohlgemuth und fröhlich kamen ihr die Kinder entgegen und konnten nicht rasch genug erzählen, wie ein gar lustiges, spassiges Männlein ihnen gestern Aepfel, Kuchen und Nüsse zum Essen gebracht und sie in den Schlaf gesungen habe. Heute Morgens sei es wieder da gewesen und habe ihnen auch ein Frühstück aufgesetzt. Die entzückte Mutter schloß die Kinder an das Herz und eilte jetzt, ihrer Sorgen ledig, wieder nach der Gegend des Zwergloches, um ihre liebe Braune wieder nach Hause zu führen.

Sie stand noch ruhig da und weidete. Aus dem Gesträuche aber blickte das hingestreute Gold strahlend hervor und forderte durch seinen Glanz die Wittwe förmlich auf, es wieder aufzulesen.

„So habe Dank, du gutes Männlein," sprach sie, gegen das Zwergloch gewendet, „habe Dank für deine Gabe, aber noch mehr Dank dafür, daß du meiner Kinder gedacht und das Herz der Mutter geschont hast." Sie nahm nun das Gold und die Kuh und zog freudig heimwärts. Ihre Kinder erzog sie in Gottesfurcht und Arbeitsamkeit und deshalb brachte ihr das Geschenk der Zwerge Glück und Segen für ihr ganzes, langes Leben.

Der Schloßherr von Wildenstein.

In der Nähe von Bautsch stand einst ein festes Schloß, Wildenstein genannt. Es war von Raubrittern besetzt und dürfte schon im fünfzehnten Jahrhunderte durch die Olmützer Bürger zerstört worden sein. Die Ruinen des Schlosses heißen im Volksmunde das „wüste Schloß,“ „Waldschloß“ und „Wildstein.“

Einst hauste in diesem Schlosse ein Wütherich, dessen größtes Vergnügen darin bestand, seine Untergebenen zu quälen. So ließ er einst einen armen Greis, der sich vermessen hatte, ein Wildschwein zu schlagen, das ihm die Saat zerstörte, in das Burgverließ werfen. Erst nach vielen Monaten wurde der arme Mann zum richterlichen Verhör geführt.

Sich labend an dem Anblicke der in Lumpen gehüllten, grauenvollen Gestalt, sagte der Schloßherr lachend dem Greise, daß er nun selbst Gelegenheit haben solle, auf stattlichem Thiere zu jagen. Er ließ einen riesigen Edelhirsch herbeiholen und befahl, den Greis auf den Rücken des Thieres zu binden.

Todesschauer faßt den armen Büßer.

„Herr,“ flehte er leise und bebend, „ich fürchte nicht den Tod. Werde ich doch im Grabe den Frieden und die Ruhe finden. Doch eine Bitte, ehe ich sterbe, gewähre mir. Laß vor dem Todesgange mir den Leib des Herrn reichen, die letzte Wegzehrung, die mich Zertretenen in die Hallen des ewigen Friedens führe.“ Der Schloßherr hat nur Hohngelächter für den Ärmsten. Da ruft dieser, von Verzweiflung erfaßt, seinem Richter zu: „So sei verflucht in alle Ewigkeit, für deine Sünden zu büßen mit derselben Strafe, die du mich Unschuldigen erleiden läßt. Zur Qual der Hölle werde dir das Vergnügen der Jagd, das dich zum ungerechten Richter machte.“

Ein Faustschlag in das Antlitz wirft den Greis zu Boden. Rasch wird ein Seil um dessen kaum noch athmende Brust geworfen und das unglückliche Opfer auf den Rücken des Thieres

befestigt, das nun in tollen Sätzen, gehetzt von Schützen und Hunden, in's Freie stürmt.

An der Spitze der Meute reitet der Schloßherr hinter dem flüchtigen Hirsche, der endlich mit dem todten Manne zusammenbricht. Da steigen plötzlich finstere Wolken auf. Ein Blitzstrahl fährt aus dunkler Höhe, gefolgt von rollendem Donner und todt fällt des wilden Jägers Roß zusammen. Entsetzt blickt dieser um sich. In der Nähe gähnt ihm eine Felsenschlucht entgegen; in dieser will er Zuflucht suchen. Allein da stürmt ein mächtiger Eber auf ihn ein. Umsonst sucht der Schloßherr sich zu wehren. Bald erlahmt sein Arm und seine Brust durchbohren die Hauer des Ebers. An derselben Stelle, wo der arme Greis seinen letzten Seufzer ausgehaucht, verblutet auch der Schloßherr im Moose.

Um die Mitternachtsstunde aber gewahrt man, hoch zu Roß den verdammten, von einem grauenvollen Jägertrosse verfolgten Ritter. Der Waidmann von dem Wildenstein ist's, den allnächtlich ein Fluch aus seinem Schlafe reißt und ihn zur Jagd zwingt, die ihm kein Vergnügen, sondern wohlverdiente, wenn auch grausame Strafe ist.

Erst wenn der Weltenrichter an jenem großen letzten Tage die Guten von den Bösen scheiden wird, hat des Alten Fluch, des Ritters Qual ein Ende.

Der Zwerglein Rache.

Vor vielen, vielen Jahrhunderten stand am Fuße des Rautenberges, der damals noch ein vielfach thätiger Vulkan gewesen ist, ein stattliches Freigehöfte, dessen Eigenthümer Konrad Flegelmann ein gar wüstes Leben führte und der trotz seiner Jugend ein erklärter Feind der Arbeit war. So kam es denn, daß ein Stück Grund nach dem andern den Feldnachbarn verpfändet wurde und dem wüsten Konrad schließlich nichts übrig blieb, als ein ver-

schimmelter Pfennig, eben hinreichend, ein Schnürchen zu kaufen, um dasselbe um seinen Hals legen zu können.

Mit diesem unseligen Vorsatze wanderte er eines Tages dem Hennenwalde zu. Todt war für ihn die im Frühlings-Brautkleide prangende Natur, todt war für ihn alles. Sich auf einen verwitterten Markstein setzend, suchte er den Strick hervor und drehte ihn zur Schlinge. Da fühlte er plötzlich den Stein wanken. Eine Secunde lang in der Schwebe, erzitterte der Stein, um endlich wieder in die ursprüngliche Lage zu gerathen. Konrad, außer sich vor Entsetzen, meinte, das letzte Gericht breche über ihn herein und — ohne einen Fluchtversuch zu wagen — blieb er auf seinem Platze. Nun vernahm sein Ohr ein gedämpftes Schnauben, ein röchelndes Athmen, das aus der Erde zu kommen schien und endlich eine feine lispelnde Stimme:

„Bück den Rück, — Schieb und drück!“

Darauf die Antwort:

„Warte! Halt! — Rückwärts tritt, — bist du müd!“

Endlich ein Aufruf, kräftig und befehlend:

„Grubenhold — Hergetrollt! — Hammermann, —
Drauf und dran! — Schippenlast, — Angefaßt!“

Im Chorus rief es nun:

„Wurzel Spring, — Bring sie, bring!“

Da erbebte der Stein auf's neue.

„Ha, das sind die Grubenmännlein!“ frohlockte Konrad und schon war sein Entschluß gefaßt. Dieses Glück wollte er sich nicht entgehen lassen. Wissend, daß die wackeren Zwerglein einmal des Jahres u. zw. an einem Freitage Schlag 12 Uhr mittags zutage kommen, sich ihre Nahrung, die köstliche Springwurzel, zu holen, verließ er vorsichtig und geräuschlos den Stein und kauerte sich in froher Erwartung hinter den dicken Stamm einer Buche. Nach einem abermaligen Rütteln hob sich der Stein empor, legte sich langsam um — und der Kopf eines steinalten Männleins lugte vorsichtig und neugierig heraus. „Rein die Luft?“ rief eine Stimme aus der Tiefe. Bis zum Gürtel bog sich nun das Männlein heraus und etwas Fremdartiges in der Atmosphäre witternd, rief es: Menschenduft!“ und verschwand

in die Tiefe. Wüthend über sich selbst, den günstigen Augenblick versäumt zu haben, sprang Konrad hervor und schlug seine Schlinge heftig in die Höhlung hinab. Und siehe! Gerade in diesem Augenblicke wollte das Männlein den Kopf wieder herausstecken und fing es sich in der Schlinge. — Der arme Gefangene lag zappelnd auf dem Felde. Konrad brachte ihn auf die Beine und lockerte die Schnur. War das ein Menschlein! Ein zum Greise gewordenes Knäblein. Graues Leder umhüllte seine Glieder; als Bergmann und Feuerarbeiter trug er ein russiges Schurzfell und an dem Gürtel einen blitzenden Stein, der die Stelle des Grubenlämpchens vertrat. Ehrlich und treu war der Ausdruck seines furchigen Gesichtes, an dessen unterem Theile ein Zwickbärtchen zu sehen war. Konrad, der da wußte, daß diese Zwerglein über der Erde ganz machtlos sind, herrschte nun das zu Tode geängstigte Männlein an und von ihm nicht weniger als zehntausend Goldgulden verlangend, versprach er ihm die Freiheit; damit ihm aber das Männlein nicht entwischen könne, beraubte er es seiner Kleidung, denn also hieß es: „So wenig der herausgerissenen Schnecke das Haus noch einmal wächst, so wenig erneuert sich der Anzug der Zwerglein, mit dem diese ins Dasein gekommen, mit dem ihr ganzes Wesen verwachsen ist."

Während dieser Procedur entdeckte Konrads Auge den funkelnden Stein am Gürtel und „Carfunkulus, Lebensstern!" rufend, fuhr seine Hand nach demselben. „Dies Pfand in meinem Gewahrsam schafft dich, Unhold der Finsternis wieder zu Tage."

Keine Klage, keine Bitten, kein Beschwören half. Das so arg mishandelte, an allen Gliedern zitternde Wesen verschwand dann in der Tiefe.

Das verlangte, viele Geld befand sich in Konrads Händen. Toll trieb er's wieder, wie ehedem. Sein früheres Besitzthum hatte er gleich wieder eingelöst. Gab's da ein Wundern, die schönen neugeprägten Goldgulden wurden bei Meister Erhard, dem Goldschmiede in Hof, einer Prüfung unterzogen und dieser betheuerte die Echtheit des Metalls. Verschiedene Gerüchte circulierten nun. Die einen meinten, er sei im Besitze eines Hexenpfennigs, andere fabelten, er sei sogar des Alräunleins habhaft

geworden, die Vernünftigsten aber meinten, er müsse den Schatz eines alten Heidenkönigs entdeckt und behoben haben. Kurz, Konrad war wieder ein reicher und darum auch ein gesuchter, und großer Mann. Wo aber war das Zwerglein hingekommen? Entließ er es dem Vertrage gemäß wieder in seine unterirdische Heimat? — Nein! — Das arme Männlein blieb seiner Macht beraubt, in harter Gefangenschaft des grausamen Konrad. Am Dachboden, in einem eisernen Käfig angeschmiedet, mußte es die Zeit verbringen, denn auf solche Weise glaubte der Meineidige eine unerschöpfliche Goldgrube gefunden zu haben. Springwurzel, die einzige Nahrung des Zwergleins hatte Konrad in hinreichender Menge gesammelt, und davon erhielt der Gefangene täglich genug und zu rechter Zeit. Frisches Brunnenwasser war sein Labetrunk. Die lange, lange Zeit vertrieb sich der Einsame mit dem Polieren roher Edelsteine, die der arme seinem Peiniger als Lösegeld mitgebracht hatte. Kurzen Griffs bemächtigte sich Konrad täglich der in allen Farben des Regenbogens spielenden Edelsteine und veräußerte dieselben tief unter ihrem Werthe beim Meister Goldschmied in Hof.

So war ein Jahr vergangen. Der reiche Konrad war wieder einmal vom Pferd auf den Esel und von diesem auf den Hund gekommen. Doch ihm war nicht bange, hatte er doch das Bergmännlein in gutem Gewahrsam! Um Mitternacht schlich er zu ihm, Geld verlangend. Das Männlein betheuerte dieser Forderung nicht mehr nachkommen zu können; zur Strafe erhielt er weder Speise noch Trank. Da nahte der dritte Tag. Wieder erschien der grausame Peiniger um das äußerste zu wagen, den Starrsinn des Zwerges zu brechen. Auf die Frage, ob er einen Sack Silber erhalten werde oder nicht, schwieg das Männlein und zerdrückte eine Thräne im Auge. Da war sein Untergang beschlossen. Rasch zog Konrad einen kleinen, hartgeschliffenen Amboß unter dem Wamms hervor, ergriff einen Hammer und legte das Schurzfell und den Karfunkel auf den Tisch. Nach abermaliger Aufforderung, Geld herbeizuschaffen, vergegenwärtigte er dem Bejammernswerthen, daß sein Leben von diesem Steine, der ohnedies wie ein kleines Glühwürmchen leuchte, abhänge. Dann legte

Konrad den Karfunkel auf den Amboß und erhob den Hammer. — Da horch! aus tiefem Grunde dringt ein unheimlich Murmeln und Brausen. „Erbarmen, so du Erbarmen hoffst!“ flehte die Jammergestalt; „zwei Seelen tödtest du, die meine stirbt mit dem Stoffe, die deine geht den Tod des Sünders.“ — „Gehorche!“ brüllte der Wüthende. — „Ich kann, ich darf nicht!“ — „So stirb!“ — Ein furchtbarer Schlag streifte den Amboß und zerschlug das Tischbrett in tausend Stücke. Ein gräßlicher Fluch folgt dem mißlungenen Streiche. Das Kleinnod wird zum zweiten Male auf den Amboß gelegt. Wie er zum neuen Schlage ausholt, erzittert das ganze Gemäuer und Konrad fühlt den Boden unter sich wanken. Ein furchtbares Gewitter bricht los, der entfesselte Sturm fährt durch die brechenden Baumwipfel und vom Scheitel des Rautenberges zuckt eine breite Flammengarbe auf. „O, meine Söhne!“ jauchzt das Männlein, „ihr habt meinen Jammer gehört und laßt nun die Elemente zu meiner Befreiung los. Unhold, dein letzter Augenblick ist da!“ — „Nicht vor dem deinen!“ lachte Konrad und mit der Hand in den Käfig greifend, zog er das Männlein heraus, es zu würgen.

Da schwankt der Boden, und im Fallen verliert Konrad sein Opfer. Es erreicht die Erde und flieht. Da öffnet sich dieselbe und ein Heer schwarzer Kobolde und Gnomen mit Schürhaken umringten Konrad, ein Schrei und — die Tiefe schließt sich über dem Gerichteten. Das gute schwer gekränkte Männlein ist wieder in den mütterlichen Schoß zurückgekehrt. Die Zornfackel des Rautenberges, die noch die ganze Nacht brannte, verheerte des Versunkenen Land bis zur letzten Marke. Der Geist Konrads hat im Pfuhl keine Ruhe und irrt brennend in blauer Flamme des Nachts auf der Stätte umher. Die Zwerglein aber sind seit jenem Vorgange lichtscheu geworden. Groß- und Urgroßväter wissen sich nicht zu entsinnen, daß je noch eins nach der Springwurzel zu Tage gestiegen sei; ja auch diese ist seitdem spurlos von der Erde verschwunden.

Das wüste Schloß.

In dem Kirchlein von Hangenstein befand sich unterhalb der Kanzel ein Reliefbild mit folgender Inschrift:

„Anno Domini 1572, den 23. Octbr. die edle . . . Frau Sidonia Heidenreich . . von Fell . . . Gott entschlafen . . das Gott genedig sei hie und dort in Ewigkeit. Amen."

An dieses historische Zeugnis knüpft der Volksmund die nachstehende Sage:

Sidonia Heidenreich war die Tochter eines tirolischen Grafen und von ihrem Vater wegen Ungehorsam verstoßen worden. Er hatte ihr in der einsamen entlegenen Gegend von Bergstadt ein kleines Schloß bauen lassen, die Geldmittel zu einem standesgemäßen Leben zurückgelassen und sich sodann nicht mehr um seine Tochter gekümmert. Als ein altes Mütterchen starb sie im Jahre 1571 und wurde in der Kirchengruft von Hangenstein begraben. Das Schloß, welches Sidonia Heidenreich bewohnt hatte, fiel nach ihrem Tode in Trümmer und galt nach kurzer Zeit für einen verufenen Ort.

Da kam eines Tages ein schmucker Bindergeselle nach Bergstadt und trat bei dem dortigen Meister in Arbeit. Es war ein junger lustiger und fleißiger Bursche, den bald alle Leute lieb gewannen. Einmal begab sich der junge Handwerker in den Wald um Reifenholz zu holen. Vertieft in die Arbeit achtete er nicht auf seine Umgebung. Plötzlich stand eine liebreizende Frauengestalt vor ihm, welche sprach: „Theurer Jüngling! Die Macht eines bösen Zauberers hat mich an diesen Ort verbannt. Dir aber ist die Möglichkeit gegeben, mich zu erlösen."

„Was muß ich thun?" frug der verblüffte Bindergeselle.

„Eine feurige Schlange bewacht die Schlüssel dieses Schlosses. Gelingt es dir, dem Ungeheuer die Schlüssel zu entreißen, so werden sich die Schloßtrümmer sofort in ein neues prächtiges Schloß verwandeln. Dieses Schloß soll dein Lohn sein für meine Erlösung."

„Und wenn mich die Schlange auffrißt?" sagte der Bindergeselle, dem sich bei den Worten der holden Frau neben dem Muthe auch der Humor wieder einstellte.

„Die Sache ist nicht gar so gefährlich," antwortete die Frau. „Nimm dieses Häckchen, begib dich in nächster Mitternachtsstunde an diesen Ort und sobald du die Schlüssel in dem Rachen der Schlange, die sich gleich zeigen wird, erblickst, zieh sie getrost an dich, was immer auch die Schlange thun mag. Du hast nur darauf zu achten, daß du dich nicht ein einziges Mal umschaust."

„Das läßt sich hören," meinte der Bindergeselle.

Bei diesen Worten verschwand die Erscheinung. Der Bindergeselle glaubte geträumt zu haben. Als er jedoch aufblickte, befand sich in seiner Hand wirklich und wahrhaftig ein kleiner Hacken aus glänzendem Metall. Er beschloß also das Abenteuer zu wagen und begab sich in der nächsten Nacht in den Wald. Ein wüthender Sturm durchbrauste denselben, als sich die Stunde der Mitternacht näherte und endlich sah der Bindergeselle eine scheußliche Schlange mit geöffnetem Rachen auf sich zukommen. Mechanisch griff er in die Tasche um das Häckchen hervorzuziehen und nach dem Schlüsselbunde zu langen, den er wirklich in dem Rachen der Schlange erblickte. Da — schon hatte er den Schlüsselbund erfaßt — tönte hinter ihm ein abscheuliches Hohngelächter. Unwillkürlich wendete der Bindergeselle ein wenig den Kopf und — verschwunden waren die Schlange, die Schlüssel und das Häckchen. In lautlosem Schweigen stand der Wald da und wie aus weiter Ferne klang es an das Ohr des Verblüfften: „Unglücklicher, Deine Neugierde hat die Probe nicht bestanden und erst der Hundertste deines Stammes kann mich wieder erlösen."

Eine andere Version dieser Sage lautet:

An einem außergewöhnlich milden Frühlingstage eilte ein junges Weib dem Walde nächst Hangenstein zu, um Holz zu sammeln. Traurig blickte ihr Auge in den sonnigen Glanz des Frühlings, denn der Winter hatte ihr den ältesten Sohn geraubt und für die kleineren Kinder fehlte es daheim an Lebensmitteln und Kleidern. Vergebens sann sie bei der fleißigen Arbeit des Holzklaubens darüber nach, wie sie sich und ihren Kindern helfen könne. Endlich hatte sie eine große Bürde trockenes Reisig zusammengebracht, lud es auf die Schultern und trat den Rückweg nach Hangenstein an. Immer drückender wurde die Last und endlich brach das arme Weib bewußtlos unter ihr zusammen. Als sie wieder ein wenig zur Besinnung kam, stand eine holdselige Frau vor der Erstaunten und sprach: „Ich bin gekommen, dir zu helfen. Dein Kummer ist mir bekannt. Einmal im Jahre darf ich auf Erden weilen und Unglücklichen beistehen. Blicke um dich! In den Ruinen jenes Schlosses liegt ein Schatz, den du heben darfst. Wenn du am nächsten Palmsonntag während des Hochamtes dreimal an jene vermauerte Kellerthür klopfest, so wird sie sich öffnen. Du kannst eintreten und von den Kostbarkeiten in dem Keller so viel nehmen, als du mit beiden Armen zu tragen im Stande bist. Doch sei nicht unbescheiden, sonst wartet deiner fürchterliche Strafe."

Als das Weib aufblickte, war die Erscheinung verschwunden und nichts zu sehen, wie eine abgebrochene Mauer und in dieser nahe der Erde eine Steinwölbung. Angeregt von den seltsamen Worten und der fremden Erscheinung brachte das Weib ihre Holzlast nach Hause und dachte Tag und Nacht über das Erlebnis nach. Endlich war der Palmsonntag gekommen. Nachdem das Weib die älteren Kinder zur Kirche geschickt hatte, nahm sie ihr Jüngstes auf den Arm und eilte auf den Platz, wo ihr die holde Frau erschienen war. Sie sah die vermauerte Öffnung in den Ruinen des wüsten Schlosses, nahm einen Stein und klopfte dreimal an. Da verschwand die Steinmauer und das Weib sah vor sich eine große Halle, in der Gold und Edelsteine in großen Haufen herumlagen. Rasch entschlossen trat sie

näher, setzte eilends das Kind bei Seite und raffte zusammen, was sie mit beiden Armen tragen konnte. Noch zweimal trug sie die goldene Last ins Freie. Als sie zum vierten Male zurückkehren wollte, schloß sich die Mauer und die Halle war verschwunden. Voller Entsetzen erinnerte sich das Weib ihres Kindes, das sie in der Halle vergessen hatte und brach in Rufe des Jammers aus. Wiederholt pochte sie in ihrer Verzweiflung an die Mauer, aber diese öffnete sich nicht mehr und es blieb ihr endlich nichts übrig, als verzweifelt nach Hause zurückzukehren. Zornig warf sie die goldenen Schätze in einen Winkel und gelobte sich, zur Buße nichts davon anzurühren und wie bisher durch ihrer Hände Arbeit mühselig sich und ihre Familie zu erhalten. Sie hielt auch Wort bis zum nächsten Palmsonntage, obwol ihr die Versuchung oft nahe getreten war, sich eines Theiles der gehobenen Schätze zu bedienen. Entschlossen aber packte sie am zweiten Palmsonntage den ganzen Schatz zusammen mit der Absicht, ihn wieder in die Halle zurückzulegen und vielleicht um diesen Preis wieder ihr Kind zu erhalten. Erwartungsvoll klopft sie wie im Vorjahre an die Mauer und siehe da, sie öffnet sich abermals und vor ihr liegt das Kind, frisch und munter, wie vor einem Jahre, mit Äpfeln spielend. Wonnetrunken eilt sie mit ihm nach Hause. Sie merkt es gar nicht, daß sie den goldenen Schatz in der Halle zurückgelassen hat, denn sie besitzt einen größeren Schatz in dem vergessenen und wiedergefundenen Kinde.

Der Schmied und der Teufel.

In Schönwald hatte sich ein Schmied aus Noth dem Teufel verschrieben. Als er einst trübsinnig am Fluße saß und fischte, kam ein Mann zu ihm, den er in seine Wohnung führte. Dort verlieh ihm der Fremde die Macht über die Teufel und verzauberte einen Tisch so, daß derselbe von nun an alle Lebensbe-

dürfnisse des Schmiedes lieferte. Jahre lang ließ es sich der Schmied wohl sein. Endlich erschien der Teufel wieder, erklärte, der Pact sei abgelaufen und der Schmied müsse ihm nun folgen. Da ließ ihn der Schmied auf einen Stuhl setzen, von dem er nicht mehr aufstehen konnte. Zuletzt ließ sich der Schmied erweichen und gab den Teufel frei. Dieser wiederholte aber jetzt sein Verlangen. Da ließ ihn der Schmied auf einen Kirschbaum steigen, wo er einige Jahre sitzen und zappeln mußte. Nun brachte der Teufel dreißig kleinere Teufel mit, die den Schmied aufforderten, mitzugehen. Der Schmied holte einen Sack und erklärte, mit jenem Teufel gehn zu wollen, der in den Sack hineinspringe. Da sprangen alle hinein; der Schmied aber schnürte zu, legte den Sack auf den Ambos und ließ die Teufel durch seine Gesellen windelweich dreschen.

Aber endlich sollte der Schmied doch sterben. Da befahl er den Seinen, Schürze, Hammer und Zange in seinen Sarg zu legen. Es geschah und als der Schmied zur Hölle kam, that der Wächter einen Schrei: da komme der, der sie so geprügelt habe. Geschwind schloß man das Höllenthor und der Schmied mußte draußen bleiben.

Zwerg Apella.

In Gaisdorf bei Bodenstadt lebte einst eine arme Wittwe in großer Dürftigkeit. Mit Mühe und Noth erwarb sie für sich und ihr einjähriges Söhnchen den Lebensunterhalt. In dieser drückenden Lage faßte sie den Entschluß, zum Zwerge Appella, der in einer Höhle im Poschkauer Thale wohnte, zu gehen und ihn um Hilfe anzuflehen. Es war an einem Charfreitage, als sie sich mit ihrem Kinde dahin begab; man hatte ihr nämlich früher erzählt, daß zur Osterzeit alle unterirdischen Paläste geöffnet seien. Bei der Höhle angekommen, fand sie einen riesigen Felsblock vor derselben stehen, der den Eingang verhinderte. Mit lauter Stimme

bat sie den Zwerg, ihr zu öffnen. Derselbe erhörte ihr Flehen und unter donnerähnlichem Getöse stürzte der Felsblock, der vor der Höhle lag, herab. Mit beklommenem Herzen trat nun die Wittwe mit ihrem Kinde in das Innere der Höhle ein. Welch ein Anblick wurde ihr dort zu theil! — Alle Wände und Gegenstände, die sie umgaben, strotzten von glänzendem Golde und funkelnden Edelsteinen. Als sie weiter ging, bemerkte sie auf einem Throne den Zwerg sitzen, der ein mit leuchtenden Edelsteinen geschmücktes Diadem auf dem Kopfe trug.

Mit freundlichen Worten sprach Apella die vor Angst zitternde Frau an und erlaubte ihr, wenn es zu ihrem Wohle gereichen solle, bloß das ihr zunächst Liegende sich zu nehmen. Es waren Goldklumpen. Schnell setzte sie das in ihren Armen entschlafene Kind auf den Boden und griff gierig nach dem Golde, um damit so schnell als möglich hinauszukommen. Als sie abermals in die Höhle gehen wollte, um ihr Kind zu holen, fand sie zu ihrem Entsetzen dieselbe versperrt. All ihr Jammern und Wehklagen war vergebens und blieb unerhört. Das nächstfolgende Jahr ging sie wieder zur Höhle und bat unter heißen Thränen den Zwerg um Einlaß, aber wieder vergebens. Tief betrübt ging sie heim. Nach Verlauf des darauf folgenden Jahres ging sie am Charfreitag nochmals zur Zwergenhöhle und wollte den Versuch wagen, um Einlaß zu bitten. Diesmal fand sie dieselbe geöffnet, ging rasch hinein und fand ihr Kind an derselben Stelle sitzen, wo sie es verlassen hatte. Freudenthränen entquollen ihren Augen und mit Entzücken drückte sie das Kind an ihre Brust. Als sie mit ihm fortgehen wollte, erschien ihr Apella und sagte: „Verzeihe, daß ich dir eine so schwere Prüfung auferlegt habe, fortan sollst du glücklich sein!" — Nach diesen Worten verschwand der Zwerg und die Witwe ging schnell dem Ausgange der Höhle zu. Als sie mit dem Kinde in ihrer Wohnung ankam und für die glückliche Rettung Gott dankte, fielen ihr einige goldene Körnlein*) aus dem Schoße, die, wie

*) Die „goldenen Körnlein" drücken hier höchst sinnig die Moral der Sage aus und bedeuten die bescheidene, subjective Zufriedenheit mit dem eigenen Loose.

sie bald Gelegenheit hatte zu erfahren, die wunderbare Wirkung besaßen, denjenigen, in dessen Besitze sie sich befanden, vor Leid und Trübsal zu bewahren.

Die Hexe von Braunseifen.*)

Direct an die Hexenzeit knüpft folgende, heute noch in Braunseifen bekannte Sage an:

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebte in Braunseifen eine alte Frau, Namens Barbara. Sie besaß ein großes, schönes Haus auf dem Ringplatze**) und galt in der Stadt für eine Hexe. Man traute ihr alles Schlechte zu und athmete erleichtert auf, als man hörte, daß sie todt sei. Jetzt aber überzeugte man sich erst, daß sie wirklich und wahrhaftig eine Zauberin gewesen sei, denn während man in der Kirche für sie die Grablieder sang, saß sie auf dem First ihres Hauses und sang mit. Man begrub sie auf dem Friedhofe, aber allnächtlich entstieg sie ihrem Grabe und „äffte“ die Nachbarschaft. Es kam so weit,

*) Eine ganz ähnliche Sage aus der etwa drei Meilen entfernten schlesischen Stadt Bennisch theilt Vernaleken mit. Dort lebte ein Bürgermeister, Namens Kunz, der allgemein für einen Hexenmeister galt, weil er zum Ausreiten stets einen dreibeinigen Schimmel verwendete. Als man seine Leiche über den Marktplatz von Bennisch trug, rief plötzlich eine Stimme von dem Dache eines Hauses:

„Wen begrabt ihr denn hier?“

„Herrn Kunz, den Bürgermeister,“ war die Antwort.

„Wer weiß, obs wahr ist,“ sagte die Stimme von oben. „Seht doch einmal in den Sarg.“

Die Träger stellten die Bahre nieder und öffneten den Sarg, wo sie nichts als Steine fanden. Plötzlich hörte man ein furchtbares Gelächter und Herr Kunz wurde auf seinem dreibeinigen Schimmel sichtbar. Er ritt gegen den Brunnen auf dem Marktplatz und verschwand in demselben.

**) Das Haus wurde im Jahre 1874 ein Raub der Flammen. Heute steht an der Stelle desselben der Feuerwehrschopfen.

daß man ihren Leichnam ausgraben und an ungeweihter Stelle im freien Felde, an der Grenze zwischen dem Arnsdorfer und Dittersdorfer Walde, da wo der alte Weg von Braunseifen nach Dittersdorf eine Waldecke*) abschneidet, begraben mußte. Aber auch dort war ihr keine Ruhe gegönnt. Ein Braunseifener Bürger, Namens Pilhatsch, ging eines Abends, von einem Trunke angeheitert, an ihrem Hause vorüber und rief: „Barber, Lorber." Da kreischte es auf dem Dachfirste ihres Hauses: „Pilhatsch, Trillatsch" und schon rannte die Hexe hinter dem Erschrockenen her, der eilends seinem Hause zulief und sich nur durch ein frommes Kreuzschlagen retten konnte. Noch heute sieht man in der Gegend ihres Grabes Frauenwäsche, Fetzen u. dgl. herumliegen. Dann sagt das Volk: „Barbara hängt aus" und hält dies für ein Anzeichen bevorstehenden schlechten Wetters.

Der Trollen als Pathe.

In der Nähe von Altstadt lebte ein Pächter, auf dessen Gut ein Trollen in einem „Bargla" wohnte. Als dem Pächter einstens ein Kind geboren wurde, sendete er seinen pfiffigen Schweinejungen zu dem „Trollen," um ihn zur Taufe einzuladen. Dieser ging Nachts zwölf Uhr zu dem Hügel, klopfte an und lud den Trollen zur Taufe ein. „Da muß ich wohl," meinte der Eingeladene, „einen großen Taufschatz hergeben," öffnete seine Geldkiste, befahl dem Jungen, den mitgebrachten Sack aufzuhalten und warf Gold hinein. „Ist das genug?" fragte er, als schon ziemlich viel darin war. Der Junge antwortete: „Viele geben mehr, viele geben weniger." Das Männchen warf noch mehr hinein und fragte: „Ist's nun genug?" Der Bursche sah hinein, wog, ob er noch mehr tragen könne und sprach: „Das geben die Meisten." Nun leerte der Trollen die ganze Kiste und der Bursche sagte: „Keiner

*) Der Ort heißt noch heute „Schinderecke" oder „zur Barbara."

gibt mehr, Viele geben weniger." Als der Trollen fragte, wer denn kommen und was für Musik da sein werde, entgegnete der Knabe: „Geladen sind drei Priester, ein Bischof, St. Peter, St. Paul und die heilige Maria und es wird getrommelt." „Getrommelt?"*) fragte das Männchen erschrocken, „dann komme ich nicht. Einst ging ich bei einem Trommler vorbei, da warf er mir das Trommelholz an den Fuß, daß ich heute noch hinke."

Hofnarr „Falkenjankel."

Vor vielen Jahren hatte der Besitzer des Schlosses Ullersdorf einen Narren an seinem Hofe, namens Falkenjankel. Der Mann besaß die Gabe, eines Jeden Zukunft vorauszusagen. Dieses Talent sollte ihm aber nicht sehr viel Gutes bringen.

Einst fuhr er mit der Herrschaft aus. Im Fahren kamen alle an dem herrschaftlichen Schäfer vorbei, der am Felde die Heerde hütete. Aus der Menge der Schafe sprang ein junges, munteres Thier heraus und machte im Angesichte der Vorbeifahrenden allerlei Kurzweil.

Nach längerem Betrachten des possirlichen Springens und Laufens des Schafes fragte der Graf seinen Narren: „Warum hüpft denn das Thier so munter herum?" „Es will sich noch vor dem Tode ein wenig lustig machen," war die Antwort. Es wird für die herrschaftliche Tafel geschlachtet und zubereitet werden. Die Herrschaft wird es aber nicht speisen, sondern der zahme Wolf des Schlosses wird es verzehren," sagte Falkenjankel weiter. Verwundert über diese Deutung, drohte der Graf: „Falkenjankel, gehenkt wirst du, falls du es nicht errathen hast!" Zugleich wurde der Schäfer beauftragt, das bezeichnete Schaf zu fangen, beim Fleischer schlachten zu lassen und sodann in die herrschaftliche Küche zu bringen. Alles geschah, wie es ange-

*) Das Trommeln vertritt hier, wie es scheint, die Stelle des Donners.

ordnet wurde. Der Koch bereitete das Fleisch und stellte den Braten in die Röhre auf's Warme; andere Arbeiten riefen ihn aus der Küche. Der im Schlosse überall herumschlendernde, alles beschnuppernde Wolf war inzwischen auch in die Küche gerathen, roch den Schöpsenbraten und verzehrte wirklich ungestört ein Stück nach dem andern. Als der Koch herbeikam, war die Pfanne leer. In dieser Verlegenheit schickte er schnell zum Schäfer um ein anderes Schaf. Dieses wurde eiligst geschlachtet und fein zubereitet. Inzwischen war auch die Zeit des Speisens schon angerückt. Als der Schöpsenbraten aufgetragen ward, fragte der Graf den Falkenjankel, ob es denn dasselbe Schaf sei, das vor Kurzem noch lustig herumsprang. „Nein," war die Antwort, „das ist schon ein zweites; das erste fraß der Wolf." Gleich mußten Koch und Schäfer herbei, um die Wahrheit zu sagen. Nichts ahnend, sagte der Koch aus, wie es sich zugetragen. Der entrüstete Graf ließ aber den unachtsamen Koch sowohl als auch den Schäfer, der ohne höheren Auftrag ein zweites Schaf herausgegeben hatte, strenge bestrafen. Nach beendeter Mahlzeit rief der Graf seinen Narren zu sich und sprach zu ihm: „Wenn du das so gut gewußt hast, so wirst du mir auch sagen können, wie es mir denn noch gehen wird. Merke dir aber gleich: Errathest du es nicht, so wirst du gehenkt." Falkenjankel besann sich wohl eine Weile; dann sprach er: „Euer Gnaden! Sage ich es, so werde ich gehenkt und sage ich es nicht, geschieht mir dasselbe." Der neugierige Graf drängte aber um so mehr. Endlich sprach Falkenjankel: „Gräfliche Hoheit werden es noch eine Zeit gut haben. Dann wird es Ihnen aber anfangen, nicht gut zu gehen. Es wird immer schlechter kommen; Schloß und Güter werden Ihnen genommen werden und Sie werden sogar Hungers sterben müssen." Nun aber wallte der Zorn des Grafen auf. Sofort verkündete er dem Falkenjankel den Tod durch den Strang. Falkenjankel sollte gefesselt in den Kerker geworfen und den nächsten Tag gehenkt werden. Während man ihn fesselte, sagte er noch: „Ich werde aber doch nicht gehenkt!" Umsomehr beharrte der wüthende Graf auf seinem Ausspruche. Falkenjankel wurde des andern Tages wirk-

lich zum Galgen geführt. Im Schlosse herrschte ob dieses Vorfalles große Trauer. Alles bedauerte den aufrichtigen und lustigen Falkenjankel; deswegen betheiligten sich auch alle am letzten Gange ihres lieben Falkenjankels. Der in tiefe Trauer gehüllte Zug mußte unter einer Bogenmauer durch, über welcher auf Gerüsten Maurer an der Verbesserung der Gesimse arbeiteten. Auch die Maurer kannten den guten Narren; sie hielten in ihrer Arbeit inne, als sie des Zuges ansichtig wurden und sahen mit thränenden Augen lange dem Zuge zu. Als Falkenjankel gerade unter das Gerüste treten sollte, bückte sich ein Maurer zu tief und stieß an einen Ziegel. Dieser fiel und erschlug im Fallen den zum Tode gehenden Falkenjankel. So wurde er doch nicht gehenkt. — Dem Grafen erging es genau so, wie es ihm vorausgesagt wurde. Eine Zeit lang ging es sehr gut, dann aber fing es an mit dem Grafen schlechter zu werden. Feinde kamen, verjagten ihn und er mußte sich elend als Bettler sein täglich Brod einholen. Eines Tages fand man ihn todt auf der Gasse liegen.

Amtmann Kubin.

Die Grafen von Žerotin überließen gewöhnlich die Verwaltung ihrer Güter ihren Beamten. Der oberste Beamte führte den Titel Oberamtmann. Von dessen Laune hing das Wohl und Wehe der zum Robotdienste verpflichteten Unterthanen ab. Wie jedermann in damaligen Zeiten vor dem „dürren Schimmel" (dem scharfkantigen Holzbock) zitterte, erzählen heute noch die Enkel und Urenkel.

Der ärgste unter allen gewesenen Amtleuten war der Amtmann Kubin. Er war ein Mann ohne Mitleid — ein Tyrann. Damit der Abgaben recht viele würden, ließ er den heute noch stehenden, großen Schüttboden bauen, der immer voll Getreides sein mußte.

So kam es, daß der Amtmann bei Jung und Alt verhaßt war.

Auf Religion heißt es, hielt er nicht viel. So durften z. B. die Arbeiter, wenn an Feiertagen um 3 Uhr die Glocke an die Sterbestunde Christi mahnte, nicht ihre Andacht verrichten. Hatte man hiebei einen der Robotmänner betreten, so wurde er als Dieb der so kostbaren Zeit mit der Geißel zurechtgewiesen. Die Strafe für solches Thun sollte aber nicht ausbleiben.

An einem Freitagsnachmittage entlud sich nach 3 Uhr ein furchtbares Gewitter über Ullersdorf. Kubin, der zur selben Zeit im Felde weilte, erreichte der Arm Gottes. Er wurde vom Blitze erschlagen. Kein Mensch der ganzen Umgegend konnte um solch einen Menschen trauern. Jeder athmete auf, als er Kunde vom Tode des Amtmannes erhielt; denn so schwer ließ er die Unterthanen das Joch tragen, daß alle schon bei seinen Lebzeiten von ihm sagten, daß er nur dann selig werden könne, wenn vom Schüttboden jedes Sandkorn, jeder Balken, kurz alles dazu verwendete Baumateriale an seinen früheren Ort kommen werde. So geschah es auch. Schon beim Aussingen am Friedhofe sah man ihn am Dache der Friedhofmauer sitzen. Der Sarg wurde beigesetzt, Kubin aber huschte durch ein Mauerloch (ein Luftloch der Gruft unter der Kirche) in die Kirche. Aber auch dort fand er keine Ruhe. Viele der Andächtigen sahen ihn bald auf der Kanzel, bald auf der Orgel, bald am Altare sitzen und wieder verschwinden. Auch außerhalb der Kirche und besonders häufig war er in der Nähe des Schlosses und Schüttbodens gesehen worden. So setzte er sich einmal einem aus der Schloßmühle nach Hause gehenden Weibe auf das Bündel am Rücken. Die Folge war, daß sie nicht weiter gehen konnte. — Den noch in der Nacht emsig arbeitenden Amtsschreiber besuchte Kubin um die 12. Stunde, blätterte in den Büchern, revidirte Rechnungen und verschwand wieder. Er erschien aber auch sehr häufig ohne Kopf, oft auch auf einem Pferde, dem auch der Kopf fehlte. Ein Mann begegnete den in ein Kalb verwandelten Kubin; auch dieses war kopflos. Da er meistens die Beamten des Schlosses insultierte, beschloß man, das Mauerloch an der Kirche zuzumachen, um ihn so einzumauern. Diese

Mühe war vergebens. Wie fest man auch mauerte, das Loch blieb niemals zu. Was war zu thun, um seinen Nachstellungen zu entgehen?

Nach längeren Berathen wurde beschlossen, ihn zu verbannen. Das geschah auch.

P. Suchanek aus Reitendorf verbannte ihn in Anwesenheit vieler Zuschauer in das Riesengebirge Böhmens. Dort irrt er herum und harrt seiner Erlösung. Ein Holzsammler sah ihn daselbst auf einem Baumstocke sitzen. Neben sich hatte Kubin eine hölzerne Axt und eine hölzerne Säge liegen. Auf Befragen des zu ihm gekommenen armen Sammlers soll Kubin geantwortet haben: „So wenig ich mit der Axt und dieser Säge einen Baum fällen und spalten kann, ebensowenig kann ich selig werden."

Eine andere Version der Sage läßt den Amtmann in der Nähe eines Grabens, der noch heute Kubingraben heißt, den Tod finden. Die vorstehend mitgetheilte Version ist interessanter, weil sie den directen Zusammenhang mit der Sage vom Stämmichmann und Rübezahl herstellt. Diesem Sagenkreise ist sie, offenbar erst später, angefügt worden, oder besser gesagt: die Sage vom Rübezahl hat hier die Form des Amtmanns Kubin angenommen.

Die Sage vom Mönchstein.

Nördlich von Ullersdorf erhebt sich ein Berg, der im Volksmunde den Namen „Mönchstein" (Minichstan) führt. Den Namen hat der Berg einer ähnlichen, bekannten Sage zu verdanken.

Am Gipfel des genannten Berges erhebt sich eine Tanne. Unterhalb derselben liegt nebst vielen anderen größeren und kleineren Genossen ein mächtiger, moosiger Stein. Unter dem großen Felsstücke hatte ein Fuchs seine Oeffnung zur Höhle im Steinhaufen angelegt. Ein zweites Loch der Höhle mündete hart am Stamme der Tanne. So die Beschreibung des Schauplatzes der Sage von Mönch (Minich) auch Grünhütel. Grünhütel, ein

Zwerg in Kutte und grünem Hütel, erschien vielen am Felde arbeitenden Bauern, unterhielt sich mit ihnen, prophezeite ihnen, beschenkte viele und verschwand wieder im Berge. Dort bewachte er viele große Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen. Sein unterirdischer Palast stand sogar, aber nur einmal im Jahre, für jedermann offen. Wollte man diese verzauberten Räume besichtigen, mußte man während der Passion am Palmsonntage kommen. Bei Beginn derselben öffneten sich die unterirdischen Räume. Sprach der Priester am Altare das letzte Wort der Passion, schloß sich das Portal wieder auf ein Jahr.

Vor langen, langen Jahren wagte es ein Neugieriger, dem Mönchlein im Berge einen Besuch abzustatten. Zur rechten Zeit war er daher schon am Platze. Die Passion begann — das Thor öffnete sich. Bewundernd betrat er die weiten, schillernden und glitzernden Räume. Nach kurzem Gange versperrte ein schwarzer Riesenhund mit furchtbarem Gebiß ihm die weiteren Wege. Hinter diesem zähnefletschenden Wächter gewahrte der Mann große Haufen aufgeschütteten Goldes und Silbers. Er glaubte zu träumen, als er diese Massen des hier müssig liegenden Mammons sah; denn überall, wohin er blickte, war Gold, war Silber und Edelgestein. Gedenkend seiner Noth beschloß der liebe Mann, von diesen Mengen seine Taschen zu füllen, um dann nach Hause zu eilen und gut und sorgenfrei zu leben.

Diese Gedanken ermannten ihn; entschlossen schritt er an dem nach ihm schnappenden Hunde vorbei zum ersten Haufen. Eiligst füllte er eine, zwei Taschen, sprang zum nächsten Haufen, raffte wieder, kam zum dritten, vierten, überall nehmend und seine gefüllten Taschen stopfend. Jetzt war er fertig. Mit den Händen die gefüllten Säcke haltend, lief er dem Ausgange zu. Nicht wenig erschrack er, als er die Oeffnung verschlossen fand. Zu lange hatte er sich aufgehalten. Verzweifelnd besichtigte er das Thor, versuchte sich durchzuklemmen — jedoch vergebens — er mußte bleiben. So verlebte der Neugierige ein ewiges, langes Jahr. Hinaus an's liebe Sonnenlicht zu kommen, war sein einziger Wunsch.

Ein Jahr verfloß, Palmsonntag kam. Die Passion begann, — der Fels öffnete sich. Der der Verzweiflung nahe Mensch eilte hinaus, um nie mehr diesem Orte sich zu nähern. Auch fand er noch in seinen Taschen einiges Buchenlaub, das er eingesteckt hatte. Als er es herauszog, hatte er statt Laub Gold in den Händen.

Der Kampf Kühnels mit dem Riesen.

Vor vielen Jahren war es, als im Ullersdorfer Schlosse die Zerotine ihren Hauptsitz und ihre Kurzweil hatten. Unter anderen Gesellschaftern der Grafen war auch einstens ein Riese. Derselbe hatte einen Wuchs von sechs Fuß Höhe und auch eine der Höhe entsprechende Kraft.

Zu selbiger Zeit lebte in Marschendorf ein Bauer, Kühnel mit Namen, (dessen Nachkommen sind noch heute die stärksten Leute Ullersdorfs und Marschendorfs) vor dessen Kraft jedermann zurückschrack und sich hütete, mit ihm handgemein zu werden. Die Kunde von dieser enormen Stärke kam auch zu Ohren des Gutsherrn in Ullersdorf. Auf Kurzweil sinnend, beschloß der Graf, den Riesen mit dem Bauer ringen zu lassen. Zu diesem Behufe ließ er den Kühnel zu sich kommen und erklärte ihm sein Projekt. Kühnels Antwort war kurz: „Herzlich gerne, Euer Gnaden! Aber gleich wird es schwerlich gehen, weil ich eine Zeit lang krank war und meine verlorenen Kräfte durch mein Essen und Trinken noch nicht ersetzt sind. Wenn Euer Gnaden mir bessere Kost geben, so will ich mich bald mit dem Riesen messen.“

„Was verlangst du denn alles?“ fragte der Graf.

„Bier, Fleisch und etwas dazu,“ antwortete Kühnel.

„Das sollst du haben,“ versetzte der Graf.

Sofort erhielt Kühnel ein Viertel Ochsen, ein Viertel Erbsen und ein halbes Faß (= 80 Maß oder = 1.13 Hktl.) Bier,

mußte aber alles selbst und noch dazu sofort nach Hause tragen. Kühnel lud sogleich Fleisch und Erbsen auf die Schultern, schnellte mit dem Finger den Spund vom Fasse, steckte einen Finger in das Spundloch und zog davon — nach Marschendorf. Hinter dem Kreuz-Gasthofe (in der Nähe der gewesenen Schießstätte) aber machte er Halt, um sich zu stärken, eigentlich um das Bier zu kosten. Er nahm den Zweieimer an den Kanten, hob ihn zum Munde und trank so aus dem Spundloch.

Zu Hause aß und trank Kühnel fleißig. Nach 14 Tagen sollte ja der Kampf schon stattfinden. Kühnel hielt die Zeit genau ein und kam also richtig. Zu diesem Kampfe war im Schloßhofe alles im Voraus vorbereitet worden. Die gräflichen Herrschaften nahmen auf dem um den Schloßhof gehenden Balkongange Platz. Kühnel und der Riese postirten sich unten im Schloßhofe. Die anfangs weit von einander stehenden Gegner rückten einander näher, bis der Riese den Kühnel packte. Kühnel umarmte den Riesen und drückte ihn an sich. Eine Zeit lang hielten sie sich so umarmt. Endlich fragte Kühnel: „Euer Gnaden! Soll ich ihn denn ganz zerdrücken?" „Nein! Loslassen!" war die Antwort. Kühnel folgte. Der Riese aber sank zusammen und — war todt.

Der Hirtenstein.

Befremdend ist oft das optische Spiel entfernter Berge und Felsmassen in Gebirgsgegenden. Oft glaubt man einen Berg mit der Hand fassen zu können, obgleich er noch meilenweit entfernt ist. Ein anderes Gaukelspiel der Augen läßt uns an vielen Erdhöhen und Steinklippen die mannigfaltigsten Formationen wahrnehmen. So zeigen uns der Traunstein und Hierlats in Oberösterreich und Salzburg das Profil des Königs Ludwig XVI. von Frankreich; der Schafberg am St. Wolfgang-See erhielt seinen Namen von dem Thiere, das er vorstellt; der Untersberg

um Salzburg herum betrachtet, stellt einen Türkenkopf mit Turban und Bart vor. Ebenso verhält es sich mit den vielen Hirschensteinen, Hunds- und Rabenbergen, mit dem Hengstberge, den Teufelshörnern und unzähligen andern. Größtentheils ist mit diesen seltsamen Berg-Formationen auch ein Märchen oder eine volksthümliche Sage verbunden.

In der malerischen Umgebung von Goldenstein erhebt sich ein Felsenkoloß, welcher die Gestalt eines Hirten mit Stab und Hut zeigt, und deshalb der Hirtenstein heißt.

Es geht davon folgende Sage im Lande:

Ein braver armer Hirt hatte einen ungerathenen Sohn, der mit Widerwillen die Lämmerherde seines Vaters auf die Weide führte, weil er lieber mit lockeren Gesellen in Müßiggang und Zechstuben sich herum trieb. Eines Tages zog er dem Befehle seines Vaters zufolge auf die Weide, nachdem ihm dieser nach seinem Vermögen ein Stück schwarzes Brod und etwas Käse als Tageskost mitgegeben hatte. Mürrisch und unzufrieden führte der Bursche die Herde auf den Weideplatz, und kam in dieser bösen Stimmung auf der Höhe des Felsens an, aus welcher heute der Hirtenstein hoch emporragt. Hier warf er sich finster auf den sparsamen Grasboden, stieß die Lämmchen, die freundlich und arglos auf ihn zuliefen, mit den Füssen von sich, und mishandelte sie auf mancherlei grausame Art. Zur Mittagszeit zog er seinen kärglichen Mundvorrath hervor. Beim Anblick des schlechten Brodes erwachte sein Grimm von Neuem; er verwünschte mit argen Reden sein Schicksal, welches ihm keine bessere Speise und keinen andern Tisch, als die nackte Erde, gewährte und warf endlich im frechem Trotz das liebe Brod fluchend den Berg hinunter. Aber die Strafe folgte der Freventhat bald; denn, wie die verschmähte Gottesgabe in die Tiefe hinabrollte, erstarrte der Körper des Hirten zu Stein. So steht der versteinerte Hirte, dem Ungenügsamen zur bleibenden Warnung, noch heut zu Tage, vorwärts gebeugt in's blühende Thal hinabschauend.

Der Predigtstein.

Zwischen dem Primiswalder Seifenbach und der rauschenden Theß zieht „die schwarze Leithen.“ Eine Kuppe dieser Erhebung heißt der Predigerberg. Der imposante Felsen darauf gleicht einem Predigtstuhl. Er besteht, wie der ganze Gebirgszug zumeist aus Glimmerschiefer, durchsetzt mit Staurolythen. Mitten durch den Felsen ist von menschlicher Hand ein Loch gemeißelt, das beiläufig Form und Größe eines Backofens hat. Wahrscheinlich zog sich durch den Felsen eine Schichte mit schönen Granaten, die von einem Bewohner des Gebirges zum Zwecke der Granatengewinnung ausgehauen wurde. Noch jetzt findet man an den Rändern der Höhlung eingesprengte Granaten. Die Sage aber erzählt folgendes:

Vor langer Zeit ging ein Jäger von Ullersdorf ins Hintergebirge. Als er zum Predigtstein kam, sah er einen Mann auf einem rothen Mantel sitzen. Der Fremde begann mit dem Jäger zu sprechen und lud ihn ein, neben ihm Platz zu nehmen. Der ermüdete Jäger langte Brod und Käse aus seiner Tasche und ließ es sich wohl schmecken. Als ihm der Fremde einen Trunk aus seiner eigenen Flasche anbot, nahm er denselben an und machte einen herzhaften Schluck. Plötzlich fieng der Mantel an sich zu bewegen und fort gieng es durch die Luft, daß dem Jäger Hören und Sehen vergieng. Als er wieder zur Besinnung kam, befand er sich in einer ihm ganz fremden Stadt. Traurig wanderte er durch die Straßen dahin. Da bemerkte er seinen Fremdling vom Predigtstuhle aus dem Fenster eines oberen Stockwerkes herausschauen. Sofort ging er in das Haus, suchte ihn auf und bat, ihn doch wieder in seine Heimath zurückzuschicken. Der Fremde gab ihm abermals aus einem Fläschchen

zu trinken und sofort versank der Jäger in tiefen Schlaf. Als er erwachte, befand er sich in der Nähe des Predigtstuhles. Das Ganze kam ihm vor wie ein Traum, und nachsinnend trat er den Heimweg an. Aber niemand erkannte ihn mehr; seine Zeitgenossen waren längst gestorben. Wenn man ihn fragte, wo er denn so lange gewesen sei antwortete er stets: „In Welschland.“

Der Kampf mit dem Bären.

Im 17. Jahrhunderte gehörten die Herrschaften Wiesenberg und Ullersdorf zum Besitze der Žierotin'schen Familie. Um diese Zeit bestand der Ort Winkelsdorf noch nicht. Der Wald reichte bis an die Ufer der Theß und beherbergte noch Bären. Wie die Sage erzählt und die Inschrift der an der Südspitze des Winkelsdorfer Schulgartens stehenden Denksäule bestättigt, hatte der Forstmeister Christof Jacob Zeidler am 1. Juni 1683 an dieser Stelle eine schweren Kampf mit einem gewaltigen Bären zu bestehen. Zur Erinnerung an den glücklichen Ausgang dieses Kampfes ließ er an Ort und Stelle eine steinerne Mariensäule aufrichten.

Das Heidenbrünnel.

Wer hat nicht schon einmal von dem kleinen Wallfahrtskirchlein der Brünnelheide aus den entzückten Blick hinabschweifen lassen in die waldbeschatteten Thäler der rauschenden Theß und darüber hinaus gegen Westen und Süden zu in's gesegnete Marchland.

Wer dieses entzückende Landschaftsbild nur einmal gesehen hat, begreift sofort, daß die Leute aus weiter Ferne hier zusam-

men kommen, um die Allmacht des Schöpfers, die Schönheiten der Natur zu preisen, ob sie ihr Empfinden auch auf den krystallklaren Quell übertragen, der hier der Berglehne entsprudelt.

In diesem Sinne erzählt der Volksmund:

Vor langer Zeit erlegte ein Jäger aus Reitenhau an der Stelle, wo jetzt das Wallfahrtskirchlein steht, einen Hirsch, den er sodann unterhalb der Quelle niederlegte, um ihn auszuweiden. Kaum war aber dem Hirsche das Wasser der Quelle in den Rachen geflossen, als er, von seinen Wunden geheilt, aufsprang und in flüchtigen Sätzen davoneilte. Nach einigen Jahren wurde der Jäger nach Brandeis in Böhmen versetzt, wo damals der asiatische Aussatz furchtbar wüthete. Auch der Jäger und sein Weib wurden von der Krankheit ergriffen. Da träumte dem Jäger dreimal hintereinander, er solle zu dem heilenden Wasser ins mährische Gebirge ziehen; dort werde er Genesung finden. Der Jäger that so und wurde, gleich seinem Weibe gesund, als er sich mit dem Wasser der Quelle benetzt hatte. Dem Beispiele folgten andere Kranke, die ebenfalls gesund wurden und so verbreitete sich der Ruf von der Heilkraft der Quelle bald im ganzen Gebirge. Dankbare Frömmigkeit ließ alsbald ein Kirchlein erstehen, zu dem die Leute heute noch immer fleißig wallfahrten.

Der Teufelsstein bei Rabenseifen.

Unterhalb des Ortes Rabenseifen liegt, wenige Schritte von der Bezirksstraße entfernt, im Walde ein Stein, der weit und breit unter dem Namen „Teufelstein“ bekannt ist.

Der Müller des Ortes hatte mit dem „Geier,“ — das ist mit dem Teufel — einen Contract geschlossen, worin sich letzterer verwilligte, an einem bestimmten Abende vor dem ersten Hahnenschrei einen Mühlstein bis zur Mühle zu bringen. Als Preis für diese Gefälligkeit sollte er die angeblich etwas bösartige Müllerin erhalten.

Letztere hatte aber von dem Handel auf irgend eine Art Kenntnis erlangt, zog es vor, Frau Müllerin zu bleiben und half sich durch List.

In der Nacht stand sie rechtzeitig auf, zog des Mannes Lederhosen an, stellte sich vor das Hühnervolk und klopfte auf die Taschen, in denen Geld und dergleichen sich befand.

Der Hahn erwachte und fing an zu krähen. Der Teufel, der mit seiner Last in der Nähe war, hörte den Hahnenschrei und ließ den Stein etwa fünf Minuten unter der jetzigen Mühle fallen.

Der in Rede stehende Stein ist ein gewöhnlicher Feldstein. Die zu Tage liegende Oberfläche ist abgerundet und ein in der Mitte befindliches Loch hat einen Durchmesser von etwa 16 Centimetern. Von der Straße gesehen, ist dieser Stein einem Mühlsteine nicht unähnlich, da er etwas schief liegt und mit einer Seite theilweise in der Erde steckt.

Es wurde die Oeffnung in der Mitte schon häufig mit Steinen oder Holz so fest als möglich ausgefüllt und nach einigen Tagen (oder vielmehr Nächten) lagen die verwendeten Steine oder Holzstücke in der Nähe des Steines umher. „Der Teufel macht die Oeffnung selbst immer wieder auf, sagen dann manche Leute und glauben noch immer an den — Gottseibeiuns.

Die Schwesterkirchen.

Im romantischen Teßthale, eine Stunde von dem freundlichen und gewerbefleißigen Städtchen Mähr.-Schönberg entfernt, liegt die Gemeinde Reitendorf mit den anschließenden Orten Petersdorf und Weikersdorf.

Hier fand man noch vor einigen Jahren eine erwähnenswerthe Merkwürdigkeit, die sogenannten Schwesterkirchen. Sie sahen, die eine auf dem linken, die andere auf dem rechten Ufer der Theß stehend, einander täuschend ähnlich.

Das ganz aus Bruchsteinen bestehende Mauerwerk erinnert an jene mittelalterlichen Bauten, die Jahrhunderte lang dem Zahne der Zeit trotzen und manchem modernen Neubau als entsprechendes Muster dienen können. Heute ist nur noch die eine in ihrer ursprünglichen Bauart erhalten, während die andere durch einen prachtvollen Neubau im gothischen Style ersetzt wurde (1874).

An die Erbauung dieser Kirchen knüpft sich eine Sage, die, nach einigen interessanten Funden zu schließen, nicht ohne historischen Hintergrund sein dürfte. Man erzählt also:

Um das Jahr 1491 erblickten auf dem Schlosse Ullersdorf in ein und derselben Stunde zwei Mädchen das Licht der Welt. Beide sollen nicht nur körperlich so gleich gewesen sein, daß sie sogar von ihren Eltern verwechselt wurden, sondern auch geistig, im Fühlen und Denken. So wuchsen sie unter der zärtlichen Pflege zur Freude ihrer Eltern zu liebevollen Wesen heran. Schon von frühester Jugend an waren sie unzertrennlich und lebten stets im besten Einvernehmen mit einander. Der leidenden Menschheit sollen sie häufig rettende Engel gewesen sein; denn noch in späterer Zeit wurden sie in Liedern besungen. So dauerte ihre gegenseitige Liebe und ihr Wohlthun so lange fort, bis beider Herzen in inniger Liebe zu dem damaligen ritterlichen Burgherrn Zdenko von Schönberg entbrannten.

Jede begann nun zum ersten Male für sich zu handeln, um seine Gunst zu gewinnen. Das Band der Liebe, das sie so lange verknüpft, wurde nach und nach lockerer und zerriß endlich ganz. Ihre schwesterliche Zuneigung verwandelte sich in tödtlichen Haß. Ritter Zdenko verhielt sich zurückhaltend und verschmähte beider Liebe. Von einer Versöhnung zwischen den Schwestern war indes keine Rede mehr; sie trennten sich gänzlich von einander. Die eine zog am linken, die andere am rechten Ufer des Theßflusses abwärts. Ihr gegenseitiger Haß ging so weit, daß sie sogar im Gotteshause einander nicht begegnen wollten. Sie fingen deshalb an, jede selbstständig eine Kirche aufzuführen. Die eine verschrieb sich einen Baumeister aus dem Norden, die andere einen aus dem Süden. Zu gleicher Zeit wurde mit dem Baue begonnen und daran gearbeitet. Doch welch Wunder! Als die Kirchen der

Vollendung nahe waren, zeigte es sich, daß ihre äußerliche Gestalt ganz gleich war; nur in der Größe war ein geringer Unterschied; denn die eine hätte genau in die andere gestellt werden können.

Beide Kirchen näherten sich der Sage nach von Jahr zu Jahr dem dazwischenliegenden Theßfluße. Einst soll die kleinere in die größere sich hineinschieben, dann bilden sie ein gemeinschaftliches Gotteshaus und den sündigen Erbauerinnen wird dann eine Gnade.

Das bereits zerstörte Bild der Schwesterkirchen wird von den Bewohnern dieses so anmuthigen Thales im Andenken an vergangene Zeiten und Ereignisse festgehalten werden.

Die Mongolen vor Olmütz.

Die Geschichtswissenschaft hat die Olmützer Mongolenfrage beziehungsweise dem „Jaroslav" der Königinhofer Handschrift längst ihren Platz angewiesen, indem sie mit jeder wünschenswerthen Deutlichkeit und Klarheit feststellte, daß die Mongolen im Jahre 1241 allerdings Olmütz einige Zeit lang belagerten, daß aber eine für die Christen siegreiche Feldschlacht niemals stattgefunden hat. Die auf die Belagerung fester Plätze durchaus nicht eingerichteten Nomadenhorden zogen, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß der Ort durch Ueberrumpluug nicht zu nehmen sei, wieder aus der Gegend ab, in der sie keine Lebensmittel mehr auftreiben konnten.

Man hat von slavischer Seite behauptet, das übereinstimmende Schweigen aller gleichzeitigen Schriftsteller über die angebliche Mongolenschlacht beweise nichts und werde aufgewogen durch die Hosteinsage und die Königinhofer Handschrift. Nun, an die Echtheit der Königinhofer Handschrift glaubt heute kein ruhig denkender Mensch mehr und der Hosteinsage, deren Erfinder ganz genau bekannt ist, kann ich eine echte und richtige Volksüber-

lieferung entgegenstellen, welche mit der Geschichte außerordentlich leicht in Einklang zu bringen ist.

In den deutschen Gemeinden der Olmützer Sprachinsel, insbesondere in **Nimlau** erzählt man sich noch heute, daß die Tataren 10.000 Mährer nächst dem Grügauer Walde in die March getrieben und dort ertränkt haben.

Der Volksmund knüpft hier offenbar an den Kumaneneinbruch im Jahre 1253 an, der thatsächlich zu einer Niederlage der Christen nächst Olmütz führte und hält diese geschichtliche Thatsache in der Sage fest, wenn er auch die „Tataren" mit den „Kumanen" verwechselt. Läge ein Sieg des christlichen Heeres wirklich vor, so hätte ihn der Volksmund gewiss nicht in sein Gegentheil verkehrt, sondern ganz gewiß als solchen festgehalten.

Insofern kann die erwähnte Sage ganz gut als negatives Zeugnis für die Mongolenschlacht bei Olmütz herbeigezogen werden.

Der Teufelsstein.

In der Nähe der Ortschaft Batzdorf stand vor alter Zeit ein Schloß. Außer reichen Schätzen an Edelsteinen und Gold besaß der Schloßherr eine schöne, aber sehr hochmüthige Tochter, die durch lange Jahre alle Bewerbungen um ihre Hand abwies. Gereizt durch die vielen Anträge, die ihr täglich zukamen, versprach sie endlich dem ihre Hand, der einen großen, in der Nähe des Schlosses liegenden Felsblock über den Bach an's andere Ufer werfen könne.

Viele Jünglinge versuchten ihre Kraft an dem Felsblocke, aber keiner vermochte ihn zu bewegen.

Eines Tages sah man einen unheimlichen, hinkenden Mann sich nach dem Schlosse zu bewegen. Hier angekommen, begehrte dieser das Schloßfräulein zum Weibe und erbot sich, den Felsblock über den Bach zu werfen. Lachend begleitete der Schloß-

herr und seine Dienerschaft, denen sich Wanda — so hieß das Schloßfräulein — anschloß, den anscheinend ungelenken und schwachen Menschen in die Nähe des Felsblockes. Der unheimliche Freier faßte diesen mit der Rechten, murmelte einen Spruch und warf ihn im nächsten Augenblicke weit fort über den Bach hinüber, wo er im Fallen ein großes Loch in den Boden machte. „Eher soll das Schloß mit allem, was darin ist, versinken, bevor ich dir die Hand reiche," rief dem unholden Menschen das Schloßfräulein zu.

„So sei es," rief der Fremde als Entgegnung. Im nächsten Augenblicke erhob sich ein fürchterlicher Sturmwind; Flammen zuckten auf, der Donner rollte und das Schloß sammt seiner ganzen Umgebung versank in die Erde. An der Stelle, wo das Schloß gestanden hatte, sah man einen Teich und an dessen Rande den Felsblock, den der Fremde fortgeschleudert hatte. Einige Vertiefungen an der Oberfläche des Steines zeigen die Eindrücke von den Klauen des Teufels, denn Niemand anderer war der Fremde gewesen.

Das Schloßfräulein zeigt sich noch heute in den Mitternachtsstunden in Gestalt eines winselnden Hundes mit glühenden Augen und harrt auf die Erlösung. Wer von den freundlichen Lesern hat Muth dazu?

Das Feneswéibchen*) und der lustige Hans.

An einem Samstage vor der Füllsteiner Kirmes ackerte der lustige Hans auf den Feldern seines Vaters in der Nähe von

*) Unter dem Worte „Fenes" möchte ich den Wortstamm erkennen, der sich in den Worten „Alfanzerei" und „Firlefanz" = Schelmerei, jugendliche Dummheit bis heute erhalten hat. Hans Sachs gebraucht das Wort „fenzig" oder „fanzig" für jugendlich, elegant. Dieser Wortsinn paßt in die Volksauffassung für Fenesmänner und Fenesweiber ganz vorzüglich. Mit der „Venus" hat das Wort kaum einen Zusammenhang. Vergleiche Grimm, Deutsches Wörterbuch 3. Band S. 1321.

Batzdorf. Nachdem er eine Zeit lang sorgsam den Pflug geführt hatte, blieb er stehen und sah ins Thal hinab. Da gewahrte er eine am Vogelberge aufsteigende Rauchsäule und gleichzeitig fühlte er in seiner Nase den Geruch von frischgebackenen Schmalzkuchen. Da erinnerte er sich, daß der Vogelberg die Heimat der Fenesweibchen sein solle, an die er bisher nicht geglaubt hatte. Ei, das wäre eine schöne Gelegenheit, dich zu überzeugen, ob die hübschen kleinen Weiblein wirklich darin hausen, dachte Hans. Er streckte bittend die Hände nach dem Vogelberge aus und rief hinüber, man möge ihm einen Schmalzkuchen schenken. Kaum ausgesprochen, wurde die Bitte auch schon erfüllt. Ein kleines, wunderschönes Fenesweibchen stand plötzlich vor ihm und überreichte ihm einen bräunlichen Schmalzkuchen, fast so groß wie sie selbst. Er müsse ihn jedoch auf einem eisernen Tisch essen, sonst werde ihn Unglück treffen, fügte das kleine Wesen hinzu. Hans besann sich nicht lange. Er legte den Kuchen auf den Pflug und ließ sich ihn schmecken. An die Fenesweibchen glaubte er seitdem.

Ritter Helmbert.*)

Am Hofe der Grafen von Schaumburg im Mecklenburgischen war einst ein Ritter Namens Helmbert der Thürmer, im Dienste. Graf Bruno, der jüngste Sohn des Hauses Schaumburg, munterte den Ritter Helmbert auf, sich an einem Kreuzzuge nach dem heiligen Lande zu betheiligen, was der Rittersmann auch that. Allein er hatte das Unglück, von den Saracenen gefangen und als Sclave verkauft zu werden. In seiner Verlassenheit zähmte er einen jungen Löwen, der ihm so anhänglich wurde,

*) Die nachstehend verzeichnete Sage ist, soviel mir bekannt, die einzige, in der sich das Andenken an die colonisatorische Thätigkeit des berühmten Bischofs Bruno im Volksmunde erhalten hat. Der Stoff ist der Bezirkskunde des Hotzenplotzer Bezirkes von Chowanetz und Wurst entnommen.

daß er nicht mehr von dem Ritter wich. Ein glücklicher Zufall brachte dem Gefangenen endlich die Freiheit und er kehrte in Gesellschaft seines Löwen nach Europa zurück. Als er hier vernahm, daß sein Gönner, der Graf Bruno Bischof im Marchlande geworden sei, begab er sich an dessen Hof nach Olmütz und bat um Dienst. Der Bischof empfing unsern Ritter auf das Freundlichste und sandte ihn in die Gegend von Hotzenplotz mit dem Auftrage, hier am Fuße von drei Hügeln drei Dörfer anzulegen. Der Ritter kam dem Auftrage nach und nannte das erste dieser Dörfer Reinwerdersdorf (Röwersdorf), das zweite zur Verherrlichung seines Löwen „Leuerthal" (Liebenthal). Hier baute er sich ein festes Kastell inmitten seines Hofes, versah es mit Wall und Graben und hauste fortan mit seinem Löwen darin. Auch ein kleines, zum Andenken an seine Gefangenschaft mit einem Halbmonde geschmücktes Kirchlein baute er auf. Der Thurm dieses Kirchleins mit dem Halbmonde verschwand est im Jahre 1870 und der Wallgraben rings um das Kastell ist heute noch zu sehen. Er heißt „Helmberts Wal."

Das Goldloch bei Liebenthal.*)

Wenn man von Damasko, einer die Fortsetzung von Röwersdorf bildenden kleinen Ortschaft, in östlicher Richtung abzweigt, so gelangt man, die Hauptstraße kreuzend auf einem Landwege bergaufwärts zum sogenannten Oberberge. Etwa hundert Schritte von diesem Wege befindet sich eine ziemlich tiefe mit Steinen ausgefüllte Grube, das „Goldloch" genannt. Ueber den Ursprung dieser Bezeichnung erzählt der Volksmund:

In alter Zeit begegnete einem Bäuerlein, das gegen Mitternacht von Damasko heimkehrte, ein Zwerg, der ihn schweigend eine Strecke weit begleitete. Mit einem Male pflanzte sich

*) Aus gleicher Quelle.

der Zwerg vor dem Bauer auf und sagte, auf eine Stelle neben dem Wege deutend: „Hier suche, aber schweige!“

Bevor der verblüffte Bauer noch eine Frage hervorbringen konnte, verschwand der Zwerg Schnell warf der Bauer, um sich die Stelle zu merken, seine Kappe darauf und begab sich in großer Aufregung nach Hause. Am andern Morgen erzählte er das Abenteuer einem Nachbar. Auch der Pfarrer des Ortes wurde zu Rathe gezogen. Dieser empfahl den beiden Männern getrost mit der Nachgrabung zu beginnen und sprach über ihre Werkzeuge den Segen.

Pünktlich um die besprochene, nächtliche Stunde begannen sie den Boden mit den geweihten Werkzeugen aufzuwühlen. Schweigend gruben sie immer tiefer und tiefer, ohne etwas anderes als Erde und Steine zu finden. Der Himmel hatte sich mittlerweile ganz umwölkt und bald gieng ein furchtbares Unwetter nieder. Blitz folgte auf Blitz und unaufhörlich rollte der Donner. Aber die Schatzgräber ließen sich nicht stören und entdeckten bald nachdem das Gewitter ausgetobt hatte, eine große Kiste. Mit Anspannung aller Kräfte arbeiteten sie an ihrer Bloßlegung. Endlich waren sie so weit, daß sie sich anschicken konnten, die Kiste emporzuheben. Da schlug vom Thurme einer benachbarten Kirche die Mitternachtsstunde und ein greller Blitz beleuchtete mit flackerndem Scheine die Grube. Erschreckt blickte der Eine der beiden Schatzgräber nach aufwärts und sah, wie mehrere Männer einen Galgen aufrichteten. Auch hörte er, wie der Eine sprach: „Wen nehmen wir zuerst?“ und wie ein zweiter antwortete: „den mit der rothen Kappe.“ Das war der Betreffende selbst.

„Jesus, Maria, Josef!“ schrie er auf und — dröhnend versank der Schatz in die Tiefe. Die beiden Schatzgräber aber fand man am andern Morgen bewußtlos in der Grube liegen.

Das ist die Sage vom Goldloch bei Liebenthal.

Die Schatzgräber.*)

Ein altes Mütterchen, das in einer Adventnacht nicht schlafen konnte, sah, durch das Fenster in die helle Mondnacht hinausblickend, in einem Winkel des Gartens bläulich leuchtende Flämmchen aufzucken. Hier lag, — so wußte das Mütterchen genau — ein Schatz vergraben. Mit dem geweihten Rosenkranze in der Hand gieng sie in den Garten, fand die leuchtenden Strahlen und warf ihren Rosenkranz darauf, indem sie sprach: „Satanas, weiche von mir, der Schatz bleibt hier."

Am nächsten Morgen ließ sie ihren Hauswirth rufen und sagte zu ihm: „Höre Caspar, du kannst einen Schatz haben, den ich heute Nachts brennen sah. Nimm dir den starken Hans zu Hilfe und heute um Mitternacht geht an die Arbeit."

Die beiden Männer thaten so und stießen richtig, nachdem sie an der bezeichneten Stelle etwa eine Klafter tief gegraben hatten, auf eine Holzwand, unter der sie den Schatz vermutheten.

Schon schickten sie sich an, die Kiste — denn eine solche war es — mit einem Stricke in die Höhe zu schaffen, da hörten sie in ihrer Grube eine Stimme sagen: „Welchen nehmen wir, den Hans oder den Caspar?" Erschrocken ließen sie die Kiste fahren und nahmen Reißaus, denn sie glaubten ein Gespenst sei erschienen und mache ihnen den Schatz streitig. So kamen sie um den Schatz, behielten aber den Namen: „Die Schatzgräber."

*) Vergleiche die vorhergehende Sage.

Auswanderung der Fenesleute.*)

Der Fenesleute in Woitzdorf waren zu viele geworden; ein Theil mußte auswandern. Ein Bauer aus dem Dorfe, Namens Pirol erhielt den Auftrag, sie auf einem Leiterwagen in eine ganz unbekannte Gegend zu führen. Den Wagen mußte er voll Laub laden, das er, an Ort und Stelle angekommen, wieder herab nahm. Einige Blätter blieben jedoch auf dem Wagen zurück und diese waren Gold geworden, als der Bauer nach Hause zurückkehrte. In Ober-Paulowitz machten sich die Fenesleute dann wieder seßhaft und führten ein lustiges Leben im „Fenestempel."

Die Brüder.

Den düstern Ernst, den der Anblick der in eine Strafanstalt verwandelten Burgveste Mürau in dem Beschauer erweckt, spiegelt treffend eine Sage wieder, die sich der Volksmund noch heute mit so bestimmten Daten erzählt, daß die Vermuthung gerechtfertigt ist, es handle sich hier um ein thatsächliches Ereignis von erschütternder Tragik. Die Sage lautet:

Der an Mürau angrenzenden Herrschaft stand zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ein gewisser Tobias Barth als Schloßhauptmann vor. Barth hatte sehr früh seine Gattin verloren. Zwei Söhne, die sie ihm hinterlassen hatte und die der aufmerk-

*) Vergleiche die ähnliche Sage aus Seuftleben im Kuhländchen. Ueber die Deutung dieser Auswanderungssagen habe ich mich in der Einleitung ausgesprochen.

same Vater zu tüchtigen Beamten auszubilden bemüht war, sollten die Freude seines Alters werden. Einst ritt Ferdinand, der ältere Sohn Barths, um sich bei einem Balle einzufinden, den der Mürauer Schloßhauptmann Johann Gottfried Koza von Hradisch gab, spät abends durch die dunklen Tannenwälder bei Skalička. Schon war er nicht mehr weit von Pobutsch, als er im dichtesten Walde ein Feuer gewahrte. Das fiel ihm auf; er band sein Roß an einen Baum und gieng leise demselben näher. Was er vermuthete fand er: Zigeuner. Einige halbnackte, braune Männer waren mit Schmiedearbeit beschäftigt, während Weiber und Kinder um das flackernde Feuer herum kauerten. Ein schlanker, etwas ältlicher Mann, in dem man gleich den Hauptmann der Bande errieth, wandelte im Nachdenken versunken, zwischen den seltsam beleuchteten Gruppen umher. Ferdinand war schon entschlossen sich zurückzuziehen, als auf einmal Zitherklang und der liebliche Gesang einer melodischen Stimme sein Ohr traf. Den Kopf der Stimme zuwendend, entdeckte er in der Sängerin ein liebliches brünettes Mädchen, die auf einem Baumstumpfe saß, während eine Schaar schwarzhaariger Kinder munter im Kreise herumtanzte. Entschlossen trat nun Ferdinand unter die Zigeuner; sogleich standen alle um ihn her, die Zither und der Gesang verstummten plötzlich. Furchtlos sagte Ferdinand, als man sein Begehren wissen wollte, ihn habe das nächtliche Feuer hierher geleitet, weil er eine Gefahr für den Wald vermuthete. Lächelnd beruhigte ihn Jag-Schero, so hieß der Zigeunerhauptmann, und vertrieb mit einigen Peitschenhieben die zudringlichen Weiber, die sich an ihn herandrängten, um ihm aus den Händen wahrzusagen. Da rief Ferdinand das verschämt sitzen gebliebene Mädchen heran. Langsam näherte sich Marie, so hieß die schöne Tochter des Zigeunerhauptmannes, und lächelnd hielt er ihr, indem er sie freundlich anblickte, die Hand zum Wahrsagen hin. Lächelnd faßte sie diese; doch kaum hatte sie hineingeschaut, als sie schaudernd zurückfuhr und einer Ohnmacht nahe kam. Der Schrecken hatte sie einige Minuten sprachlos gemacht; der wilde Hauptmann zeigte sich plötzlich als der liebevollste, zärtlichste Vater und Ferdinand war nicht

minder ängstlich beschäftigt, sie zum Bewußtsein zu bringen. Dieses kam endlich wieder. Ferdinand und Jag-Schero fragten um die Ursache ihres Schreckens. „Deine Hand," sagte sie zu Ferdinand, „wird mich, und die meinige dich zum Tode führen; fürchte deinen Vater, deinen Bruder: es sind unsere Mörder!"

Ferdinand, der, wie er wohl wußte, von seinem Bruder so wie von seinem Vater auf das zärtlichste geliebt wurde, versuchte es vergeblich, ihr die Unmöglichkeit einer solchen That darzustellen.

Die tiefe Empfindung des sonderbaren Mädchens hatte Ferdinand gerührt; ihre Anmuth hatte zärtliche Regungen in seinem Herzen erweckt. Mit einem liebevollen Blicke nahm er von dem Mädchen Abschied, warf der am Feuer gelagerten Gruppe einiges Geld zu und bestieg sein Roß, um Mürau baldmöglichst zu erreichen Die gesuchte Zerstreuung fand er auf dem Balle nicht und seine aufgeregte Phantasie verscheuchte ihm auch den Schlaf; er fühlte sich mächtig hingezogen zu dem lieblichen Mädchenbilde, das immer wieder seine Sinne umgaukelte. Die Vernunft zu Hilfe nehmend, faßte er in einem Augenblicke den Entschluß, ihrer nicht mehr zu gedenken, doch bald zog ihn unaussprechliche Sehnsucht wieder zu ihr hin. Früh morgens ritt Ferdinand nach Hohenstadt zurück. Zu Hause bemerkte man bald, daß eine plötzliche Veränderung mit ihm vorgegangen sein müsse, obgleich er durch angenommene Heiterkeit Jedermann zu täuschen suchte. Endlich gab er eine kleine körperliche Unpäßlichkeit zu und sollte über Anrathen eines Arztes in den Bädern von Trentschin die Heilung seines Uebels suchen. Ferdinand war schnell mit diesem Vorschlage einverstanden, nahm Abschied von seinen Lieben und reiste ab.

Er war jedoch nicht krank, sondern hatte sich beinahe jede Nacht, wenn es anging auch am Tage, zu den Zigeunern begeben. Seine Liebe zu Marie wurde immer leidenschaftlicher und nach einem schweren Seelenkampfe bat er eines Tages den Hauptmann, ihn in seine Bande aufzunehmen und ihm seine Tochter zur Frau zu geben. Jag-Schero bot alles auf, um den Jüngling von diesem Schritte abzuhalten und schilderte ihm die zahllosen

Beschwerden des Zigeunerlebens. Ferdinand bestand jedoch auf seinem Vorhaben. An demselben Tage, als er nach Trentschin fortzureisen vorgab, wurde er in die Bande aufgenommen und mit Marie verheiratet; — er ward Zigeuner! Noch an demselben Tage zog das nomadische Häuflein weiter. Jahre vergingen. Sein Vater, sein Bruder hörten nie wieder etwas von ihm. Letzterer, der sich dem Forstwesen gewidmet hatte, ward Waldbereiter zu Mürau. Vater und Sohn glaubten Ferdinand bereits todt.

Im Anfange des vorigen Jahrhundertes trieben die Zigeuner ihr Unwesen wie nie zuvor und die Behörden sahen sich genöthigt mit aller Strenge ihr Vorgehen zu ahnden. Der damalige Olmützer Kreishauptmann Leopold Anton Sack erklärte die Zigeuner mittelst Circulär vom 30. Juni 1708 für vogelfrei und forderte zugleich die Burghauptleute auf, ihr Gebiet schleunigst von dieser Landplage zu säubern. Der Mürauer Burghauptmann Johann Kominek von Engelshausen, wollte durch zweckmäßige Maßregeln in Verbindung mit den benachbarten Amtsvorstehern den damals verrufenen Wald bei Kaltenlautsch von allem unlauteren Gesindel reinigen. Jäger und Heger wurden aufgeboten, und an einem bestimmten Tage durchstreiften diese unter Anführung des Mürauer Waldbereiters, zu dem sich dessen Vater mit einer Anzahl Hohenstädter Forstleute gesellt hatte, den Wald. Erst spät abends entdeckten sie in einer tiefen Schlucht Feuer und bei diesem eine zahlreiche Bande Zigeuner. Durch einen heftigen Kugelregen scheuchte der alte Barth die ruhige Gruppe auf. Schreiend sammelten sich vier nackte Kinder um ein schönes junges Weib, das verwundet dahinsank. Ein stattlicher Zigeuner hob eilig die Sterbende auf seine Arme und eilte, von den weinenden Kindern begleitet, dem anderen Ausgange zu. Da stürzte ihm der junge Barth und hinter ihm die Jäger entgegen. Hier wollte sich der junge Zigeuner durchhauen, allein der Waldbereiter streckte ihn mit einem Büchsenschuß zu Boden. Als der tödtlich Verwundete den an ihn herantretenden Waldbereiter erblickte, rief er verzweiflungsvoll: „Bruder! Franz!" — Verwundert, sich von dem

unbekannten Zigeuner mit seinem Vornamen nennen zu hören, betrachtete er den Sterbenden näher. Es war Ferdinand, sein verloren geglaubter Bruder! Jammernd stürzte Franz zu Ferdinand und auf sein Jammern eilte auch der alte Vater Tobias, der seinen Sohn in Nöthen glaubte, zu dieser entsetzlichen Scene herbei. Für Ferdinand war keine Rettung mehr, seine Wunde war tödtlich. Nachdem er seinen Vater, seinen Bruder um Vergebung angefleht, sich mit ihnen ausgesöhnt und ihnen seine Kinder anempfohlen hatte, verschied er. Man begrub ihn auf sein Verlangen an demselben Orte neben seiner Gattin. Ein einfacher Stein mit einem Kreuze bezeichnete noch vor einigen Jahren die Unglücksstätte.

Der alte Tobias überlebte Ferdinand nicht lange.

Franz, der schuldlose Brudermörder, suchte als Minoritenmönch im Kloster zu Mähr.-Neustadt vergeblich die verlorene Ruhe wieder.

Hellenstein.

In alter, alter Zeit erhob sich im böhm.-mähr. Grenzgebirge auf einem Felsblocke, zu dessen Füßen das Bächlein entspringt, das der Stadt Zwittau den Namen gegeben, die Burg Hellenstein, dem Ritter gleichen Namens zu eigen.

Trat der Ritter von Hellenstein hinaus auf den Söller seiner Burg und wandte er sein Auge gegen Westen, so ward er eines blitzenden Kreuzes gewahr, das siegreich die Wipfel der Bäume, die in weiten, ausgedehnten Waldungen damals die Gegend bedeckten, überragte. Das war die Spitze des Thurmes von „Jedohna“, einem reichen Prämonstratenserkloster, dessen jeweiliger Abt ein gar gewaltiger Herr war. Der Ritter von Hellenstein aber wandte, wenn er ja etwas auf dem Söller seiner Burg zu schaffen hatte, nie oder doch nur mit zorniger Aufwallung seine Blicke

der Gegend des Klosters zu und das hatte seinen guten Grund: denn seit langen Jahren bereits war zwischen denen von Hellenstein und dem Kloster ein gewaltiger Streit entbrannt, dessen geringfügige Ursache der Besitz einiger Hufen Landes war.

Es hatte aber der Ritter von Hellenstein, der, nebenbei bemerkt, eine rauhe Natur von großer Leidenschaftlichkeit und jäh aufbrausendem Zorne war und den daher seine Untergebenen mehr fürchteten als liebten, ein Töchterlein, Bertha mit Namen, an dem er mit großer Liebe hing. Bertha war aber nicht nur der Liebling ihres Vaters, sondern auch der Abgott aller, die sie kannten, und dies nicht etwa bloß darum, weil sie eine in seltener Schönheit erblühende, liebreizende Jungfrau war, sondern vielmehr darum, weil sie es verstand, mit zarter Hand die Wunden zu heilen oder doch zu lindern, die ihres Vaters jäher Zorn und rauhe Art nicht allzuselten schlugen.

Einmal nun begab es sich, daß Bertha allein im Walde sich erging. Sie that dies wohl öfter, doch immer nur in nächster Nähe der Burg. Heute aber machte sie zum erstenmale eine Ausnahme von dieser Regel — es gefiel ihr ganz absonderlich wohl im duftigen, rauschenden Walde. Immer weiter und weiter von der Burg sich entfernend, kam sie mit einemmale an eine Lichtung, und derselben folgend, befand sie sich alsbald am Eingange zu einem wunderlieblichen, lauschigen Plätzchen, von dessen Vorhandensein sie bis jetzt gar keine Ahnung hatte. Das war aber der „tiefe Grund.“

Voll Freude über ihre Entdeckung hüpfte Bertha durchs schwellende Grün und machte sich daran, einen Strauß duftiger Waldblumen, die ringsum in reichlichster Fülle erblühten, zu pflücken. Mit einemmale aber begann es im Buschwerke ganz gewaltig zu krachen und zu knacken, und gleich darauf entsprang in weitem Satze ein mächtiger Hirsch dem Dickicht. Beim Anblick des Mädchens stutzte das edle Thier — da schwirrte es auch schon durch die Lüfte und von einem Pfeile zu Tode getroffen, stürzte der Hirsch zu Boden. Ehe noch der Jungfrau Zeit blieb sich zu fassen, rauschte es schon wieder in den Büschen und ihre

Augen der Richtung des Geräusches zuwendend, gewahrte Bertha die Gestalt eines stolzen Jünglings, der, den Bogen in der hocherhobenen Linken, staunenden Blickes auf die Jungfrau schaute.

Herr Kuno, der Junker von Rauhenstein, der Neffe des Abtes von Jedohna war es, der bei seinem Ohm zu Gaste weilte und der in des Klosters weiten und wildreichen Waldungen dem edlen Waidwerke oblag.

Eine Zeit lang standen die Beiden einander sprachlos gegenüber und schwer wäre es gewesen zu entscheiden, wer von beiden befangener war: ob er, der stolze Jüngling oder sie, die schwache, schüchterne Jungfrau. Dafür ward aber auch umso natürlicher, inniger und zutraulicher der Verkehr, als die anfängliche Befangenheit endlich doch schwand und als Kuno endlich zur Ueberzeugung gelangte, daß er in Bertha nicht, wie er ursprünglich vermeinte, eine Waldfee, sondern nur ein, allerdings liebreizends Menschenkind vor sich habe.

So fanden sich Kuno und Bertha.

Auf Hellenstein lebte aber auch ein Geistlicher, Odo der Mönch geheißen. Derselbe war früher Prämonstratenser in Jedohna gewesen, vom jetzigen Abte jedoch schlechter Aufführung wegen entlassen worden. Es war wohl weniger Mitleid mit dem Obdachlosen als feindseliger Trotz dem Abte gegenüber, was den Ritter von Hellenstein veranlaßte, den Mönch in seine Burg aufzunehmen, ja denselben sogar zu seinem Burggeistlichen zu bestellen. Der gleisnerische Mönch kannte gar wohl den Streit des Ritters mit den Abte und von kleinlichem Hasse gegen seinen früheren Vorgesetzten erfüllt, war er redlich bemüht, das Feuer zu schüren und den Ritter in der Meinung zu bestärken, wie sehr er im Rechte, das Kloster dagegen oder eigentlich der Abt, im Unrechte sei.

Ein böswilliger Zufall verrieth nun dem Mönche die Liebe Kunos, des Neffen des Abtes, zu Bertha, der Tochter des Ritters. Wie frohlockte da in teuflischer Bosheit der Mönch, der nun das Mittel gefunden zu haben vermeinte, an dem Abte sich zu rächen. Von früher her war ihm sehr wohl bekannt, wie sehr der alte Abt an seinem Neffen hing und wenn er daher den Neffen verdarb, mußte er nicht auch mit tödlichem Streiche den Onkel

treffen? Daß Kuno ihm gar nichts angethan, das war dem Verworfenen, der nur Befriedigung seines Hasses suchte, völlig gleichgiltig.

Eines Tages trat Odo in das Gemach des Burgherrn und eröffnete demselben, wie er — der Mönch — allezeit von dem Bestreben geleitet, den Ritter, seinen Gönner und Herrn, vor den Ränken und Schlichen des schlauen und hinterlistigen Abtes von Jedohna zu wahren und zu beschützen, wahrgenommen habe, wie der Neffe des Abtes, ein „stattlicher Rittersmann,“ Bertha nachstelle und dieselbe sogar bewogen habe, ihm heimliche Zusammenkünfte zu gewähren. Der Mönch sparte nicht an „wenn“ und „aber,“ warf auch hie und da einen „lockeren Zeisig“ hin, hütete sich aber wohl, seine Mittheilung in die Form bestimmter Anklage zu bringen, sondern kleidete sie vielmehr in die Gestalt eines wohlgemeinten Rathes, zu dem er sich um so mehr verpflichte, als gerade heute wieder, wie er ganz zufällig in Erfahrung gebracht habe, die beiden Liebenden im „tiefen Grunde“ zusammentreffen würden. Auf des Ritters Leidenschaft, seinen jäh erwachenden und einmal entfesselten schier unbändigen Zorn hatte der Mönch gerechnet. Denn war schon der Ritter auf Alles, was vom Kloster kam oder zu demselben gehörte, erbost, zu welcher Höhe unmenschlicher Leidenschaft mußte dies Gefühl sich steigern, wenn der Ritter sein Liebstes, sein Kind, von jener verhaßten Seite bedroht vermeinte?

Und der Mönch hatte sich nicht verrechnet.

Hei, wie des Hellensteiners Blut zu sieden begann, wie die Ader auf seiner Stirn so mächtig schwoll und wie sein Auge blitzte in maßlosem Grimme!

„Mein Dänenroß und meinen Jagdspeer,“ so donnerte es von seinen Lippen und einer Wetterwolke gleich raste er bald darauf von dannen.

Im „tiefen Grunde“ saßen Kuno und Bertha am Fuße einer mächtigen Tanne. Einen großen Strauß Waldblumen hatten sie gesammelt und Bertha war beschäftigt, dieselben zu einem Kranze zu fügen um damit den Freund zu schmücken. In stiller Freude schaute Kuno nieder auf die stille Geschäftigkeit der Jung-

frau, und ab und zu faßte er wohl eines ihrer Händchen oder auch beide, das Fertigwerden des Kranzes so in neckischem Muthwillen verzögernd. Endlich aber war er fertig geworden und in heller Freude wollte ihn Bertha Kuno aufs Haupt setzen. Da aber begann es mit einemmale zu tosen und zu krachen im Walde, als stürme in rasender Eile die wilde Jagd heran und eh' noch die Beiden recht zur Besinnung gelangten, da hielt auch schon auf schnaubendem Rosse der Ritter von Hellenstein in der Mitte des Wiesengrundes.

„Dein Herzblut, Bube!" — so scholl es, fernrollendem Donner gleich, von seinen Lippen und in der Rechten schwang er den wuchtigen Jagdspeer. Bertha sah Kuno in Gefahr. Sie sprang empor und die Arme dem Vater entgegenstreckend, stellte sie sich schützend vor Kuno. Der Ritter schien blind in seiner Wuth — pfeifend durchnitt der Speer die Luft und — die nie fehlende Hand traf auch diesmal das Ziel. Mit einem einzigen Weheruf sank Bertha zu Boden und ein Strom rothen Blutes ergoß sich, den Wiesengrund tränkend, aus ihrer Brust. Nur einmal noch öffnete Bertha die Augen. „Kuno," so klang es leise und stammelnd dem sprachlos vor Entsetzen über die Jungfrau sich niederbeugenden Jünglinge entgegen; dann aber schlossen sich ihre Augen für immer und ihre Seele flog hinüber in das Reich der Sphären.

Seit diesem blutigen Ereignisse war eine lange Reihe von Jahren verflossen. Der Ritter von Hellenstein war kurz nach der That einem hitzigen Nervenfieber erlegen und seine Ländereien fielen, da er keine männlichen Erben besaß, dem Landesfürsten zu, der mit denselben das Kloster Jedohna belehnte. Kuno aber war ins ferne Wälschland gezogen und galt für verschollen. Doch einst in einer mondhellen Sommernacht da rauschte es wieder in den Büschen des tiefen Grundes, der jetzt trotz seiner Lieblichkeit von den Menschen gemieden ward und eine hohe, in dunkle Mönchskleidung gehüllte Mannesgestalt erschien auf dem Wiesengrunde. Dort, wo ein von Epheu und Myrthen umrankter Gedenkstein die Stelle der Unthat bezeichnete, dort sank die Gestalt zu Boden.

Es war Kuno, der einstige Junker von Rauhenstein.

Weit war er herumgekommen in der Welt; gegen die Ungläubigen hatte er gefochten — doch nirgends hatte er Ruhe gefunden. Immer und immer wieder hatte die Sehnsucht nach heimwärts ihn erfaßt und so war er denn gekommen, in stiller Abgeschiedenheit im Kloster Jedohna seine Tage zu beschließen. Allnächtlich wandelte er hinauf an den Ort, wo er vor Jahren als stolzer Jüngling Bertha gefunden und verloren. — Und eines Morgens fand man ihn todt beim Gedenksteine dort oben im tiefen Grunde.

Die Steinbütten.

Ungefähr eine halbe Stunde Weges gegen Westen von Gewitsch sprudelt am Fuße des Tsihumberges eine krystallhelle, äußerst erfrischende Wasserquelle zu Tage, die einen kleinen Weiher bis zum Rande füllt.

Unfern von dem Ufer dieses kleinen, mit Weiden und Erlen umwachsenen Wässerchens ragen aus dem nahen Berge Steine, „die Büttensteine“ hervor.

Vor vielen Jahren waren es Daubengefäße eines mächtigen und hartherzigen Ritters, der, in der Veste auf dem Tsihumberge hausend, Schätze auf Schätze häufte, bis endlich des Himmels strafende Hand das glänzende Gold samt den Behältern in Stein verwandelte und in die Nähe des Weihers bannte.

Nur einmal im Jahre, am heiligen Abende, zwischen der elften und zwölften Nachtsstunde öffnen sich die Steinbütten und ihr goldner Inhalt läßt sich dann mit Hilfe eines Kindes heben. Ehe aber der letzte Glockenschlag der Mitternachtsstunde verhallt, muß der ganze Inhalt der Bütten erschöpft sein, sonst erstarrt der Verwegene zu Stein.

Hiervon ward einem Hinterehrnsdorfer Ansassen, dessen Truhen hinlänglich mit Geld angefüllt waren, Kunde hinterbracht. Dieser entschloß sich den Schatz zu heben. Am bezeichneten Tage fand er sich nach elf Uhr Nachts, ein Kind, am Arme tragend, bei den Steinbütten ein. Dieselben standen bereits offen und golden erglänzte ihr Inhalt im hellen Mondenscheine. Voll Gier raffte er das blinkende Metall in einen Sack, ohne auf die eilende Zeit zu achten; da tönte vom nahen Stadtthurme die Mitternachtsstunde; rasselnd schlossen sich die Bütten und wurden samt dem Schatzheber in starren Stein verwandelt.

Noch heute stehen am lieblichen Weiher die Büttensteine mit ihrem steingewordenen Hüter, von geheimnisvoller Zauberkraft festgehalten. So mancher hat es versucht in der heiligen Nacht hierher zu dringen, aber noch Keinem ist es gelungen, die goldenen Schätze, die die Steine verbergen, zu schauen und den stummen Wächter zu erlösen.

Die verschüttete Mühle.

Nicht weit von Kornitz, einem anmuthig gelegenen deutschen Pfarrdorfe, erheben sich wellige Waldhügel, größtentheils von prächtigen Nadelholzstämmen bewachsen.

Am Fuße dieser Hügel liegt in einer sanften Thalniederung der stille Ort Brohsen. An dem Wege, der durch das Dorf längs eines spärlich fließenden Bächleins, zu den herrschaftlichen Kalköfen führt, erhebt sich außerhalb des Ortes ein zum Theil mit Buschwerk bewachsener wie von Menschenhand geformter Hügel, der unwillkürlich an einen Grabhügel oder Tumulus mahnt. Unter den Leuten herrscht folgende Sage:

Vom nahen Schreckenstein brauste und rauschte vor vielen, vielen Jahren gar wild und ungestüm ein Bach zu Thale, der dort, wo sich jetzt der Hügel befindet, die Räder einer Mühle in Bewegung setzte.

Zu gleicher Zeit ragte auf einem nahen Berge „Burgstadtl“, die alte Veste Brasenstein. Heidnische Grafen, die Brüder jener Jungfrauen, die den hohen Thurm zu Kornitz erbauten, sollen das ehemalige Schloß erbaut haben.

Der Ritter von Brasenstein, der zu jener Zeit die Veste bewohnte, war ein gar wilder gottloser Geselle und lebte, mit vielen seinesgleichen, dem Raube und jeder Gewaltthat ergeben, auf seiner unüberwindlichen Burg.

Die Bauern der Umgebung, besonders aber die Brohsens führten Beschwerde beim Kaiser und drangen auf harte Bestrafung des Raubritters.

Darob ergrimmte der Brasensteiner. Racheschnaubend lustwandelte er eines Tages an der hohen bewaldeten Berglehne und sann darüber nach, wie das Bauernvolk zu vertilgen wäre.

Die Gipfel und Wipfel sausten im Abendwinde. Da rauschte es im Gebüsche und ein wilder, unheimlicher Jäger, mit einer Hahnenfeder auf dem spitzen Hute, trat ihm entgegen.

„Ich errathe deine Gedanken und so du alles erfüllst, was ich von dir begehre, soll das Nest da unten verschwinden; mit Erde will ich's überschütten, daß all das Volk darunter erstickt!“

„Es gilt; und solltest du selbst der Fürst der Hölle sein!“

Nacht lag über den Wäldern, ernst und still sah der Ritter von den Zinnen seiner Burg in das weite nächtliche Land. Die Mitternacht kam; kalt fuhr der Nachtwind um die Veste und rüttelte gar mächtig in den Wipfeln des dunklen Forstes und immer heftiger wurde das Gebraus des Sturmes.

Grauenhaft gespenstige Gestalten, geführt vom Jäger mit der Hahnenfeder, zogen, mit ungeheuren Sandmassen beladen, vom nahen Gebirge daher; kaum schwebten sie über der Mühle, da krähte ein Hahn. Die Macht des Bösen war gebrochen, wild und schaurig rauscht's zur Erde nieder, als solle diese in's Ursein zurückgeschleudert werden.

Am nächsten Morgen, als die Schreckensnacht vorüber war, erblickten die erstaunten Umwohner statt der Mühle einen mäch-

tigen Sandhügel und ein Diener des Schlosses brachte die Botschaft, daß der Burgherr nach Mitternacht plötzlich verschwunden sei.

Die Burg zerfiel in Trümmer und nur ein Wallgraben kennzeichnet den Ort, wo sie einst gestanden.

Der Joreswald.

Südöstlich vom Reichenauer Berge im Moleteiner Forstrevier führt ein Waldtheil den Namen „Jores." Vor langer Zeit soll zwischen Moletein und Petersdorf die große Gemeinde Jores gelegen sein. Die am Erbgerichte dort wohnende, hartherzige Wittfrau, die arme Erbgerichtsunterthanen übermäßig plagte und unrechtmäßig gesammelte Reichthümer im gewölbten Keller wohlverwahrt bewachte, war am Kellereingange, den Schlüsselbund in der Hand haltend, gestorben.

Von Niemanden bedauert, von Vielen verwünscht, war sie von da, — unbekannt auf welche Art —, verschwunden und es verbreitete sich das Gerücht, der Teufel habe sie um Mitternacht geholt.

Ein Jahrhundert später brachen feindliche Horden ins Land und brannten Jores nieder. Im Augenblicke der größten Verwirrung sah man die Joresfrau mit funkensprühendem Haare, den Schlüsselbund in der Hand, über der brennenden Erbrichterei in den Lüften schweben. Die vollständig verarmten Bewohner mieden den unheimlichen Boden und siedelten sich anderwärts an. Da, wo Jores stand, wuchs Wald, der Schatz im Keller der Erbrichterei blieb unbehoben.

Hundert Jahre später stand ein Waldheger vor der Kellerruine in Gedanken vertieft, als ein mit feuerschnaubenden Rossen bespannter Wagen rasch herbeifuhr und eine darin sitzende Frauengestalt ihm, gegen den Kellereingang weisend, den Schlüsselbund reichte. Der erschrockene Heger sank in die Knie und der Wagen rollte weiter.

Nach hundert Jahren muß die Joresfrau wieder kommen, um zu versuchen, ob sich ein Kühner findet, der ihr durch Behebung des Schatzes und nützliche Verwendung desselben zur Erlösung hilft.

Corona Mariae.

Die Fluren, auf denen sich jetzt die Stadt Trübau malerisch erhebt, waren vor Zeiten ganz mit Wald bedeckt. Um die Stadt selbst, die vor mehr als tausend Jahren erbaut wurde, sind noch Holzungen gewesen.

Auf dem nahen Burgstadtl, einst der Träger einer jedenfalls verwegen hinaufgebauten Ritterburg, von der nur ein Wallgraben auf unsere Zeit gekommen, da deren letzte Reste längst von den Stürmen in die Tiefe hinabgefegt wurden, hausten um die Mitte des 13. Jahrhundertes Porsch von Riesenburg und Richardis, sein trautes Gemahl, reich und mächtig, einem der ersten Herrengeschlechter Böhmens entsprossen. Ihre Stammburg, deren tannendurchwachsene Trümmer noch heutigen Tages zu erblicken sind, lag unfern Osek. Außer vielen Gütern in Böhmen gehörte ihm auch die Stadt Trübau mit einem weitläufigen Gebiete.

Dieser Ritter jagte gern in den wildreichen Waldungen, welche die Thäler und Höhen des Gaues begrünten.

Eines Tages war der fromme Ritter wieder mit seinem Jagdgefolge zu Holze gezogen und verfolgte hitzig einen weißen Hirsch. Der Ritter hatte das schnellste Pferd und die schnellsten Hunde, aber noch flinker war der Hirsch; der lief über Berg und Thal, sprang in die rauschende Zohse und schwamm hindurch. Der Ritter immer hinterdrein, sprang auch in's Wasser, dessen Wogen hoch aufspritzten, verlor aber dabei sein Pferd und seine Hunde; der Hirsch entkam und der tollkühne Jäger schleppte sich

mit gebrochenem Beine müde und matt eine Anhöhe hinan, um hier im Schatten eines hohen Baumes nahender Hilfe zu harren. Da lag nun der verirrte hohe Herr mutterseelen allein in der Wildnis und er stieß in sein Jagdhorn, um das Gefolge herbeizurufen; aber alles Blasen und Rufen war vergebens. Er erhielt keine Antwort, denn sein schnelles Roß hatte ihn weit von seinen Begleitern fortgetragen. Da wurde es dem Ritter doch recht bang um's Herz. Er nahm von seiner Brust ein Muttergottesbild, das ihm an einem güldenen Kettlein um den Hals hing, und betete inbrünstig davor, daß ihn die Mutter aller Gnaden doch nicht hier in der Wildnis verkommen lassen, sondern am Leben erhalten und wieder zu Menschen führen möge.

Noch war er im Gebete versunken, als Hundegebell und Waldhornklang durch den Forst erscholl; sein Jagdgefolge kam herbei und war hoch erfreut, den Herrn wiederzufinden. Tief betrübt von dem Unfalle, der ihm hier zugestoßen, hoben sie ihn auf sein Pferd und geleiteten ihn auf seine Burg. Gleich darauf verfiel er in schweres Siechthum und gelobte der gebenedeiten Gottesmutter, die ihm öfter im Traume mit einer strahlenden Krone erschienen war und Trost zusprach, die Erbauung eines Klosters, worauf er plötzlich gesund ward. Erkennend, daß Gott hier ein Wunder gethan habe, befahl der Ritter, nahe der Unglücksstätte, an dem Orte, wo ihn seine treuen Diener gefunden, ein Kloster und eine Kirche zu Ehren der Jungfrau „Maria mit der Krone" zu bauen. So geschah es auch. Es entstand ein stattliches Gebäude des Augustiner-Ordens, in dem zwölf Brüder, Einsiedler, ein beschauliches Leben führten und der Seelsorge oblagen, bis es durch die Hussitenstürme, noch mehr aber vom Zahne der Zeit, nach 300jährigem Bestande allmählich in einen Schutt- und Trümmerhaufen umgewandelt wurde. Von dem Kloster selbst ist nichts mehr vorhanden, von der Kirche hingegen erblickt man noch, auf einem von der aus Böhmen kommende Zohse umrauschten Hügel, das geborstete Presbyterium mit hohen gothischen Fenstern, woraus man wohl auf das einstige stattliche Aussehen dieses Gotteshauses schließen kann.

Von diesem Hügel aus sieht das Auge des Wanderes in dem romantischen Thale, das sich hinab zur March senkt, Wiesen und Gebüsche, Hügel und Teiche, Aecker und Dörfer abwechseln; rauschend schleicht die Zohse zwischen freundlich grünenden Espen und Erlen einher und flimmert im Sonnenglanze gleich einem magischen Silberbande durch die Flur, bis wo das Grenzgebirge in bläulicher Ferne der Sehkraft des lüsternen Auges eine Grenze setzt.

Grünhütl.

In dem nächst Budwigsdorf gelegenen Wäldchen soll vor Zeiten der Berggeist Grünhütl sein Wesen getrieben haben. Zu gewissen Zeiten hörten die Bewohner von Budwigsdorf im Walde ein tolles Umherfahren. Sie unterschieden deutlich das Rollen der Räder, den Hufschlag der Pferde und deren Gewieher, das Knallen der Peitsche und den Ruf: bjehaho, bjehaho. Den Schulkindern begegnete Grünhütl häufig, doch that er ihnen niemals ein Leid. Einst gieng ein Mann von Budwigsdorf in die Stadt und kehrte von dort spät nachts in angeheitertem Zustande nach Hause zurück. Am Steinberge angelangt setzte er sich nieder um auszurasten. Plötzlich wurde er durch einen rasch daher rollenden Wagen aufgeschreckt. Grünhütl war's, der mit seinem Gefährte bis zu dem Manne kam und hier wieder umkehrte. Der Mann wurde vor Angst todtkrank.

Die kleinen Weiblein.

Einst ackerte ein Bauer aus Putzendorf in der Nähe des Wäldchens und sah kleine, hübsche Weibchen am Waldrande

Holz klauben. Er trat näher und frug, was sie mit dem Holze machen würden.

„Kuchen backen; wir haben Kirmes" — war die Antwort.

Da verlangte der Bauer auch einen Theil. Die Weiblein versprachen es und verschwanden im Walde. Der Bauer kehrte zu seiner Arbeit zurück und wartete. Nach einer kleinen halben Stunde kam richtig eines der zierlichen Weiblein aus dem Walde dahergetrippelt und brachte ihm einen prächtigen Kuchen. Bevor der Ackersmann Zeit hatte, sich zu bedanken, war die Spenderin verschwunden, der Kuchen aber schmeckte vortrefflich.

Die kleinen Weiblein sollen früher bis ins Dorf gekommen sein und sich sehr zutraulich gezeigt haben. Einmal wurde ein solches Weiblein gefangen und im Gerichte eingesperrt. Da kamen die andern und baten um ihre Freilassung. Die Putzendorfer aber wollten lange nichts davon wissen. Die Weiblein sagten aber der gefangenen Kameradin, sie dürfe Alles verrathen, nur das nicht, wozu der Spitzwegerich gut sei. Dann verschwanden sie alle zusammen aus dem Dorfe und niemals hat man je wieder die zwerghaften, hübschen Weiblein gesehen.

Der Kirchenbau.

Als die Stangendorfer daran gingen, in ihrer Gemeinde eine Kirche zu bauen, gab es große Uneinigkeit, da man sich über den Ort, wo dieselbe stehen sollte, nicht verständigen konnte. Die jungen Leute waren dafür, sie auf die Anhöhe außerhalb des Ortes, auf den „Urbesberg" zu verlegen, wo man weit hinausschauen kann in die Landschaft zu den Höhen, in die Thäler, über Feld und Wald und zu den Ortschaften, die im langen Zuge sich dehnen. Die Alten aber wollten die Kirche inmitten des Dorfes, da es zu beschwerlich sei, den Berg zu steigen; auch sei es ein trostloser Gedanke, im Tode fern von den Freunden auf einsamer

Höhe zu ruhen. Allein die Jungen setzten ihre Ansicht durch; schon begann man die Steine auf die Höhe zu führen. Da geschah ein Zeichen. Es erhob sich in der Nacht ein schauerlicher Sturm und das aufgehäufte Baumaterial rollte in die Tiefe. Nun erkannten die Jungen ihr Unrecht und an der Stelle, wo man die Steine fand, steht heute die Pfarrkirche von Stangendorf.

Der Hausgeist.

Die Alten wußten viel zu erzählen von den Hausgeistern, Wesen von kleiner zierlicher Gestalt und geheimnisvoller Natur, die sich gern in der Nähe der Menschen aufhielten. Ein solcher Hausgeist führt im Schönhengsterlande den freundlichen Namen Hauswirtle (in der Mehrzahl Hauswirtlich). Sie hielten sich meist auf stillen Bühnen (Dachböden) und in den Roßställen auf, waren gutmüthiger Natur und den Leuten bei ihren Arbeiten gern behilflich. So hatten viele Bauernhöfe ihre Hauswirtlich, die Manches zu Ende führten, wenn Menschenhände nicht mehr zuthun konnten. Besondere Freude machte es ihnen, die Pferde recht sauber zu halten und ihre Mähnen in zierliche Flechten zu legen. Sie besaßen auch ihre eigenen unterirdischen Wohnungen, wo sie abgesondert und ungestört von den Menschen hausten. Es waren dies die Zwergellöcher. Von hier aus suchten sie die Wohnungen der Menschen heim, um ihnen zu helfen, zu säubern und zu necken und ihnen einen Schabernack anzuthun.

Von Hausgeistern wirklich böswilliger und gefährlicher Art weiß man weniger zu erzählen. Solche lebten zu Lotschnau auf dem Tschepengrunde, wo sie auch ihre unterirdischen Wohnungen besaßen. Die Hausleute mußten genau auf ihre Wünsche und Eigenheiten achten, wenn sie in Frieden leben wollten und dennoch blieben sie nicht immer unangefochten. Keine Speise durfte aufbewahrt werden, sonst würde sie von den Hausgeistern ver-

zehrt oder verderbt; ja vom Munde weg wurde den Leuten das Essen entwendet. An gewissen Tagen durfte kein Licht angezündet werden. Solche Tage, welche das Hausgesinde genau kannte, waren z. B. der heilige Abend, der Charfreitag. Zündete Jemand an diesen Tagen ein Licht an, so entstand sofort ein Brand im Gebäude und es mußten alle Kräfte aufgeboten werden, den Flammen Einhalt zu thun.

Ueberdrüssig dieser Plage beschlossen einst die Bauersleute, Haus und Hof im Stiche zu lassen. Sie gingen mit einem Nachbar, der über'm Bach auf der andern Seite des Dorfes wohnte, einen Vertrag ein, worin sie ihm den Tschepengrund gegen seinen bedeutend minderwertigen überließen. Als man mit dem Forträumen zu Ende war und der letzte Wagen mit dem Bauer und der Bäuerin über den Dorfbach fuhr, nahm er unter der Brücke etwas Lebendiges wahr. Auf die Frage des Bauers wer unten sei? hörte man eine Stimme: „Ich wasch mir nur mein Gesüder und Geblüder — und zieh euch wieder mit 'nüber.“ Da wendete der Bauer sein Gespann und kehrte in den verlassenen Hof zurück, machte den Tausch rückgängig und blieb auf dem Tschepengrunde sein Lebtag. Den Hausgeist, das sah er nun ein, konnte er auf keine Weise gelosen. Erst seit man bei einem Neubau die Zwerglöcher zerstörte, haben die Kobolde den Hof verlassen.

Der Kränzelewald.*)

Stangendorf steht in einem Kränzelewald. Es wird einmal eine böse Zeit kommen. Da werden Kriegsschaaren aus Böhmen in Mähren einbrechen, aber kein Mensch wird im Stande sein,

*) In Wirklichkeit umschließt der Wald schon seit einigen Jahrhunderten Stangendorf nicht mehr; nur spärliche Ueberreste des ehemaligen Waldbestandes sind von der Rodung verschont geblieben. In der Sage aber grünt er fort.

ihre Zahl anzugeben. Dann geht die Welt in Flammen und Mord auf; die Städte werden in Schutt und Asche verwandelt werden weit und breit und wer nicht in den Wäldern Zuflucht findet, ist verloren. Der Himmel wird jede Nacht wie im Feuer stehen und des Jammers auf Erden wird kein Ende sein. Nichts entgeht in jenen Tagen dem Tod und der Verwüstung. Nur Stangendorf bleibt verschont, denn es steht in einem Kränzelewald. Kein Feind dringt durch den Wald. Es wird der Bauer seine Aecker bestellen und die Feldfrüchte heimführen wie im tiefen Frieden. Von seinem Ueberflusse aber wird er allen mittheilen, die bedürftig sind.

Die Prophezeihung.

In den Zeiten, als der lutherische Glauben auch in unserer Gegend immer mehr um sich griff, hatten die Rothmühler einen Caplan, der wegen der Unansehnlichkeit seiner Leibesgestalt allerlei Spott erdulden mußte. Er bediente sich, um besser sichtbar zu sein, während der Predigt auf der Kanzel eines Schemelchens. Das bestieg er namentlich jedesmal, wenn er mit besonderem Nachdruck und großer Ernsthaftigkeit zur versammelten Gemeinde sprechen wollte. Als er nun einst die Bibelstelle „Ueber ein Kleines werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder über ein Kleines werdet ihr mich wieder sehen“ — auslegen wollte, da geschah es, daß er bei den Worten „Ueber ein Kleines werdet ihr mich nicht mehr sehen,“ vom Schemelchen herabgetreten und auf diese Art wirklich dem Anblick der Gläubigen entzogen war; als er aber zu den folgenden Worten kam „und wieder über ein Kleines werdet ihr mich wiedersehen,“ siehe! da tauchte die Gestalt des Caplans wieder sichtbarlich auf. Hierüber wollte des heimlichen Flüsterns und Kicherns kein Ende werden; ja mancher, der im Herzen schon der Neuerung zugethan war, trieb laut seinen

Spott am heiligen Orte. Als wieder Ruhe eingetreten war, predigte er nicht mehr weiter, sondern wandte sich zum Fortgehen wobei er mit trauriger Stimme sprach: „Jetzt habt ihr ein' klein'n — und bald habt ihr kein'n!"

So geschah es auch. Die Zahl der Neuerer wuchs zusehends und damit auch ihr Uebermuth. Als einst der Pfarrherr gegen die lutherische Lehre scharf predigte, wurde er durch einen Pistolenschuß auf der Kanzel getödtet. Hierauf wurde der Gottesdienst in Rothmühl eingestellt und kein Priester betrat mehr den Ort. Die Katholischen mußten — auf einem Fußsteige, der noch heute den Namen „Kirchensteig" führt — nach Stangendorf zur Kirche gehen.*)

Die verschwundene Kirche.

Zu Abtsdorf führt eine Anhöhe den Namen Sauberg. Sie begleitet — auf der Steinseite des Ortes — den Lauf des Ortsbaches und endigt beim Brauhause, wo der Unterort, das „Grätzle" auch „Schling" genannt, seinen Anfang nimmt. Auf ihrem Rücken erheben sich stattliche Bauerngehöfte, von denen eines (Nr. 117) der Stindl- (mundartlich Ste'l-) grund heißt. Auf diesem Bauerngrund versammelten sich in der Nacht, wenn alles gegen die zwölfte Stunde in Schlaf versunken war, geisterhafte Männer, vom Scheitel bis zur Zehe in schwarze Mäntel gehüllt, nahmen ihre Plätze ein um den Tisch der großen Stube, beteten und hielten geheimnisvolle Zwiesprache. Der Bauer und die Bäuerin haben es oft schaudernd mit angesehen und sie athmeten jedesmal erleichtert auf, wenn die Männer, so lautlos und ge-

*) Rothmühl ist nachweisbar wegen Mangels an Katholischen während eines Zeitraumes von 100 Jahren nach Stangendorf, zeitweilig auch nach Greifendorf eingepfarrt gewesen.

heimnisvoll wie sie gekommen waren, wieder verschwanden. Es soll hier einst die alte, Abtsdorfer Kirche gestanden sein.*) Beim Grundgraben will man hier Quadersteine und Todtengebeine aufgefunden haben. Eine Sau, so wird erzählt, wühlte einst eine alte Glocke aus dem Boden und gab dem Berge seinen Namen. Noch heute erinnert ihr Ton, der wie „Sau — aus“ klingt, die Abtsdorfer an ihre Auffindung.

Die Todtenmauer.

Auf der Höhe des Schönhengstpasses, bei der Landesgrenze von Böhmen und Mähren, zeigt man eine steile Wand, welche den Namen Todten- oder auch Schwedenmauer führt. In den Schwedenkriegen nämlich wollte eine Reiterschaar die Stadt Zwittau überfallen; weil die Feinde aber der Gegend unkundig waren, irrten sie lange umher, was die wilden Krieger so erbitterte, daß sie den Schwur thaten, noch am selben Tage müssen sie ihre Pferde in der St. Egydikirche anbinden. Schon war der feindliche Schwarm nicht mehr weit entfernt von der Stadt, da senkte sich auf die Fürbitte des hl. Egydius, der seine Kirche vor Entweihung schützen wollte, ein Nebel über die Landschaft und sie verloren die Richtung. Noch zeigt man den Stein, der zur Erinnerung an der Stelle errichtet worden sein soll, wo die Feinde umkehrten und in ihrer Verblendung sich gegen den Schönhengst kehrten. Auf dem Schönhengst stand eine Schänke. Der Wirth wurde geholt und ihm unter Androhung des Todes befohlen, sie nach Zwittau zu führen. Er aber führte sie in den Tod. Sie banden ihn auf ein Pferd und jagten in Nacht und Nebel davon. Bei der steilen Wand angelangt, stürzten Roß und Reiter in die

*) Es war wohl ein Bethaus der böhm.-mähr. Brüder und die gespenstige Erscheinung dürfte eine Reminiscenz an die Prediger dieser Secte sein.

Tiefe; auch der Wirth fand den Tod. Funde von Todtengebein von Hufeisen und anderen Ueberresten erhalten das Andenken an jenes Ereignis wach.

Das Hühnernest.

Vor vielen Jahrhunderten war ein großes Sterben. Als der Tod seinen Umzug durch die Welt hielt, kam er auch nach Rothmühl und so arg war hier sein Wüthen, daß nichts Lebendiges von ihm verschont blieb. Alle Menschen starben, selbst die Thiere gingen zu Grunde. Nur eine Henne rettete sich. Diese baute auf einem Baume im Oberorte ein Nest, in das sie sieben Eier legte und das war der Anfang von Neu-Rothmühl.

Der verwunschene Quall.

In alten Zeiten war in Stangendorf ein fröhliches Leben. Vierzehn Mühlen wurden von dem Wasser getrieben, das in einigen mächtigen Armen im Walde gegen Laubendorf zu der Erde entströmte. Unablässig wurde das Korn aufgeschüttet und drehten sich die Räder; das Dorf widerhallte vom Peitschenknall der Fuhrleute, die von weither ihr Getreide zur Mühle brachten.

Da trat ein Misjahr ein; Bauer wie Hüttner, die ohnehin durch die Frohnden hart gedrückt waren, litten bittere Noth. Mancher Bauer, der sonst Anderen eine Gutthat erwiesen, hatte jetzt selber nur die liebe Noth im Hause. Ein altes Mütterlein, das von dem kümmerlichen Leben der Bauern wußte und das Wohlleben der Müller ansah, sprach nur bei diesen vor und hielt um milde Gabe an. Vom Morgen bis in die späte Nacht, als die

Sterne schon am Himmel standen, gieng sie von Mühle zu Mühle; allein die Hand der Müller war verschlossen. Ohne etwas zur Stillung ihres Hungers erhalten zu haben, eilte sie weiter, an den letzten Hütten des Dorfes vorbei, immer den Bach entlang, bis sie zum Quall kam. Als sie sah, wie das Wasser so reichlich aus der Erde rauschte, erfaßte sie bitterer Groll über die menschliche Hartherzigkeit. Sie verwünschte den Quall und von Stund' an versiegte das Wasser. Die tiefen Rinnsale, die es sich einst aushöhlte, sind noch sichtbar, aber das laute Rauschen ist verstummt. Seitdem soll es zu Rothmühl stärker zu Tage getreten sein, so daß die Rothmühler sich bald der vierzehn Mühlen rühmen konnten, wie sie einst Stangendorf besessen. Wenn die Fuhrleute von Rothmühl, die einst weit in der Welt herumkamen, beim Schänken Einkehr hielten, so hatten sie auf die Frage: „Woher man sei?“ den stolzen Spruch zur Antwort: „Ich bin von Rotmile, — Wir haben vierzehn Mühlen, — Wir haben unser eigenes Wasser — Und verzehren's auch wieder.“

Vor einem Menschenalter beschloß die Dorfjugend der Verwünschung des alten Weibes zu Trotz die unterirdischen Wasserkräfte wieder zu entfesseln und ihnen die alte Richtung zu geben. Mit Brechwerkzeugen ausgerüstet, zog die Schaar zum verwunschenen Quall, sprengte die Felsen und grub tief in die Erde hinein. Sie sollten aber ihr Werk nicht zu Ende führen. Ueber ihren Häuptern zog sich ein furchtbares Gewitter zusammen; die Erde verfinsterte sich, nur die Blitze erhellten zeitweilig die Dunkelheit. Nun ergriffen alle entsetzt die Flucht; es strömte aber das Wasser schon in solcher Menge vom Himmel, als hätten sich alle Schleußen desselben geöffnet. Vom Wasser auf allen Seiten umrauscht konnten sie den Heimweg nicht antreten. Da erkannten die jungen Knechte das Frevelhafte ihres Thuns und dankten Gott, daß er ihr Leben in Schutz nahm. Seit dieser Zeit hat Niemand mehr an den Quellen gerührt.

Noch jetzt wissen alte Leute die Stellen genau zu bezeichnen, wo die vierzehn Mühlen standen, obwohl diese schon vor undenklichen Zeiten abgebrochen wurden. Nur eine einzige ist erhalten im Oberort, bei der eine uralte Linde steht, deren Krone ab-

gebrochen ist. Der Stamm, der jährlich frische Zweige treibt, ist im Innern ausgehöhlt und an einer Stelle geöffnet, so daß man bequem eintreten kann. Auch nach oben ist er offen, so daß die Sonne hineinscheinen kann, die bereits ein junges Stämmchen aus der Erde gelockt hat, das mit seinem Geäste einst durch die obere Oeffnung hervorbrechen wird.

Die Entstehung von Unterheinzendorf.

An dem von Petersdorf kommenden und der Sazawa zueilenden Bächlein westlich von Unterheinzendorf lag in alter Zeit ein großes Dorf: Seif. Es wurde einst vom Feinde überfallen und zerstört. Ein kleiner Theil der Einwohner rettete sich in die nahen Waldungen und suchte den Lebensunterhalt durch Kohlenbrennen zu gewinnen. Der Erste, der hier seine Köhlerhütte errichtete, soll Heinz geheißen haben. Der heutige Besitzer des Hauses Nr. 38 führt ebenfalls den Namen Heinz und leitet seine Abstammung von dem ersten Kohlenbrenner ab.

Die Furt der Köchin.

Unweit des ersten Wächterhauses oberhalb Hochstein führt eine Furt über die Sazawa. Man kennt sie in der Umgegend unter den Namen „die Köchinfurt" und die Sage erzählt: Zur Zeit, als das Dorf Seif noch bestand, fuhr eine Pfarrersköchin an einem Sonntag-Vormittage in einen benachbarten Ort. Eben, als sie bei der Furt ankam, wurde die Glocke des nächsten Dorfes zur Wandlung geläutet. Der Kutscher hielt die Pferde an, um seine Andacht zu verrichten; die Köchin aber rief ihm barsch zu: „Fahre weiter zum Teufel." Der Knecht gehorchte und als er,

am andern Ufer angekommen, zurückblickte, sah er entsetzt, wie der hintere Wagen, der sich vom vordern Theile losgelöst hatte, mit der Köchin in den Wellen versank. Seit dieser Zeit heißt die Furt „Köchinfurt."

Wodan in Mähren.

Daß die entthronten Götter der Römer und Germanen sich unter allerlei Vermummungen in die christliche Welt hineingerettet haben — wer wüßte das nicht?

Der Dichter Heinrich Heine hat diese Flucht in einem französisch geschriebenen Werkchen („Die verbannten Götter") auf seine humoristisch-satirische Art geschildert. So erzählt er z. B.

„Eine große Zahl dieser olympischen Emigrirten, die weder eine Zufluchtstätte noch Ambrosia mehr hatten, mußte zu irgend einem anständigen irdischen Handwerk greifen, um wenigstens ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Einige von ihnen, deren Güter und heilige Haine confiscirt worden waren, sahen sich sogar genöthigt, als gewöhnliche Taglöhner bei uns in Deutschland zu arbeiten und Bier anstatt Nectar zu trinken. In dieser äußersten Noth scheint sich Apollo dazu entschlossen zu haben, in die Dienste eines Viehzüchters zu treten. Gleichwie er einst die Kühe des Königs Admet gehütet hatte, lebte er jetzt als Hirte in Nieder-Oesterreich; aber seine lieblichen Melodien erweckten den Argwohn eines gelehrten Mönchs, welcher in ihm alsbald einen heidnischen Gott erkannte und ihn dem geistlichen Gerichte überlieferte. Unter die Folter gebracht, gestand er, daß er der Gott Apollo sei. Er bat nur um die Erlaubnis, bevor er zum Richtplatz geführt würde, zum letztenmale die Lyra spielen und singen zu dürfen. Nun spielte er in einer so rührenden Weise; in seinem Gesange lag ein so mächtiger Reiz, und, was noch mehr, er war so schön von Wuchs und Gesicht, daß alle Frauen weinten und einige sogar in Folge dieser heftigen Aufregung erkrankten.

Nach Verlauf einiger Zeit wollte man den Körper aus dem Grabe wieder herausnehmen, um ihm einen Pfahl in den Leib zu treiben, denn man glaubte, er müsse ein Vampyr gewesen sein, und die kranken Frauen würden durch Anwendung dieses Hausmittels von allgemein anerkannter Wirksamkeit genesen — aber, als man das Grab öffnete, war es leer.

Von dem alten Kriegsgott Mars erzählt Heine, er habe in der Feudalzeit seine alte Lebensart als Raubritter fortgesetzt und sei später als Landsknecht unter dem Befehle des deutschen Generals Frundsberg bei der Einnahme von Rom betheiligt gewesen. Bacchus aber, der Gott des Weines, habe in Tirol als Prior eines Franziskanerklosters mit zwei seiner wilden Gesellen gelebt, die als Brüder Kellermeister und Küchenmeister ihres Amtes walteten.

Doch das sind Possen und Erfindungen!

Ganz anders verhält es sich mit den germanischen Gottheiten, die noch heute in vielen Bräuchen, Sagen und mancherlei Aberglauben unseres Volkes „umgehen."

Ist doch der treue Eckart selbst ein Genoß der wilden Jagd, in welcher der Sturmgott Wodan mit den seinen brausend daherfährt! Und er hat sich in die verschiedensten Umhüllungen vermummt, Allvater Wodan, der oberste unserer Götter.

Mitten durch das alte Germanien zog sich die Bergkette des hercynischen Waldes. Vom Wesergebirge (mit dem Teutoburger Walde) über das Thüringer Hügelland (mit dem Kyffhäuser) das Voigtland, Fichtel- und Erzgebirge, die böhmischen und mährisch-schlesischen Sudeten entlang, geht der hercynische Wald zu den Quellen der Oder. Er bildet die bedeutsamste Wasserscheide Europas: der Nordsee (Elbe), Ostsee (Oder) und dem schwarzen Meere (March, Donau) spendet er aus seinen Thalfurchen seine Gewässer.

Unter allen deutschen Gebirgszügen ist der hercynische der deutscheste. Seit uralten Vätertagen steht er im Besitze unseres Volkes; der reichste deutsche Sagenschatz umwebt ihn, die alten entthronten Götter walten noch heute in seinen Gründen.

Obenan ist es Gott Wodan, dessen Fußstapfen wir allenthalben begegnen, von der ersten waldigen Höhe an im Nordwesten, wo die kriegsharten Sachsen sitzen, bis zum letzten Südosten, wo die sangesfrohen Kuhländer ihr friedliches Hirtenleben führen. Fast überall auf diesem langgedehnten Bergzuge ist seine Gestalt mit wirklichen Geschehnissen verflochten, mit der glorreichen Hohenstaufenzeit im Norden, mit den Glanztagen italischer Goldschmiedekunst im Süden; überall erscheint Allvater Wodan von dem wehmüthig klagenden Volke begleitet, das mit dem Rückzuge seines Gottes das eigene Unglück und, entsprechend der edelfrommen deutschen Art, die eigene Schuld in Verbindung bringt. Da, im weiter ausschauenden Norden, ist's die Herrlichkeit des Reichs, die er mit sich fortgenommen, dort, im enger umfriedeten Süden, sind's die Schätze rothen Goldes, die seitdem aus den Bergen verschwanden.

Im strammeren deutschen Norden, wo man gewohnt ist, mit steifen Nacken vertrauend der Zukunft entgegenzugehen, glaubt man an seine einstige Widerkehr, — im weicheren Süd hat das Volk längst der Hoffnung entsagt, je seinen Bergesalten im wallenden Weißbart wieder zu schauen. Im Kyffhäuser hat er den Kaisermantel Friedrich Barbarossa's um seine Schultern gelegt, im Kuhländchen den Zaubermantel der goldsuchenden Venedigerfürsten umgehängt. Dort ist seine Wolkenburg zur finsteren Höhle, hier zur düsteren Waldwildnis geworden. Aber überall, dort wie hier, umschweben ihn seine Raben, Hugin und Munin; ist er derselbe: der reiche Wunschgott mit der offenen Spendehand, nicht minder aber der strenge Richter jeglichen Frevels.

Weit ist sie verbreitet und allgemein erzählt im Kuhländchen, die nachfolgende Wodansage, über Waltersdorf, Botenwald, Kunewald, Bölten und Dobischwald hinaus.*)

Wir verlassen die Nordbahn bei Zauchtel und wenden uns durch das auf felsigem Hügel liegende Klötten den letzten Ausläufern der Sudeten zu. Hier zur Rechten, abseits von der staubigen Straße dehnt sich der Hirschwald hin mit der Comenius-

*) Gedruckt erschien sie im „treuen Eckart," Jahrg. 1884 S. 161.

Quelle, wo die Volkserinnerung den großen Pädagogen vom nahen Fulnek her mit seinen Schülern weilen läßt in vertraulicher Zwiesprache. Dann folgt weitgestreckt der düstere Hauswald: zahlreiche tiefe Schluchten durchschneiden ihn gegen Stachenwald zu; ganz einsam ist's da und unheimlich, kein Zeichen irgend einer Menschenniederlassung, keine Spur ehemaligen Bergbaues, wie weiter oben im Gebirge. Wohl führt ein schmaler Fußsteig, den die Leute von Zauchtel und Klötten gegen Fulnek hin benützen, durch die Wald- und Felsenwildnis; aber man geht ihn nicht gern allein, zur Nachtzeit vollends würde ihn niemand betreten. Kein Mensch entsinnt sich, daß je im Hauswald sich Übles ereignet hätte, von Räubern oder Diebsgesindel war nie die Rede, ein schwerer Unfall ist nie vorgekommen: und doch hängt über dieser Stätte eine düstere Wolke; ein leichter Schauer überläuft die Einen, ein unerklärtes Grauen die andern, wenn sie die Einsamkeit des Hauswaldes durchschreiten.

So pflegen sich im Volksgefühl die Oertlichkeiten anzukünden, die den entthronten Göttern als letzte Zufluchtsstätte dienen. Aus solchem Waldesdunkel hervor spinnt Mutter Sage ihre altersgrauen Fäden.

Noch hausen die Zwerge und Gnomen hier im Felsengeklüft und hüten das rothe Gold, das vor langen, langen Jahren hervorgeholt wurde von kundigen Händen der Menschen. Denn damals, wer weiß wie lang's schon her sein mag, kamen aus Welschland eines Tags ins Kuhländchen fremde Männer, geführt von einem ehrwürdigen Greis, voll Hoheit, im wallenden, weißen Bart, angethan mit dunklem, langen Gewande, das geziert war durch geheimnisvolle Zeichen. In abgelegenen Gegenden weilten sie, vermieden sorgfältig jede menschliche Wohnstatt, lebten von Wurzeln und Kräutern, durchsuchten auf geheimnisvolle Weise den ganzen Landstrich und erwiesen sich den Leuten hilfreich und mild. Viele Bewohner des Kuhländchens, wenn Krankheit in der Familie oder im Viehstand sie heimsuchte, oder ein anderer Unglücksfall sie traf, wandten sich flehend, anfangs voll Zagen und Bangen, an den hohen Greis und dessen Begleiter und nie gingen sie unerhört von dannen.

Wehe aber dem Frevler, der mit dem gütig dargereichten Heilkraut Misbrauch trieb, oder die milden Fremdlinge nur in Versuchung führte. Er durfte empfindlicher Strafe gewärtig sein.

Nach langem Suchen ließen sich die fremden Männer endlich im Hauswald nieder und seitdem mieden die Umwohnenden scheu das Waldrevier, ob sie gleich von den Fremden nur Gutes empfangen hatten.

Was seitdem im Hauswalde vor sich ging, keine Seele erfuhr es; denn die Fremdlinge hatten rings Wachen ausgestellt und kein Neugieriger wagte, diesen zu nahen.

Nicht lange, da hörte man, die Welschen hätten große Schätze an Gold in den Klüften des Hauswaldes gefunden — und bald sahen die erstaunten Kuhländler ganze Reihen bepackter Lastthiere aus dem Tannicht hervorkommen und das schöne Gold hinwegtragen weit, weit in die Ferne. Jenseits der Alpen aber bauten die Fremdlinge mit den Hauswaldschätzen die große schöne Stadt Venedig, und zwar mitten ins Meer hinein, damit die vielen Räuber, die dort in der Nähe hausten, ihren Reichthümern nichts anzuhaben vermöchten.

Und als die Fremden für sich und ihre Kinder genug des Goldes weggeführt hatten, da beschlossen sie, wieder fortzuziehn und nahmen von denjenigen Bewohnern, mit denen sie in Verkehr getreten, — es waren nur ganz wenige — für immer Abschied.

Die armen Hirten des Kuhländchens aber, die sehnsuchtsvollen Blicks manch goldbeladenes Lastthier aus ihrer Gemarkung hatten treiben sehen, sandten ihre Aeltesten zu den Fremden mit der Bitte, ihnen doch zum Wohl der ganzen Gegend zu entdecken, auf welche Art das rothe Gold im Hauswald gefunden werde.

Einige der Aeltesten gingen hin und trugen ihre Bitte vor. Da trat der Führer, der hehre Greis im wallenden Silberbart, angethan mit prachtvollem Ornat an sie heran und sprach:

„Vor euren Augen liegt das schönste Gold gehäuft im Hauswald. Sobald ihr aber gierig herzutretet, wird es zu Katzengold, denn alles auf Erden muß verdient werden. Wer von euch das wirklich reine Gold im Hauswald schauen und gewinnen will, der gehe zuerst in die Pohorsch-Berge; dort wächst eine Ruthe,

— die muß er finden, dann öffnen sich ihm die Schätze des Hauswalds. Mit dieser Ruthe schlage er auf die Erde und siehe, den ganzen Wald entlang gleißt das schönste Gold vor seinen Augen. Aber fest muß er daran glauben! Sobald sein Glaube wankt, ist alles verschwunden. Und noch eins: Furcht darf ihn nicht beschleichen. Denn kaum hat er in den Pohorsch-Bergen die Ruthe dem Berge entnommen, da erheben zwei Raben, die an der Grenze des Hauswaldes Wache halten, ein furchtbar Geschrei, und auf dies Geschrei entsteigt der Erde ein riesiger schwarzer Hund mit glühenden Augen, der das Gold bewacht und Jeden, der es berühren will, zu verschlingen droht. Wer Furcht nicht kennt, kann sich des schönen Goldes nehmen, so viel's ihn lüstet. Nur daß er auf dem Heimweg dann nicht rückwärts schaue, sonst wird das Gold in seinen Taschen — Katzengold."

So sprach der Greis. Die Fremden zogen von dannen.

Von den Bewohnern des Kuhländchens aber forschten viele nach der Ruthe in den Pohorsch-Bergen. Bei wenigen erwies sich der Glaube stark genug; die wenigsten hielten vor dem Anblick des feuerspeienden Hundes Stand. Die wirklich Stand hielten, und dadurch große Schätze gewannen, zogen fern über Land nach glücklicheren Gegenden.

Heutzutage, da Niemand mehr glaubt an die großen Schätze des Hauswalds, sieht auch keiner mehr irgend etwas von ihnen.

Ein leiser Schauer aber vor dem Engpfad, der durch diese Wildnis führt, ist geblieben. Das macht: Gott Wodan schreitet, wenn auch verhüllt an Saga's Hand, durch den einsamen Wald.

Perachta in Mähren.

Nicht nur Wodan, sondern auch seine Gemahlin, Perachta, die Herrliche, Glänzende, lebt noch im Andenken unseres Volkes und es ist vielleicht mehr als Zufall, daß gerade im Kuhländchen, wo auch in anderer Beziehung mannigfache Anknüpfungspunkte an altdeutsches Wesen vorhanden sind, ihr Andenken am

lebendigsten ist. Daß die hohe Gemahlin des Göttervaters auch für das Volksleben der Slaven von Bedeutung geworden ist, habe ich in der Einleitung nachgewiesen.

Wollten sich die Germanengötter in das Christenthum herüber retten, so stand ihnen ein zweifacher Weg offen. Entweder, sie beharrten trotzig auf ihren Namen, dann wurden sie zu Teufels- oder Spuckgestalten herabgedrückt, oder sie gaben ihren Namen auf. Dann sicherten sie sich unter neuen Bezeichnungen als Heilige u. dgl. ihr Dasein.

Zu den mancherlei Unterschieden zwischen Alpen und Sudeten gehört auch das verschiedene Verhalten der leuchtenden „Perachta" in beiden Gebieten. In den Alpen hat sie auf ihrem Schein, ihrem Namen trotzig bestanden, dafür ist sie als „Percht" ein Spuck- und Schreckwesen geworden. In den Sudeten hat sie auf ihren Namen klug verzichtet: dafür gilt sie hier noch heute ihrem alten Wesen gemäß als Hüterin der häuslichen Sitte, des Fleißes, der Ordnung.

Der neue Name, mit dessen Aufnahme sie sich das Recht ihres ungetrübten Weiterbestandes erkaufen mußte, klingt allerdings sonderbar genug. Sie heißt nämlich im Kuhländchen die „Besotzom Sus."

Und trotzdem lebt sie nur mehr in den wenigen Spinnstuben des Kuhländchens; und auch diese schwinden immer mehr. Um so nöthiger erscheint es, das Bild der „Besotzom Sus" festzuhalten.

Alles, nur keine Faulheit kann in der Spinnstube geduldet werden, deshalb muß sie besonders bei dem jungen Volke, selbst wenn die Augen Abends müde geworden von den Anstrengungen des Tages, mit aller Gewalt hinausgetrieben werden." Das ist die Ermahnung der „Wirthin," so pflegt sie zu „hausen," wenn bei einer oder der andern die Spindel in immer langsamerem Tempo schnurrt und die Augen bei neigendem Kopfe sich sanft zu schließen beginnen.

„Honns" hat heute sammt der „Annle" ihr Besotzom (die Aufgabe) noch lange nicht fertig gemacht; ja, es ist die gute Aussicht vorhanden, daß beide überhaupt mit ihrem Gespinnst nicht fertig werden. Es wurde ihnen bereits in allem Ernste

zu Gemüthe geführt, es sei nicht viel zu spaßen, daß die Besotzom Sus noch heute in die Spinnstube komme.

Beide, Hans und Annchen lachen herzlich darüber und lassen manch' spöttelnde Bemerkung über die Warnung ergehn; — da auf einmal klopft es — alles blickt verwundert nach der Thüre, wer denn noch so spät seinen Besuch in der Spinnstube anmelde. Schüchtern und doch laut ruft man dem Einlaßbegehrenden ein „Herein" zu; die Thüre öffnet sich und würdevoll verneigend, ja fast majestätisch erscheint eine Vermummte, abenteuerlich gekleidete Frauensperson, freundlich grüßend, in der Spinnstube. Das ist die Besotzom Sus der Kuhländler!

Ohne die Erwachsenen weiters zu beachten, schreitet sie direct zu den jungen Spinnerinnen; besieht genau, was und wie viel gesponnen wurde, besonders aber, ob das „Besotzom" nahezu fertig ist.

Da gibt es Ausstellungen in Hülle und Fülle; die Besotzom Sus kann es ganz anders, natürlich viel besser als all die Bäuerinnen. Hier ist das Garn ungleich gesponnen, dort gibt es sogar Knoten, schließlich ist es schlecht an der Spindel angelegt, und der Rocken erst, — wie nachlässig ist er gemacht! Eine Schande ist es, den Rocken in diesem elenden Zustande nur anzusehen; ja strafbar überhaupt, so ein schönes Werg solch' lüderlichen jungen Leuten, solch' faulen und ungeschickten Händen zum Spinnen anzuvertrauen.

Die Besotzom Sus greift langsam in den an ihrem linken Arme hängenden Korb, — dort gibt es viele Spindeln, die alle leer sind, — sie nimmt gleich einige davon heraus, klopft damit tüchtig auf die Finger der Mägde und Bursche und übergibt sie den Spinnenden mit dem strengsten Auftrage, diese ja noch heute voll zu spinnen.

So geht es der Reihe nach, so viel auch junge Spinnerinnen da sein mögen; Lob wird dabei wenig gehört.

Endlich entfernt sie sich und diejenigen, welche ihre Finger geklopft erhalten haben, athmen wieder etwas auf. Der Bauer, besonders die Bäuerin ist voller Lob, wie brav die Besotzom Sus ist, wie sie auf Nettigkeit und Ordnung, auf Fleiß und Spar-

samkeit sieht, und wie sie vor allem anderen die häusliche Zucht und Ordnung handhabt und anzuwenden versteht.

Die Spinnenden hingegen spenden ihr kein solches Lob; sie wünschen, daß sie (die Besotzom Sus) kein zweites Mal wieder auf Besuch käme, ja man kann sogar Leute hören, die solch' einem Grobian die Thüre weisen wollen; aber was hilft dies alles? — Dort, wo der Bauer oder die Bäuerin, der Vater oder Mutter ihrr Einwilligung geben oder etwas für gut befinden, dort gibt es keine Widerrede, kein Laut darf dort gehört werden.

„Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit muß auf dieser Welt herrschen, sonst geht es mit der Wirthschaft abwärts bis zur vollkommenen Zerrüttung, ja bis zum Ruin."

„Die Besotzom Sus ist unsere Macherin in der Jugend und hören wir auf sie, dann werden wir ihr im Alter recht dankbar sein, wenngleich sie uns auch manchmal die Finger roth geklopft hat!" Diese Mahnung erlaubt sich der auf der Ofenbank sitzende und dabei sein Pfeifchen schmauchende Großvater zu geben.

Er gedenkt dabei seiner eigenen Jugendzeit und bedauert, daß die Tage der Besotzom Sus vielleicht gezählt sind, wo diese Gestalt der Spinnstuben im Kuhländchen nur noch der Erinnerung angehören wird.

Das Alte stürzt — es ändern sich die Zeiten.

Der Steinberg-Schlüssel.

Vor Zeiten waren im Innern des Steinberges bei Neutitschein reiche Schätze an edlen Steinen und Metallen aufgehäuft und brave Leute erhielten ab und zu von den Gnomen, die die Schätze bewachten, den Schlüssel zur Schatzkammer, wo sie sich für das ganze Leben mit reichen Schätzen versehen durften.

Einem städtischen Hagestolz in vorgerückten Jahren war dieser Umstand nicht unbekannt und er wünschte sich deshalb auch für seinen eigenen Gebrauch den Schlüssel zum Steinberge.

Der Wunsch sollte in Erfüllung gehen. Ohne zu wissen, wie, befand er sich plötzlich im Krystallpalaste des Berges. Auf goldenen Stühlen saßen die Gnomen ringsum und ihr König sprach zu dem Hagestolz: „Dein Wunsch ist mir bekannt. Er soll erfüllt werden. Empfange hier den Schlüssel, der dir den Zugang zum Steinberge öffnet. Darin findest du den Lohn, den ich dir längst schon zugedacht habe." Den freudig Ueberraschten geleitet ein Zwerglein sofort aus dem Gnomenpalast ins Freie, wandert mit ihm eine Meile über die Haide und macht endlich am Fuße des Steinberges vor einer eisernen Thür Halt, die der Zauberschlüssel sofort öffnet. Die Beiden treten durch die kleine Thüre in einen engen mattbeleuchteten Gang, der sich endlos vor ihnen hinzieht und an dessen Wänden nichts zu sehen ist als feuchter Lehm, Gestein und Sand. Eine gute Weile geht das Zwerglein schweigsam dem Manne voran. Plötzlich bleibt es stehen und spricht: „So unfruchtbar wie dieser Berg war dein bisheriges Leben. Nie hast du Mitgefühl mit den Leiden deiner Mitmenschen gehabt; als ein nutzloses Glied der menschlichen Gesellschaft hast du bisher gelebt; als taubes Gestein galten dir Liebe und Treue bisher. Dafür sollst du nun entsprechend belohnt werden."

Nach diesen Worten verschwand der Zwerg. Der Hagestolz glaubte geträumt zu haben, denn er war in seinem eigenen Hause wieder zur Besinnung gekommen; aber, siehe, da lag wahrhaftig ein fremder Schlüssel von merkwürdiger Arbeit auf seinem Tische. In neugieriger Verwirrung steckt ihn der Hagestolz zu sich und begibt sich ins Freie, zum Steinberge, ob er die Thüre etwa doch finde. Allein, wie er auch den Berg umspäht, es zeigt sich nirgends eine Oeffnung, nirgends eine Thür. Da läuft er wieder fort und wirft den Schlüssel in einen tiefen Brunnenschacht. Am nächsten Morgen findet er ihn wieder auf seinem Tische. Da rennt er wüthend zur Titsch und schleudert ihn abermals in das Wasser. Vergebens. Am nächsten Morgen lag der Schlüssel wieder an seinem alten Orte. Der Hagestolz wird ihn nicht mehr los, er mag damit anfangen, was er will. Erst bei seinem Tode verschwand der verherte Schlüssel, aber am nächsten Morgen fand

ihn der älteste Hagestolz von Neutitschein wieder auf seinem Tische und diesem blieb er bis zum Tode. So ging es in alter Zeit und so geht es noch heute, denn vom ältesten Hagestolze in Neutitschein sagt man noch immer: „Er trägt den Steinbergschlüssel."

Der verzauberte Schatz.

Im Neutitscheiner Berge sind viele Schätze aufgehäuft, die von gebannten Geistern bewacht werden. Ein Bauer aus Schönau ging einst hinein und sah in einem großen Saale einen Greis mit langem, weißem Barte. Ein Zwerg hatte ihm gerathen, er möge dem Greise den Bart mit Hilfe eines Stäbchens abnehmen. Während er das ausführen wollte, entstand ein fürchterliches Geräusch; er erblickte einen Zug leichter Reiter, die mit Sang und Klang daherzogen. Darauf suchte der Bauer nach Schätzen. ein kleines Männchen, das auf einem Schweine ritt, hinderte ihn daran. Der Zwerg erschien ihm wieder und gab ihm die Mittel an, wie er zu Schätzen gelangen könne; er solle nämlich die im Berge gebannten Geister dadurch erlösen, daß er über eine alte Stiege gehe, die zu einer Grotte führte, aber es dürfe kein Stein rollen. In der Grotte selbst solle er so lange graben, bis er einen Todtenkopf finde. Diesem solle er alle Zähne ausreißen und in das Feuer werfen. Der Bauer that so und so wurden die Berggeister befreit, und sie gaben die Schätze ihrem Retter.

Tannendorf.

Mit diesem Namen wird eine Häusergruppe bezeichnet, die eine halbe Wegstunde in nordwestlicher Richtung thalaufwärts von Senftenberg entfernt liegt und aus dem Forsthause, einer Mühle und einem kleinen Kirchlein besteht.

Der Sage nach sind dies die Ueberreste eines großen Dorfes das ehemals hier stand und bis Senftenberg reichte. Durch ein Hochwasser wurde dasselbe von Grund aus zerstört. Die meisten Häuser wurden von den Fluthen fortgespült, einzelne davon wurden thalabwärts fortgetragen und endlich wieder an einer Stelle abgelagert, die heute den Namen Seversdorf führt.

Die Senftlebner und die Zwerge.*)

In grauer Vorzeit hauste in den Höhlen des sagenreichen Kotoutsch das Geschlecht der Zwerge. Als ihnen von den Menschen verschiedene unehrliche Handlungen in die Schuhe geschoben wurden und man sich deshalb allgemein über sie beklagte, gab der Zwergkönig seinem Volke den Befehl zur Auswanderung. Ein Senftlebner Bauer war dazu auserkoren, sie alle auf einem Leiterwagen wegzuführen. Er spannte vier Pferde seinem größten Erntewagen vor, doch brachten diese mit Noth die große Last vorwärts, denn Hunderte und Tausende von Zwergen hatten sich an den Sproßen der großen Leitern festgesetzt und aufgehängt.

Als der Bauer fragte, wie viele Zwerge auf dem Wagen säßen, riefen sie ihm zu: „Zähle die Haare deines Kopfes."

*) Die Sage von dem Verschwinden der Zwerge, unter denen, wenn nicht ein hervorragendes politisches Ereignis, wie etwa hier eine Volksauswanderung gedacht werden muß, schaffende Naturkräfte im Allgemeinen zu verstehen sind, kehrt überall in deutschen Landen wieder und gibt selbst in der Regel sehr sinnig die Gründe dieses Schrittes, nämlich die fortschreitende Cultur und die Einführung des Christenthums an. Bald nämlich war es die unziemliche Neugier der Menschen, das Treiben der Zwerge zu belauschen oder ihre Geheimnisse zu entdecken, bald war es der Lärm der Axt, welche die Wälder zum Zwecke anderer, besserer Bodenwirthschaft umhieb oder der Klang der Glocken, welcher die Zwerge zur Auswanderung veranlaßte. In unserer Sage bedeutet der angeführte Grund ganz direct den Gegensatz zwischen der alten und neuen Zeit, die sich von einem großen Theile der Volksgenossen verlassen fühlt.

Bei der Tannenhofner Brücke sprangen alle Zwerge plötzlich vom Wagen und liefen eilends unter die Brücke. Seither hat kein Mensch mehr einen Zwerg erblickt.

Der Goldgraben.

Von Senftleben führen zwei Straßen und mehrere Fußwege nach Neutitschein. Einer der Fußwege, scheinbar der kürzeste — führt durch den sogenannten Libotin — ein bewaldeter, der Theresianischen Ritteracademie gehöriger Berg. Der Wald zeichnet sich durch eine größere Anzahl uralter Tannen aus; das Terrain ist vielfach zerklüftet und von tiefen Gräben durchzogen. In einem solchen Graben sammelt sich das gegen Senftleben abfließende Regenwasser und in der Nähe des Grabens hängt in den Aesten einer mächtigen Tanne ein goldener Schlüssel, der den Zugang zu einer unterirdischen, mit unermeßlichen Reichthümern ausgestatteten Schatzkammer öffnet.

Die Sage vom Gevatterloch.

Vor einiger Zeit lebten in dem Städtchen Weißkirchen zwei ehrsame Bürger, Hirsch der Schmied und Müller der Weber. In ihrer Jugend waren sie gute Freunde. Sie heirateten zwei Schwestern und um das Band der Freundschaft noch fester zu knüpfen, wählte Hirsch bei der Geburt eines Sohnes seinen Freund Müller zum Pathen (oder Gevatter) und dieser, als er von seiner Gattin mit einer Tochter erfreut wurde, wählte dagegen wieder jenen zum Gevatter. Schon damals besprachen die beiden Gevatter für die Zukunft eine Heirath ihrer beiden Kinder. Da erkrankte Müllers Gattin und bald folgten die beiden Gevatter

ihrer Leiche. Wenige Wochen später starb auch die Frau des Schmiedes und die beiden Freunde lebten jetzt nur mehr in ihren Kindern.

Nach einigen Jahren beschloß Müller nach Ungarn auszuwandern, wo Leute seines Handwerks dringend gesucht wurden und erst in die Heimat zurückzukehren, wenn er sich ein Vermögen erworben hätte. Seine Tochter Röschen ließ er bei seinem Freunde zurück, der ihm unter vielen Segenswünschen ein Stück Weges das Geleite gab.

Einige Jahre ließ der Vetter nichts von sich hören. Inzwischen hatte der Schmied die Bekanntschaft einer jungen schönen Wittwe gemacht, die sich nach dem Tode ihres Mannes in Weißkirchen niedergelassen hatten. Da er sich zu der fleißigen Wittwe die fromm und ehrbar lebte, mit aller Macht hingezogen fühlte, warb er um ihre Hand. Die Wittwe versprach ihm die Ehe, bat ihn jedoch noch ein Jahr mit der Hochzeit zu warten.

Diese Bedingung ging der Schmied gerne ein.

Eines Tages saß Hirsch auf der Bank vor seinem Hause, während Röschen und sein kleiner Sohn zu seinen Füßen mit einander spielten. Da fuhr ein prächtiger Wagen durch die Straße, aus dem ein reich gekleideter Herr stieg, der dem staunenden Schmied mit den Worten: „Gott grüße dich, lieber Gevatter,“ um den Hals fiel.

Es war der Weber Müller, der, nachdem er sich in Ungarn ein ansehnliches Vermögen erspart hatte, in seine Vaterstadt zurückkehrte, um hier fortan zu leben.

Rasch theilten sich die Freunde ihre Schicksale mit und Hirsch erzählte auch, daß er im Begriffe sei, sich abermals mit einer jungen, schönen Wittwe zu verheirathen.

Allein diese Heirath sollte aus den Freunden die bittersten Feinde machen.

Kuam erblickte der Weber die neue Braut seines Freundes, als sein Herz in heftiger Liebe für sie entbrannte. Da er reicher war, glaubte er leichter Mühe über seinen Freund den Sieg davonzutragen und bewarb sich um die Wittwe. Frau Marie

jedoch, so hieß die Wittwe, liebte den Schmied aus ganzem Herzen und wies den reichen Weber ab.

Seit dieser Zeit verwandelte sich die Freundschaft des Webers in offene Feindschaft. Er nahm seine Tochter aus dem Hause des Schmiedes und brach jeden Verkehr ab. Schweigsam gieng er umher; der Gram schien an seinem Leben zu nagen und er wurde seines Reichthums nicht mehr froh. Auf dem Platze des Städtchens hatte er sich ein schönes Haus gekauft; hier lebte er ausschließlich der Erziehung seines Töchterchens, die bald zur blühenden Jungfrau heranwuchs und dem Vater in Allem willig Gehorsam leistete, nur nicht in dem Hasse gegen das Haus des Schmiedes, den ihr der Vater einzupflanzen versuchte.

Lange blieb die ehemalige Freundschaft und nachherige Feindschaft der beiden Gevatter, wie man sie noch immer nannte, das allgemeine Stadtgespräch. Endlich ermüdeten die Klatschzungen und die Sache kam in Vergessenheit.

Zwanzig Jahre waren seit der Rückkehr des Webers verflossen. Hirsch und Müller waren noch immer Feinde, allein zwischen ihren Kindern hatte sich ein Band der Liebe geknüpft, das dem Hasse der Väter Widerstand leistete. Johann, der Sohn des Schmiedes, war ein hübscher, fleißiger Handwerker geworden, der längst des Vaters Geschäft selbstständig führte und er hatte es sich in den Kopf gesetzt, seine kleine Jugendgefährtin zu seiner Frau zu machen. Da Röschen freudig beigestimmt hatte, ließ er sich in der Verfolgung seines Planes durch den Haß des alten Webers nicht irre machen.

Der alte Hirsch schüttelte traurig das Haupt, als ihm Johann von der Zuneigung Röschens Mittheilung machte und fürchtete, daß sein Sohn niemals ans Ziel gelangen werde. Die Liebenden jedoch vertrauten auf die Zukunft und fuhren fort in heimlichen Zusammenkünften sich Liebe und ewige Treue zu versprechen.

Da geschah es eines Tages, daß der alte Schmied an einem dunklen Sommerabende, von Sorgen und Kummer um das Schicksal seines Sohnes bedrückt, einen Spaziergang in dem nahen Walde machte und unversehens an den Rand der großen Schlucht

gerieth, die weit und breit in der Nachbarschaft verrufen war.

Ein Fehltritt, der Schmied gleitet von dem glatten Rande ab und stürzt in die Tiefe. Da faßt die Hand des Stürzenden die Wurzel eines Baumstammes, die aus dem zerklüfteten Felsen hervorragt. Sie hält ihn in dem Falle zur schwindelnden Tiefe auf; der Fuß gewinnt Halt und nun sendet der Schmied ängstliche Rufe um Hilfe hinauf in die dunkle Nacht. Selbst kann sich aus dem gähnenden Schlunde nicht retten und wer weiß, wie lange die ermattenden Kräfte ausreichen werden, ihn an der senkrecht abstürzenden Wand zu halten.

Immer matter werden die Hilferufe des Schmiedes; schon verweigern die kraftlosen Hände ihren Dienst. Da nahen eilige Schritte und in letzter Hoffnung aufblickend, gewahrt der Schmied über sich das Gesicht seines ehemaligen Freundes Müller, welcher den Schmied erkennt und von Rachedurst verzehrt sich anschickt, den Flehenden mit eigener Hand in die grauenvollen Tiefe zu stoßen.

Schon reckt sich der Arm aus, das Werk der Rache zu vollenden; da, im letzten entscheidenden Augenblicke wendet sich sein Sinn. Wohl streckt sich die Hand aus, aber nicht um zu tödten, sondern um zu helfen. Sich mit aller Macht gegen den Boden stemmend, faßt er mit kräftigem Rucke den Arm des Abgestürzten und er zieht und zieht bis der Schmied sich emporgearbeitet und Fuß faßt auf dem oberen Rande der Schlucht.

Sprachlos umschließen sich die Feinde und begraben in langer Umarmung die jahrelange Feindschaft. Dann gehen sie friedlich mit einander zur Stadt und werden wieder Freunde, wie in ihren Jugendtagen.

Johann und Röschen wurden ein glückliches Paar; die große Schlucht aber, an deren Rande sich Feindschaft in Freundschaft verwandelt hatte, heißt heute noch das „Gevatterloch.“

Die neun Kreuze.

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhundertes reiste ein reicher ungarischer Kaufmann, von Wien kommend gegen Iglau. In der Nähe des zum Stifte Raigern gehörigen Gutes Domaschov überfiel ihn eine schwere Krankheit, so daß er gezwungen wurde, seine Reise zu unterbrechen und bei zunächst wohnenden Menschen Hilfe zu suchen. Er fand diese auch in dem nahe gelegenen Orte Hluboky, wo ihm eine so sorgfältige Pflege zutheil wurde, daß er schon nach vierzehn Tagen seine Reise fortsetzen konnte. Insbesondere die Tochter des Hauses, ein bescheidenes liebenswürdiges Mädchen von großer Schönheit hatte sich um die Pflege des kranken Kaufmannes verdient gemacht, so daß dieser vor seinem Abschiede versprach, sie zu seiner Gattin zu machen. Zur Bekräftigung seines Versprechens hinterließ er eine große Summe Geldes und versprach in einigen Monaten wieder zu kommen und Hochzeit zu machen. Die festgesetzte Frist war doppelt verstrichen, ohne daß der Fremde wiedergekehrt wäre. Da gab das Mädchen die Hoffnung auf, den Freier wiederzusehen und versprach ihre Hand einem jungen Dorfburschen, der schon früher um sie geworben hatte. Der Hochzeitstag wurde festgesetzt und als er gekommen war, fuhren die Brautleute sammt allen Verwandten in die Pfarrkirche des nächsten Ortes zur Trauung.

In dieser Stunde aber erschien der fremde Kaufmann, den mehrere Diener begleiteten. Entrüstet über den Wortbruch, den man nach seiner Meinung an ihm begangen hatte, beschloß er Rache zu nehmen. Mit Hilfe der Diener überfiel er die ahnungslos aus der Kirche zurückkehrenden Brautleute, ermordete das junge Ehepaar und seine Verwandten und tödtete, nachdem er seine Rache auf so entsetzliche Weise befriedigt hatte, sich selbst.

Neun Menschenleben waren zum Opfer gefallen und zum Andenken an diese Begebenheit wurden auf der Mordstätte neun Kreuze errichtet, die noch vor einigen Jahrzehnten standen. Heute sind auch diese verschwunden und nun mehr der Name des Feldes erinnert an das tragische Ereignis.

Die Sage vom Bottichstein.*)

A. Unweit der mährischen Stadt Nikolsburg und am Abhange des Polau-Gebirges liegt das Dorf Klentnitz. Die Verzweigungen des Gebirgszuges sind mit einem Walde bedeckt. Mitten in diesem Walde auf einem schönen Hügel stand einst eine kleine Jägerhütte, von einer gottesfürchtigen Familie bewohnt. Sie hatten ein einziges Kind, das sie ungemein liebten. An einem Morgen begab sich der Jägersmann in den Wald, um ein Wild zu erlegen und verirrte sich zufällig, indem er auf einen ihm unbekannten Weg kam. Sein Weib war sehr besorgt um das Leben ihres Mannes. Da es bereits der dritte Tag war, so machte sie sich auf den Weg und nahm ihr Kind mit, um ihn aufzusuchen. Sie ging zu allen Stellen, die ihr Mann am meisten besuchte. Jammernd durchkreuzte sie nun den Wald und kam auf einmal zu einem Felsen, dessen Oeffnung mit Gold- und Silberstücken angefüllt war. Sogleich legte sie ihr Kind bei Seite und fing an ihre Taschen mit diesem willkommenen Funde zu füllen. Sie war so in Gedanken, daß sie ihr Kind vergaß und

*) Es ist ein in ganz Mähren wiederkehrender Sagenzug, daß sorgsame Mütter, denen ein Zufall Gelegenheit gibt, Schätze zu erwerben, bei diesem Anlasse ihre Kinder vergessen und sie nach Jahresfrist wiederfinden. Aehnliches findet sich auch in Böhmen, in den Alpen und im Fichtelgebirge; doch scheint die eigentliche Heimath dieses Sagenzuges Mähren zu sein. Die Anwesenheit eines Kindes bei allen diesen Sagen deutet wohl darauf hin, daß Schätze nur von Unschuldigen gehoben werden können.

mit ihren Schätzen nach Hause eilte. Mitten auf dem Wege erinnerte sie sich ihres verlorenen Kindes; sogleich eilte sie zurück, allein ihr Kind war verschwunden. Unter lautem Weinen kehrte sie in ihre Hütte zurück, traf dort ihen Gatten und erzählte ihm das Unglück. Was halfen nun die gefundenen Schätze? Nach kurzer Zeit ging sie an einem Abende im Walde spazieren und kam zu jenem Felsen. Hier weinte und jammerte sie; da erschien ihr ein weißer Geist und befahl ihr, denselben Tag ihr Kind abzuholen, an dem sie es verloren habe. Der ersehnte Tag erschien und sie begab sich in den Wald; dort fand sie den Felsen offen und ihr Kind saß lustig am Rasen. Voll Freude sprang sie ihm nach und wollte es umarmen. Da erschien ein schwarzer Geist, der zielte, als wolle er sie niederschießen. Sie erhob ihre Hände gegen Himmel; es entstand ein heftiges Gewitter und der Blitz zerschmetterte den bösen Geist. Ihr Kind aber hatte sie wieder.

B. In Klentnitz lebte ein armer Landmann, der sich und sein Weib nur kärglich durch Taglohn ernährte, und oft nicht wußte, woher er einen Groschen nehmen sollte, um sich, sein Weib und das einige Monate alte Kind zu ernähren. Am heiligen Abend vor dem Weihnachtsfeste ging er in größter Verzweiflung in den Wald, um zu sehen, ob er nicht ein Wild schießen könne, um für den künftigen Tag doch etwas zu haben. Aber trotz aller Aufmerksamkeit konnte er nichts erblicken. Unzufrieden wollte er schon den Rückweg einschlagen, als sich plötzlich, er wußte nicht woher, ein Mann im schwarzen Gewande zu ihm gesellte, und ihm befahl nach einem Hasen zu zielen, den er ihm in der Ferne zeigte. Er drückte los und das Thier fiel. Doch ein geheimes Grauen überfiel den Bauer, als der schwarze Mann ihm sagte, er werde ihn mit allem versorgen, was er bedürfe; nur solle er nicht beten und von dem Geschehenenen seinem Weibe nichts sagen. Einst werde er ihm schon eröffnen, welchen Lohn er dafür begehre.

Der Landmann ging nach Hause und brachte seinem erfreuten Weibe den Hasen; aber beide ahnten nicht, um welchen Preis er erlangt sei.

Des andern Tages ging die Frau mit ihrem Kinde von Klentnitz gegen Nikolsburg und als sie in die Nähe des Bottichsteins kam, ertönte ein Glöcklein von Nikolsburg zur Wandlung und siehe da, es öffnete sich der Bottichstein und es schimmerten Fässer mit Gold und Silber gefüllt. In ihrem freudigen Erstaunen glaubte die Frau hierin einen Fingerzeig Gottes zu erkennen, sich von der drückenden Armuth zu befreien, eilte rasch hinzu, setzte ihr Kind auf eines der Fässer, füllte ihre Schürze mit Silber und eilte angstvoll aus dem Felsen hinaus. Erst jetzt gedachte sie ihres Kindes und wollte zurückkehren; doch mit Entsetzen bemerkte sie, daß der Felsen sich geschlossen habe. Drinnen befand sich das Kind der nun reichen aber dennoch unglücklichen Mutter. Wankenden Schrittes ging sie mit ihrem Golde beladen nach Hause, allein Ruhe und Friede war aus ihrem Herzen gewichen. Selbst bei ihrem Manne fand sie keinen Trost, sondern sie mußte von ihm die bittersten Vorwürfe hören, obgleich er aüch oft an den schwarzen, ihm unbekannten Mann dachte. Im geheimen hielt er ihn für die Ursache des Unglückes, das ihn so hart traf.

Ein Jahr vergieng und es kehrte der heilige Weihnachtsabend wieder. Die unglückliche Mutter faßte den Entschluß, noch einmal die Stätte zu besuchen, wo sie ihr Kind verloren hatte. Ihr Mann begleitete sie, denn sie fürchtete sich den Weg allein zu machen. Wieder ertönte das Glöcklein von Nikolsburg zur heiligen Wandlung und Vater und Mutter sanken diesmal auf die Knie nieder. Als sie aufblickten, sahen sie, wie der Bottichstein sich öffnete und ihr Kind ihnen die Händchen entgegenstreckte. Doch auch der schwarze Mann stand nicht ferne und legte sein Geschoß auf sie an, allein ein Blitz aus heiterm Himmel zerschmetterte ihn. Die Eltern schlossen nun ihr lang beweintes Kind wieder in die Arme und dankten Gott für seine Rettung.

Das Kind erzählte seinen Eltern, ein Engel habe ihm täglich Speise und Trank gebracht und es getröstet.

C. Zu Klentnitz lebte eine Wittwe, Namens Martha, mit ihrem dreijährigen Söhnchen in stiller Zurückgezogenheit. Nur selten verließ sie ihre ärmliche Wohnung; doch versäumte sie in

keinem Jahre am Ostersonntag nach dem Städtchen Nikolsburg zu gehen, um dort dem Gottesdienste beizuwohnen. Wiederum war der Ostertag angebrochen, und Martha verließ mit ihrem Söhnlein nach alter Gewohnheit ihr Häuschen. Schon hatte sie den Friedhof des Dorfes hinter sich, als das Geläute der Osterglocken von Nikolsburg herüber tönte. Martha verdoppelte ihre Schritte und bald hatte sie jenen Felsblock erreicht, der jetzt der Bottichstein genannt wird.

Wer schildert aber ihr Erstaunen als sie diesen von oben bis unten gespalten fand. Schon früher hatte Martha gehört, daß dieser Fels die sonderbare Eigenschaft besitze, daß er jedesmal, so oft die Glocken zu Nikolsburg zum Hochamte geläutet werden, sich öffne und demjenigen, der sich zu jener Zeit ihm nähere, so lange die Glocken tönen, seine Schätze darbiete, daß er aber mit dem letzten Glockenschalle sich wieder verschließe. Sie hatte jedoch nicht daran geglaubt; daher wunderte sie sich um so mehr, da sie den Felsen wirklich geöffnet fand. Voll Neugierde näherte sie sich der Felsspalte, schaute in das Innere der Höhle und erblickte einen Bottich von ungeheuerem Umfange, voll von blinkenden Gold- und Silbermünzen.

Martha wußte nicht, ob sie träume oder ob es Wirklichkeit sei, was sie hier erblickte. Endlich faßte sie Muth und trat in die Höhle. Eine tiefe Stille herrschte in derselben, nur die Osterglocken von Nickolsburg konnte mann darinnen vernehmen. Da glaubte Martha, es könne wohl ein Wink des Himmels sein, welcher sich ihrer Noth erbarme und den Felsen geöffnet habe, um ihr zu helfen. Nach längerem Zaudern setzte sie das Kind beim Bottich auf den Boden nieder und füllte ihre Schürze mit Gold- und Silbermünzen. So beladen eilte sie aus der Höhle und schüttete ihren Schatz auf die Erde. Noch einmal kehrte sie freudig in die Höhle zurück, um ihre Schürze zu füllen und — noch ein drittes Mal. Als sie aber zum vierten Male in die Höhle eilen wollte, verstummten plötzlich die Glocken und der Felsen schloß sich unter furchtbarem Gekrache. Voll Angst und Schrecken sank sie neben den Haufen Goldes nieder. Nach einiger Zeit raffte sie sich wieder auf, rannte gegen den Felsblock und schrie, denselben umklammernd:

„Mein Kind! Heiliger Gott, gib mir mein Kind! Nimm alles, alles zurück, ich will arm bleiben mein Leben lang, nur gib mir mein Kind zurück." Vergebens; der Felsen war und blieb verschlossen. Erschöpft und stumm raffte sie die Münzen zusammen und schleppte sich nach Klentnitz zurück.

Der Verlust ihres Kindes ließ Martha jedoch keine Ruhe finden. Am nächsten Morgen schon eilte sie nach Nikolsburg, wo sie sich einem Priester anvertraute und ihn um Rath anging. Der Priester ermahnte sie, sich mit Geduld und Demut in die Fügungen des Herrn zu schicken, den gefundenen Schatz aber zum Baue eines Gotteshauses zu verwenden. Martha befolgte den Rath, verwandte den Schatz zum Baue einer Kirche in Nikolsburg und lebte hinfort gottesfürchtig und in der Hoffnung, ihr Kind doch noch einmal zu sehen. So verschwand ein Jahr und Ostern kam wieder heran. Da faßte Martha den Entschluß, am Ostersonntage sich wieder zum Felsblocke zu begeben, um die Gebeine ihres Kindes daraus zu holen, damit sie doch auf christliche Weise begraben würden. Sie machte sich wirklich an dem bestimmten Tage auf den Weg und erreichte mit schwerem Herzen den Fels, welcher abermals von oben bis unten gespalten war. Muthig trat sie hinein, aber statt der Gebeine fand sie ihr Kind lebend und unversehrt neben dem Bottich auf der Erde sitzen. Außer sich vor Freude und der Sprache unfähig reißt sie das Knäblein an ihre Brust und überschüttet es mit Thränen. Endlich gewinnt Martha ihre Sprache wieder und befragt das Kind, wie es möglich gewesen, daß es in der Höhle nicht umgekommen. Da erzählte ihr das Knäblein, daß während der Nacht, die es in der Höhle zugebracht, eine schöne Frau gekommen sei; die habe ihm Aepfel und Spielzeug gebracht, und ihm auch versprochen, daß, wenn es recht fromm sei und bete, die Mutter bald wiederkommen werde, um es abzuholen. Da klangen die Glocken heller als sonst und fast wie mit mahnendem Tone. Eilig faßte Martha ihr Kind und verließ die Höhle. Sie war aber kaum etliche Schritte entfernt, da schwiegen die Glocken und mit furchtbarem Gekrache schloß sich der Fels. Martha führte mit ihrem Knäblein hinfort ein frommes, gottesfürchtiges Leben

und dankte noch oft in der Kirche, die sie in Nikolsburg erbaut hatte und die zu St. Lauretta genannt wurde, auf ihren Knien für die wunderbare Rettung ihres Kindes. Der Bottichstein soll sich seit dieser Begebenheit nicht wieder geöffnet haben.

Die
deutsch-mährischen Mundarten.

Die Mundarten im Allgemeinen.

Ein Deutschland im Kleinen könnte man die Markgrafschaft in Hinsicht auf ihre Volks-dialecte nennen. Am Nordrande treffen wir unverkennbar norddeutsche, sächsische Sprachelemente, denen sich nach Süden zu mitteldeutsch-fränkische zugesellen und der Süden gehört unbestritten dem österreichisch-bairischen Sprachstamme, der jedoch ostwärts im Kuhländchen ebenfalls eine große Rolle spielt.

Die Mitte des Landes ist von Slaven besetzt, aus denen nur noch die größeren Städte mit ihren Umgebungen als größere oder kleinere deutsche Sprachinseln hervorragen und in einem vielfach gekrümmten Zick-Zack verläuft die Sprachgrenze des Landes zwischen Deutschen und Slaven. Diese Umstände mußten die Entwicklung der Volkssprachen eine äußerst interessante werden lassen. Als die Přemyslidencolonisationen in Mähren ihren Anfang nahmen, waren die zurückgebliebenen quadischen Volksreste gewiß dem Zeitpunkte nahe, wo sie in dem sie von allen Seiten umgebenden Slaventhume aufgehen mußten, aber gewiß besaßen sie noch den Schatz ihrer Muttersprache, mit dessen Hilfe sie ihr Stammesbewußtsein erhalten konnten, als ihnen jetzt plötzlich nationale Unterstützung in Hülle und Fülle zutheil wurde.

Wir sind über den Verlauf der mährischen Colonisation im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte nicht genau unterrichtet. Es fehlen uns die Daten sowohl über die Zahl der Einwan-

dernden, wie über ihre Herkunft. Wir sind nur im Stande, die Gründung einzelner deutscher Städte und Ortschaften urkundlich nachzuweisen, haben aber keine Anhaltspunkte für die Ausdehnung der deutschen Besiedlung im Großen und Ganzen. Nur Eines läßt sich mit Sicherheit feststellen: daß nunmehr zu den Stammesresten der Quaden, die wir dem österreichisch-bajuvarischen, also süddeutschen Sprachstamme zurechnen müssen, mitteldeutsche und norddeutsche Stammesverwandte kamen.

Die Grundlage für die sprachliche Entwicklung wird also von diesem Zeitpunkte angefangen ebenfalls eine dreifache u. z. eine österreichisch-bajuvarische, eine mitteldeutsche oder fränkische und eine norddeutsche oder sächsische.

Je nach dem nationalen Mischungsverhältnisse überragt nun auch die eine oder die andere Richtung in der Entwicklung der Sprache. Wir finden im Dialecte des Kuhländchens, wo sich quadische Reste am besten erhalten zu haben scheinen, ein Überwiegen österreichisch-bairischer Sprachformen; in der Mundart des Schönhengst spielt das fränkische die Hauptrolle und am meisten lassen sich sächsische Elemente am Nordrande der Markgrafschaft in den Dialecten von Römerstadt und Goldenstein — und selbstverständlich in den mährischen Enclaven — nachweisen.

Ich führe, um ein Beispiel zu geben, von niedersächsischen (niederfränkischen) Worten an: Bansen (Bonsen) der Scheunenraum neben der Tenne. Das Wort reicht von der schlesischen Ebene bis zum Südrande der Sprachgrenze in Nordmähren; grapschen, grapsen, greifen, stehlen, ebenfalls bis zur Gegend von Sternberg reichend und im ganzen Gebirge bekannt; Grula, Grußla, Großmutter; kifeln, langsam beißen; belemmern, betrügen, auch von kleinen Kindern in der Bedeutung: sich schmutzig machen, gebraucht.

Im Allgemeinen darf man den nordmährischen Dialect — dahin rechne ich den Römerstädter, Goldensteiner, Teßthaler, Sternberger und dahin gehören auch sämmtliche Dialectvarianten in Nordwestschlesien — als einen „ostfränkischen“ bezeichnen.

Die hier herrschende Verkleinerung der Namen und Hauptwörter*) ja selbst der Fürwörter in le oder la (aus leu, liu, lîu): sowie der durch Nasalirung erfolgte Schwund des auslautenden n in Bildungssilben (Infinitiv: assa, treiba, gissa, reita, mi olla Krefta, eim erschta Schlofe,) geben der Mundart einen eigenthümlichen Klang, der sie von der im mittleren und niederen Flachlande scharf unterscheidet. Professor Weinhold führt eine Reihe von Wörtern auf, die den fränkischen und thüringischen Bestand im Schlesischen unzweifelhaft nachweisen. Viele dieser Worte sind nun auch im Nordmährischen vorhanden.

Als Beweise dafür nenne ich:

aber (im Goldenstein'schen: aper) schneefrei. Das Wort kommt übrigens auch im bairisch-österr. Sprachstamme vor.

Alp, Mehrzahl: Elber, das gespenstische, elbische Wesen im Alpdrücken.

Ameis, Omße, Mehrzahl: Omßa, Ameise, Ameisen (in Sternberg: „Omes").

Born, Brunnen, u. zw. Quell- wie Zieh- und Schöpfbrunnen (reicht nicht bis Sternberg).

Busch, Pusch, für Wald, eim Posche, im Walde.

Bussel, Pußla, Poßala, Kuß, Küßchen, auch bairisch-österr.

eilig, heilich, stumpffühlig an den Zähnen (nur in Schlesien und Nordmähren).

entersch, unheimlich, scheint mehr dem österr.-bairischen Sprachstamme, wie dem fränkischen anzugehören.

gratschen, grätschen, unbehilflich einherschreiten.

Griebsch, Kernhaus der Aepfel und Birnen, ein echt mitteldeutsches Wort.

heint, hinte, hente, heute Nachts (reicht nicht bis an den Südrand der Sprachgrenze).

ilst, ilstamol, zuweilen (reicht ebenfalls nicht bis Sternberg).

kirre, zahm.

---

*) Vergleiche: Weinhold: Die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien. Stuttgart, 1887, Seite 58.

knautscha, drücken, quetschen, bildlich: weinen.
muffen, müffeln, moderig riechen.
Nanne, Nann, Vater, kommt auch in der Mundart des Kuhländchens vor, fehlt dagegen dem Theßthale und Sternberg.
pispan, pischpan, flüstern (in Sternberg und Umgebung: fischpern).
prescha, (praschen) lärmend davon laufen.
risch, rasch, schnell, auch: hart, scharf = resch.
rücke, recke z. B. Stenrecke, Steinhaufen.
sal, dunkel, z. B. sales Mal, dunkles Mehl (in Sternberg unbekannt).
schmeckostern, schmagostern, schmigostern. Das Wort ist nach Weinhold eine Ableitung aus schmecken, schmacken, schmicken = hauen, peitschen und ist Gemeingut der ganzen Sudetenmundarten. Mit Ostern (Pascha) hat die Ableitungssilbe ostern nichts zu thun.
schirga (schürgen), stoßen, schieben.
Seifen, Wasserlauf, Bach. Das Wort ist in vielen Dorf- und Flußnamen des Gebirges erhalten.
Siede, geschnittenes Stroh, Häckerling; daneben Siedelade, Siedl, ein Behältnis zur Aufbewahrung der Hülsenfrüchte.
spellen, spillen, spella, spilla, reden, plaudern, spella gihn, zu Besuch gehn.
Telle, Telke, eine kleine Bodenvertiefung.
Zêker, Zoeker, eine zweihenklige Tasche.

Trotz dieser Wortübereinstimmung, die sich durch eine noch viel längere Reihe von Wörtern ansehnlich vergrößern ließe, kann von der Einheitlichkeit des Dialectes auch in Nordmähren nicht die Rede sein. Er wechselt wie die Landschaftsbilder selbst, und behält nur wie eben auch die Landschaft, die Gleichmäßigkeit seines allgemeinen Spracharacters, so sehr er im Einzelnen, in Aussprache und Betonung auseinandergeht.

Auch in den nordmährischen Dialectvarianten fehlt es nicht an einzelnen österreichisch-bajuvarischen Anklängen; allein sie sind hier wohl eben so leicht von dem fränkischen Kerne der Sprache zu unterscheiden, wie beispielsweise einzelne fränkische oder säch-

sische Worte an der Südgrenze, die in directer ethnographischer Verbindung mit dem österreichisch-bairischen Sprachgebiete steht.

Zu den drei ursprünglichen Stammformen der deutschen Mundarten, deren gegenseitige Beeinflußung die Entwicklung der Dialecte bestimmte, kommt nun als ein anderer stark beeinflußender Factor die zweite ebenfalls in mehrere Dialecte auseinander fallende Landessprache, die slavische. Ihr Einfluß ist längs der ganzen Sprachgrenze nachweisbar,, besonders stark an den Rändern der deutschen Sprachinseln und äußerst unangenehm auffallend in den deutschen Städten Brünn, Olmütz und Iglau. Hier, wo die wissenschaftlich höhere Bildung längst zur Verdrängung des deutschen Dialectes geführt hat, welcher der fremden Sprache gegenüber eine vielfach größere Widerstandskraft besitzt, ist das Schriftdeutsch der Städte von der slavischen Landbevölkerung und der städtischen anderssprachigen Minorität zu einem wahrhaft schäbigen Localdeutsch verwaschen worden, das in allen Vertretungskörpern — Ausnahmen beweisen nur die Regel — eine traurige Rolle spielt.

Die deutsch-mährischen Dialecte, soweit sie noch lebendige Volkssprache sind, lassen sich, den heutigen ethnographischen Verhältnissen entsprechend, in drei größere Gruppen scheiden, u. z.: 1. in die nordmährische, aus der ich den Römerstädter, Teßthaler, Goldensteiner und Hoflenzer Dialect als characteristische Vertreter dieser Gruppe hervorhebe; 2. in die Mundart der Kuhländer und Schönhengster und 3. in die Mundart der Südmährer, zu welcher die der Iglauer Sprachinsel gehört.

Um die Verschiedenheiten der einzelnen Dialecte, soweit dies ohne fachwissenschaftliche Lehrhaftigkeit möglich ist, anschaulich zu machen, stelle ich im Nachfolgenden zunächst drei kleine, dem Liederschatze des Kuhländchens entnommene Gedichtchen in den hervorragendsten mährischen Mundarten neben einander.

Es sind dies: I. Das Spinnrädchen, II. Vergißmeinnicht und III. Der Steg.

Des Vergleiches wegen und um zu zeigen, wie wenig die Mundart in Nordwestschlesien von der nordmährischen verschieden ist, bringe ich den Text der genannten drei Liedchen auch in schlesischer Mundart zum Abdrucke. In dieser, der nordwestschlesischen, lauten die Gedichtchen so:

Nordwestschlesischer Dialect.

I.

Das Spinnrädchen.

Do suld' a Mädla spenna, —
Dos Radla wuld' nie gihn.
Do sol a Jonge komma
Sol ihr dos Radla drehn.
Do kemmt a Jonge ungebata
On tut ihr of dos Radla trata —
Dos Radla tut schun gihn.

II.

Vergißmeinnicht.

Wenn ich a Puschvegala wär
Weld' ich fliega über's Meer
Schimmster Tausendschotz zu dir;
Ober du best gor weit vo mir
On ich vo dir.
Schimmster Schotz, das west de wull,
doß ich dich nie liebn sul,
Weils olle Leit' verdrißt.
Weils olle Leit' verdrißt,
Drem lib' ich dich.
Dronda ei dam Gartla
Wext a schines Blimla,
Blimla Vergiß nie mein!
Ich vergaß a nie dein,
Vergiß nie mein.

III.

Der Steg.

Ai on ai fein's Mädala,
Wie komm' ich heunt zu dir?
Do sein zwe tiefe Wassala
Etz zwescher mir on dir,
Dos Eene ho ich derwota,
Dos ondre iß mr zu tief.
Ich fercht, ich mecht dertrenka,
Wär mr och läd em dich.
Ai on ai feins Jengala
Käf dr halt a Schiff
On fohr nonder of dam Wassala,
Do best de glei bei mir.
Ai on ai feins Mädala,
Dos Schiff kost mich zu viel,
Ich wa mr lieber a Stegla län,
Do komm' ich wenn ich wil.

In Römerstädter Mundart ergibt sich folgender Text.

I.

Das Spinnrädchen.

Da solt a Maedle spinne,
Doas Radle wolt ni gehn.
Da sol a Jingle kumme,
Sol ihr doas Radle drehn.
Do kimmt a Jingle ungebaten
Und thut ihr auf doas Radle traten,
Doas Radle thut schunt gehn.

II.

Vergißmeinnicht.

Wenn ich a Waldvögerle wär,
Wollt ich fliegen iber's Meer,

Schönster Tausendschotz zu dir.
Aber du best gor weit vo mir
Und ich vo dir.
Schönster Schotz, doas waßte wohl,
Doß ich dich ni lieben sol,
Weils oalle Leit verdrießt.
Weils oalle Leit verdrießt,
Drim lieb ich dich.
Drunten ai dam Gartle
Wechst a schens Blimle:
Blimle vergieß ni mein!
Ich vergaß a ni dein,
Vergieß ni mein.

III.

Der Steg.

Aijai! fains Maedle,
Wi kumm ich hait zu dir.
Do sein zwae tiefe Wasserle
Wol zwischen dir und mir.
Doas ane hoa ich durchwoaten,
Doas ondere is mir zu tief;
Ich fercht, ich mecht dertrinken,
Mir wärs ach laed im dich.

Aijai! fains Jingle,
Kaf du dir a Schiff
Und foahr ach ibers Wasserle,
Do biste glei bei mir.

Aijai! fains Maedle,
Doas Schiff kost mich zu viel;
Ich war mer lieber a Stagle loagen,
Do kumm ich, wenn ich wil.

Im Dialecte des Teßthales lauten die Gedichte so:

I.

Das Spinnrädchen.

Do sollt' a Mädla spenna,
Dos Radla wollt' nie gahn;
Do sollt' a Knabla kumma,
Sol ihr dos Radla drahn.
Do kemmt a Knabla ungebat'n
On thut ihr of dos Radla trat'n,
Dos Radla thut schon gahn.

II.

Vergißmeinnicht.

Wenn ich a Waldvegela wär,
Wollt ich flieg'n über dos Meer,
Schänster Tausendschotz zu dir;
Ober du best gor weit vo mir
On ich vo dir.
Schänster Schotz, dos waßte wohl,
Doß ich dich nie lieb'n soll,
Weils oalle Lait verdrießt.
Weis oalle Lait verdrießt,
Drem lieb' ich dich.
Dront'n ei dam Garterla
Wäkst a schänes Blimerla:
Blimerla, vergiß nie mein!
Ich vergaß a nie dein,
Vergeß nie mein.

III.

Der Steg.

Och, du feines Mäderle,
Wie komm ich hait zu dir?
Do sein zwä tiefa Wasserle

Wuol zwesch'n mir on dir.
Dos aäne hor ich derwot'n,
Dos ondra ies mer zu tief;
Ich fercht, ich mecht dertrenk'n,
Wär mer och laäd em dich.

Och, du feins Knaberle!
Käf du dir a Scheff
On fohr och nonder dos Wasserle,
So best du glei bei mir.

Och, du feins Mäderle!
Dos Scheff kost mich zu vell,
Ich war mer lieber a Stagla leg'n
so kuamm ich, wenn ich well.

In ganz naher Verwandschaft zur Teßthaler steht die Mundart des Friesethales. Sie wird in Schildberg, Hoflenz und Schreibendorf gesprochen und zeichnet sich durch eine gewisse Vorliebe für den i-Laut aus, den sie jedoch weniger spitzig wie das schriftdeutsche i zur Aussprache bringt. Die Gedichte lauten in dieser Mundart:

I.

Das Spinnrädchen.

Dou sullt a Madl spinna
Dos Radla wullt nej gihn,
Dou sollt a Pärschla kumma,
Sullt ihr das Radla drehn.
Dou kohm a Pärschla ungibata
Un hot'r uf dos Radla trata;
Dos Radla thot schun gihn.

II.

Vergißmeinnicht.

Wenn ich a Waldvegrla wär,
Wulld ich flicha übers Meer,

Schinnster Tausendschotz zu dir;
Ober du bist gor weit vu mir
Un ich vu dir.
Schinnster Schotz, dos weß' di wull,
doß ich dich nej lieba sull,
Weils olli Loit' verdrießt.
Weils olli Loit' verdrießt,
Drim lieb ich dich.
Hunda ei dam Gartla,
Wägst a schin Blimla:
Blümla, ak vergiß nej mein!
Ich vergaß ju au nej dein,
Vergiß nej mein!

III.

Der Steg.

Ai, schau, schau, hisch Madla,
Wie kumm ich hoit zu dir?
Dou sein zwej tiefi Wässerla,
Wul zwischa mir un dir;
Dos ejni ho ich dorchwota,
Dos ondri is mr zu tief,
Ich fercht, ich mächt drtrinka,
Wär mr ock lejd im dich.

Ai, schau, schau, fesch' Büberla,
Käif du dr a Schief
Un fohr ock nunder dos Wässerla,
Doa bist du glei bei mir.

Ai, schau, schau, hisch Madla,
Dos Schief kust mich zu viel;
Ich war mr lieber a Stagla lejn,
Dou kumm ich, wenn ich wiel.

In der Mundart der Schönhengstler:

I.

Das Spinnrädchen.

A Moadla des sellt spinna
S' Rädla mocht net gieh'
Do sellt a Kerla kamma
Sellt 'r 's Rädla drehn.
Do kümmt a Kerla u'gebat'n
Un thaut 'r off deß Rädla trat'n;
Dos Rädla thaut scho gieh'.

II.

Vergißmeinnicht.

Wenn aich a Woldvigala wär
Wellt aich fleig'n aiber's Meer
Schinnstes Schotzala ner zau dir
Ob'r dau beist gor weit vo m'r
Un aich vo d'r.
Schinnstes Schotzala des woß't ja gaut
Doß aich daich net gern hobn sell
Weils olla Lait verdreißt.
Weils olla Lait verdreißt,
Drümm ho aich daich go so gern.
Do dunt'n ei dem Gärtla
Do wärt a schie's Bläumla:
S' Bläumla „Vergeß net maich."
Aich vergeß jo net off daich
Vergeß dau ner net off maich.

III.

Der Steg.

O mai, o mai fains Moadla
Wei kamm aich haat ner zau'n d'r
Do huts zwo teife Wosserlich

Wul zweisch'n meiner un' deiner
Deß ona ait m'r wul nid'r,
Deß ondara ait m'r zu teif.
Aich fercht, aich mauß d'rtrink'n
S' wär m'r och lad üm daich

O mai, o mai fains Pürschla
Kaf d'r decht a klons Schiffla
Un fohr och rund'r om Woss'rla
Su bista glei bu mir.

O mai, o mai laib's Moadla
A Schiffla des kaf aich net,
Do wär aich laib'r a Stegla leg'n
Su kamm aich om best'n neib'r.

Im Dialecte des Kuhländchens:

I.

Das Spinnrädchen.

Do suld a Mädle speinne
Dos Radle wuld' ni gihn
Do soll a Knavle kuome
Sol ihr dos Radle drehn
Do keimt a Knavle ungebate
On tut ihr of das Radle trate
Dos Radle tut scho gin.

II.

Vergißmeinnicht.

Wenn ich a Waldvegerlai wär
Wuld' ich fliege üb'r dos Meer
Schinnster Tausendschotz zu dir
Ober du beist gor weit vo mir
On ich vo dir.
Schinnster Schotz, dos wäßte wul

Doß ich dich nie liebe sul
Weils olle Lait verdrießt.
Weils olle Lait verdrießt,
Dreim liv ich dich.
Dounde ai dam Gortelein
Wechst a schin Blimerlein:
Blimerlein Vergißnimein!
Ich vergaß a o ni dein;
Vergiß nie mein.

III.

Der Steg.

Ay on ay, feins Mäderlai
Wie kuomm ich hait zu dir?
Do sain zwä tife Wasserlai
Wuol zwischen mir onn dir
Dos aene hor ich derwote
Dos ander is mir zu tief
Ich färcht, ich meicht dertreinke,
Weär mir ak laed eim dich.

Ay on ay, fains Knaverlai!
Käf du dir aenen Schieft
On foer ak nounder dos Wosserlai
Su beist du glai bei mir.

Onn ay, onn ay, fain's Mäderlai
Dar Schieft koust mich zu viel.
Ich war mer liver a Staegle län;
Su kuomm ich, wenn ich wil.

In der Mundart der Iglauer Sprachinsel.

I.

Das Spinnrädchen.

Do sollt a Moidl spinna,
Dos Radl wollt' net geih'.

A Bua soll zue kimma,
Soll ihr das Radl drehn.
Do kimmt a Bua scho ungebeta
Und thout ihr af das Radl treta;
Dos Radl thout scho geih'.

II.

Vergißmeinnicht.

Wonn i a Waldvögerl wär
Do wollat i fleige übas Meer
O schönster**) Tausendschatz*) zu dir;
Oba du bist gor weit vo mir
Und i vo dir.
Schönsta Schatz, dös waßt du wohl,
Doß i di nei liaba soll,
Weils olle Leut verdrißt.
Weils olle Leut verdrißt,
Drum liab i di.
Drunt in dein Gärtelein
Wochst a hoisch Blümelein:
S' Blüaml Vergißnetmei!
I vergiß a net dei;
Vergiß nie mein.

III.

Der Steg.

Ai und ai, feins Moidl mei
Wie kumm i heut zu dir?
Do san zween tiefe Wasserlein
Wohl zwischa mir und dir.

---

*) a = Laut zwischen a und o.
**) ö klingt dumpf, fast wie öü.

Des oine hon i scho durchwota
Dos ander is ma z'tief.
Ich fürcht, i möcht datrinka;
Wär mir a load um dich.

Ai und ai, feins Büabl mei,
Kauf du dir holt a Schiff;
Oftan fohr holt über's Wässerlein,
So bist du glei bei mir.

Ai und ai, feins Moidl mei,
Des Schiff koust mich zu viel;
I wer mir liebast a Stegerl baun,
Dann kumm i, wen i will.

Wer sich die Mühe nehmen will, die vorstehend mitgetheilten kleinen Dichtungen mit vergleichender Aufmerksamkeit durchzusehen, wird, auch wenn er kein Sprachforscher ist, finden, daß sie die früher aufgestellte Behauptung von dem Vorhandensein niederdeutscher, fränkischer und bajuvarischer Sprachelemente in den deutschmährischen Dialecten vollkommen rechtfertigen.

Um die Sache noch deutlicher zu machen, stelle ich hier vier Worte der Dichtungen nebeneinander u. zw. die Worte: Gärtchen, Steg, Rädchen und Mädchen.

Diese Worte lauten in der Anordung der Gedichte:

Gartla, Stegla, Radla, Mädla, (Mädala) im nordwestschles. und Goldensteiner Dialecte.

Gartle, Stoegla, Radle, Mädle (Maidla) im Römerstädter Dialecte.

Gartala, Stoegla, Radla, Mädla, im Theßthaler Dialecte.

Gärtla, Stegla, Rädla, Moadla, im Schönhengster Dialecte.

Gortelein, Staegle, Radle, Mädle, im Kuhländer Dialecte.

Gärtelein, Stegerl, Radl, Moidl, im Dialecte der Iglauer Sprachinsel und zeigen deutlich den Uebergang der Sprachformen vom Niederdeutschen ins Oesterreichisch-Bairische.

So viel zur Orientierung über die Dialecte im Allgemeinen. Ich übergehe nunmehr zu einer kurzen Charakteristik der einzelnen Mundarten, soweit sich eben in kleinen Wort- und Gedichtsammlungen eine Charakteristik geben läßt.

Die nordwestschlesische und Goldensteiner Mundart.

Die nordöstlich und nordwestlich des Ramsauer Sattels liegenden Gebirgsortschaften sind, wie schon früher bemerkt wurde, ethnographisch als ein Ganzes zu betrachten und sprechen also den gleichen Dialect. Er umfaßt den nordwestlichen Winkel von Mähren, das österreichische Nordwestschlesien und einen großen Theil der Grafschaft Glatz. Von einer Dialectgleichheit ist selbstverständlich auch hier nicht die Rede. Die Ortschaften des Staritzthales in Schlesien besitzen beispielsweise eine ganz besondere Dialectabart, die originelle „Lindawiesener Spraoche;" auch der Dialect von Goldenstein und Altstadt, der seine Ursprünglichkeit am besten bewahrt hat, unterscheidet sich von der Mundart der Ortschaften um Setzdorf, Friedberg und Jauernig, doch nur unwesentlich.

Hier interessiert uns zunächst als landsmännisch mährischer der Dialect von Goldenstein und Altstadt. Er zeigt fränkischen Sprachcharakter und scheint auch noch eine Anzahl von sächsischen Wortformen zu enthalten. Wie alle übrigen mährischen Dialecte neigt auch er den Doppelselbstlauten zu u. zw. in der Weise, daß er die reinen Vocale, jedoch mit besonderer Hervorhebung des Einen oder des Andern, nebeneinanderstellt und mit größter Willkürlichkeit bald den Einen, bald den Andern dehnt oder kürzt, so daß ein verständliche, regelrechte Schreibung der Mundart ihre besonderen Schwierigkeiten hat. Einem sprachlich ungeübten Ohre kann man überhaupt keinen Volksdialect durch die Schrift verständlich

machen. Man müßte denn zu einem Accentsystem seine Zuflucht nehmen, von dem die deutsche Rechtschreibung nichts weiß.

Ich theile zunächst ein humoristisches Gedicht mit, das allerdings einem schlesischen Dorfe entstammt, jedoch vortrefflich als Repräsentant des Goldensteiner Dialectetes dienen kann.

Es lautet:

Der Kühjunge.

A Jonge dient' als Kuhprenz bei em Pauer
On, wie's dan orma Schluckern pflegt zu gihn,
So gihts au dem — sei Pusta word 'm sauer,
Denn Jedes wulld' a bei a Uhren ziehn.
Geschoch a Schode wu, wor wos zerbrocha,
Word glei de Schold dam Jonga zugesprocha.
Zerschlug de Mäd en Top, en rechta grußa —
Denn klene Denger worn erst nie gerecht —
Do hiß: Dar Jonge hod a eigestußa,
On gings derfür dan orma Schelma schlecht.
Ging wos verlurn, do säte jede Zonge:
Kä Mensch iß schold wie dar gottlose Jonge.
Nu trofs amol, doß mid em lieben Kende
Der Storch geflen kom ei dos Pauanhaus
On bale woßt a semmtliches Gesende,
Och blus dar Jonge nech; denn zeitlich naus
Ofs Feld mußt' dar de Küh' on Kälber treiba
On über Mettich mid a draußa bleiba.
Zum Obende, do kemmt a hem recht müde.
Wie nu de klene Mäd de Küh' obendt,
Do sprecht se: Weßte ach wos Neues, Friede?
Die Frau, die hod a liebes klenes Kend.
Drem mogst 'r ach 'n Schnobel fleißig wetza,
Denn 's wad geschwende Kendlakucha setza.
Doch Friede, dar fengt o zu lamentiren:
Och je, och je! Was soll m'r och geschan?

Muß heit ei enſem Hauſe dos paſſiren?
Nu wad 'r m'r de Schold wull wieder gan
On glei dan Pauer of n Hols m'r hetza.
Wos wads och do für Prügel ſetza!"

Proben der Mundart.

Aiden (Eggen); S'wird aber (es thaut ab); aecht (ein wenig, etwas); aecht Geld (etwas Geld); aiprufen (einproben. die Probe machen); aushandeln (aushöhnen); ausſubern (ausregnen; im angrenzenden Schleſien: ausſivern); bald (vielleicht; in Schleſien: bale); dasterholbe (deswegen); die dochtera, die dolla (dieſelbe; im Schleſiſchen: die döchte, die dölle); Dönſt (Dinstag, im Schleſiſchen: Dönſtich); dohidena (hier; im Schleſiſchen: dohinnichan); Dröhmla (ein abgebrannter Span, im Schleſiſchen: Drihmla); eilnich (ſtumpf); enſt a mol (hin und da einmal); fanſtern, im Schleſiſchen: flanſtern (ſtrafen, züchtigen); flankunde (franco z. B.: „Ho ne Brief lohn flankunde gian," oder in Schleſien: „Ho en Brief lon flancunde gihn"); Fokkeln, im Schleſiſchen: Schleeßa (Schleißen = Buchen- oder Kieferſpäne zur Stubenbeleuchtung); gehirn (Schlittenhörner); Gethüm (Kram, Hauskram); gmodlich (alte Kleidungsſtücke); graich water (ſtürmiſches Wetter); gutgenung (jenes Stück Zeug, womit die Weiber ihre Röcke an jenem Theile fälſchen laſſen, der von der Schürze bedeckt wird); Häth (Haupt, Kopf); S'Häth legen (das Haupt hinlegen, ſterben); Höttſchla (ein Fohlen); jöſchen (heimlich auf Jemanden einſprechen); kitſchker (Schubſack, Taſche; in andern nordmähriſchen Mundarten: kapſer = capſa); könderenzich (kindiſch); könterälbiſch (verwirrt, ſchlaftrunken) lath, im Schleſiſchen: lathig (Leben, z. B.: „Ho mei lathich genung geochſt on geeſelt" [habe mein Leben lang genug mich

geplagt und bemüht]); mahren, mahrlich (lügen, schwätzen, der Lügner, der Schwätzer, mit maere zusammenhängend); moetzen, räfen (schmarotzen, betteln); nässeln (aufhetzen); notzen (schlummern); orich (arglistig); orzet (Arznei); orzetmon (der Arzt); phöhl (ein mittelmäßig großes Bett); plosch (elend, nicht gesund); pocht (Bett, auch Gesindel, z. B.: settes Pocht, solches Lumpenpack); pohl (weich, biegsam); prölle, im Schlesischen: pröllen (brüllen = weinen) salt (jetzt, dort, z. B.: salt giäh, im Schlesischen: salt gih (jetzt geh, pack dich!); nu salt (nun so, das ist was anderes) schan (ist eigentlich: schau an, hat aber die Bedeutung einer Aufforderung z. B. schan, etz giäh = Mach, daß du fortkommst); schakeniren, schakenade (necken, Neckerei); schnur (Schwiegertochter); schmorgest, schworgest (morgens); spodernotzen (spaßen); Stühl on Bänk, im Schlesischen: Ritsch (Speise aus Graupen und Erbsen, sonst auch Schulmeister genannt); spilla gihn (zum Spiele, zu Besuch gehn); docht ah (= ich dachte auch = daran hätte ich nicht gedacht); truberich (trübe, regnerisch); wöppelstränsig (zänkisch, zornig); zahren, zachten (von der Hand gehen, z. B.: 's zahrt mer nie = es gefällt mir nicht, ich habe keine Lust daran).

Zärtlichkeitsausdrücke: Mei Apala (mein Aepfelchen); mei Czipla (mein Hühnchen); mei Engala (mein Engelchen); mei Goldla (mein Goldchen); mei Goschla (mein Mäulchen); mei Guckla (mein Aeuglein); mei Harzla (mein Herzchen); mei Hinla (mein Hühnchen); mei Krengala (mein Kringerl, ein weißes Gebäck); mei Lammla, mei Monla, mei Muzala (mein Kälbchen); mei Naudala (ein (ein kleines niedliches Thierchen im Allgemeinen, davon herumnudeln und herumnaudeln = mit einem kleinen Kinde spielen); mei Nökkala (Nickelchen); mei Poppla (mein Püppchen); mei Puzala (kleines, winziges Ding); mei Schnobala (Schnäbelchen); mei Scheefla (kleines Schaf); mei Schotzla (Schätzchen); mei Täubla, Vögala, Wachtala, Wormla, Zokkala (Zuckerchen) u. s. w.

Redensarten: A purrt (er ist verdrießlich); der Froß schnätt 'm oh (Er verliert den Appetit); S' Maul z'm Ohtraugn gahn (das Maul zum Abtrocknen geben, den Mund zum Kusse darreichen). Synonyma für Mund sind in den Gebirgsdialecten: Maul, Frasse, Gusche und Gosche. Guschla (Goschla) ist der Zärtlichkeitsausdruck auch für Kuß, Küßchen.

Die Mundart im Römerstädter Bezirke.

Als Hauptrepräsentant der nordmährischen Gebirgsdialecte darf die Mundart betrachtet werden, die in Römerstadt und Umgebung gesprochen wird und bis an die Sprachgrenze im Sternberger und Olmützer Bezirke reicht. Sie erleidet hier, an der Sprachgrenze schon vielfache Abänderungen und theilt sich in einige Abarten. So hat Gieban mit seiner nächsten Umgebung einen Dialect, der sich auffallend von der Römerstädter Mundart unterscheidet. Auch die Dörfer oberhalb Sternberg: Lippein, Domeschau, Dohle, Wächtersdorf, Lodenitz u. A. unterscheiden sich in vielfachen Dialectabarten von den weiter nordwärts im höheren Gebirge liegenden Gemeinden. Eine eingehende Untersuchung der nordmährischen Dialecte wird diesem Umstande besondere Aufmerksamkeit schenken müssen.

Dem an österreichisch-bairische Sprachformen gewohnten Ohre klingt der Römerstädter Dialect hart und rauh. Es ist Thatsache, daß alle diejenigen Abkömmlinge dieses Bezirkes, die sich in andern Landes- oder Reichstheilen seßhaft machen, ihre Muttersprache unschön und häßlich finden und sich beeilen, sie so rasch als möglich zu vergessen. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß sie damit Unrecht thun. Der Dialect ist nicht hart und unschön; er ist nur kräftig und volltönend und birgt eine Fülle alter Sprachschätze, die das moderne an den schriftdeutschen schwächlichen E-Laut gewohnte Ohr nicht mehr verstehen will.

Als eine besondere Eigenthümlichkeit des Dialectes möchte ich hervorheben, daß ihm das in den andern mährischen Mundarten häufig vorkommende, weiche l gradezu fehlt. Der Römerstädter benützt den L-Laut nur in der Doppelconsonanz und im Umlaute.

In der Unregelmäßigkeit der Vocalisirung wetteifert die Mundart mit den übrigen mährischen Dialecten. Das Wort „Wurst" wird weder „Wurst" noch „Worst" gesprochen, sondern „Wuorscht" oder „Wourscht" mit ganz beliebiger Betonung des u oder des o. Ebenso lautet Sohn das eine Mal „Suohn", das andere Mal „Souhn"; schön lautet „schiähn"; aus Sense macht der Dialect „Sainst", aus Regen „Raihn", aus regnen „raenna" oder „raenne" (ranna). Der reine altdeutsche a-Laut ist in vielen Worten noch vorhanden und gibt der Mundart hauptsächlich die volltönende Prägung, doch ist zu bemerken, daß der Infinitivausgang auf a, der der schlesischen Mundart eigenthümlich ist, häufig durch den Infinitiv auf en, oder besser, da das e nicht gehört wird, auf n ersetzt ist. So heißt essen „ass'n, sagen „sähn", lesen „las'n, Pferd ist „Pfaar"; (weiter südwärts entfällt auch noch das p, so daß das Wort „Faar" lautet); Vesper ist Vasper. Mitunter wird jedoch das schriftdeutsche a in o ververwandelt: So in „Oos" = Aas, „schlohn" = schlagen, „goor" = gar, „Obert" = Abend. Statt „gehört" sagt man „gehort", statt Augen „Aagen".

Das Diminutiv l a ist durchwegs erhalten, doch kommt auch die Nebenform l e vor. Die fränkische Bildungssilbe „ich" kommt in den Worten „Jormerich" = Jahrmarkt, „Montich, Denstich" = Montag, Dienstag, „Mettich" = Mittag und vielen anderen Worten vor. Auf nordischen Spracheinfluß weisen die Worte „Krost" = Kruste, „quatschich" = fleischig, „Tunke" u. A. hin. Häufig werden die Selbstlaute ganz verschluckt, z. B. Darneben = drnaben, darnach, = drnoch; zweisilbige Wörter verwandeln sich durch die Auslassung von Consonanten in einsilbige, z. B. bleiben = „bleihn", lassen = lohn, dieser = dahr. Auch zwei Wörter werden zusammengezogen wie z. B.: wollen wir wellber, auch drei Wörter werden in eins verschmolzen. Der

Satz: Ich werde dir es sagen lassen, lautet: „Jäch wadrsch sähn lohn“. Spaßhaft sind die Wandlungen, die die in den Dialect aufgenommenen Fremdworte erleiden. Aus „Komet“ wird beispielsweise „Komedistarn“, aus Compliment ein „Kupplament.“

Ich glaube, die Mundart am besten durch die Mittheilung des nachstehenden Gedichtes anschaulich machen zu können. Es zeigt in gleicher Weise die markige Volltönigkeit, wie die Geschmeidigkeit des Dialectes, der auch für die gebundene Sprache nicht zu spröde ist. Das Gedicht wurde mir von einem vorzüglichen Kenner der Mundart, dem Herrn Lehrer Franz H. Kranich in Harrachsdorf zur Verfügung gestellt und lautet:

Das Erdbeben.

1. Wor doas verwäichen a Gakroach;
Doas worich a vermurrta Soch!
Jäch woußt' gor nie, woß iäch sejt denken; —
Es wor a Ziätterrn ei Täisch on Bönken.
Es äis etz gor a drollichs Lahm,
Hett nie gedeucht, doß's sou konn wahn!

2. Do fing's ei oller Morgenfrih,
Wie'ch grod de Leimet Stuj roh zieh',
Zu eschern on zu rumpeln oah,
Jäch decht', es käm' de Deck glei roah;
Renn flur gonz zaitich aus dr Stuob,
Wojt sahn, woß dressen säich oahuob.

3. On wie'ch kumm vir da Läbenthür, —
Do stöjt etz euch oach groude vir, —
Da Lait wor'n aus'n Haisern hauß'n
On lauschten of doas Rojn und Brauſ'n,
Sa wojten sahn, woß dressen hätt',
Ob ern a Latterwähn vrbei fohr'n thät.“

4. Doch niemond hoot an Wähn gasahn;
Do woas wohr doas Garoj gaschahn;

Ihr Noppern thut m'r doas derklär'n!
Woaß woar denn doas vir a Geroj,
Doß ojs gaworkelt hot sou toj?

5. Die Laitla oaber woußten's nie,
Woß doas gawast ei oller Frih,
Se thoten och de Kepp lecht schäitteln
On woußten's nie, woß sou thot räitteln;
Sa sprochen och: „Houst's a gahort?"
Doas wor ihr Sprouch, doas wor ihr Wort.

6. M'r sohnes äiber oh gor schlimm;
Doas Dröhjhna schiänes ju gor schlimm;
On goanzen Himmel worn kaj Wojken,
De Loft wor klor, wie sisser Mojken.
Gadonert hott's nie! — doas stond fest;
Es gruseltes, wie vir de Pest.

7. Die ondern stonden noch a Waj
Beisomma, doch iäch mußt flur nei,
Waj mech thot gor entsetzlich frieern,
D'r Polak blies ei olla Thüern;
M'r kunnt sich Mork on Bajn drfrer'n,
Sa thot iäch mich zun Haus nei scheer'n.

8. Da Leimet vojd iäch runder zog;
Es worer meres wie a Schok;
Mei Weib moacht sech zun Liefern fertich,
Jäch hott zu thun noch onderwärtich,
Ein Häuslichen, ein Kihstoj denn,
Ein Scheppla drimma, ei d'r Schenn.

9. Bei meiner Erwet verstrich da Zeit,
Von Mettich worsch schunt nimmer weit,
Donn koam mei Karla aus d'r Schuj.
„Zun Rod häin!" sprach ich „on noch spuj

Ann Gornstrahn oaber zwäina gor;
Jäch gäich zun Schmäid met d'r Ockerschor."

10. „Sa wort't och Vouter, iäch musich woas säihn!" —
„Du Racker, wöjst gawäis wäjder an ondern verkläjn!" —
„Och naj, doas warich heit mochen nie,
Jäch warich woas sähn aus der Geographie; —
Sa hört och Vouter, woß heit is gawast!
A Ardbehm wor, von daner oft last."

11. „Du Tojkert! a Ardbehm, woas föjt dr' denn ei? —
Auwich! war säht denn die Narretei?
Bei an Ardbehm, do thun jou de Leut' imkumma;
Do thäjt's do drunten gonz ondersch brumma;
M'r waß, woß doas woar heut ei d'r früh?
Wast, gäich m'r och wag met setter Graphie!"

12. „D'r Lehra, dar hot's es Kindern gasäht,
Doß doas Rojn, woas es hot sou ei da Ongst gajäht,
Vo an Ardbehm gonz secher har thot stomma.
Mir Kinder hon galauscht do olla zusomma
On honn mäuslastoj ofn Lehra gahort,
Doß es äis entgonga kaj ajnziches Wort."

13. Jäch kunnt's gor nie glahm, woß mei Jürgla do sproch,
A Ardbehm ein Gasenk do? — bein Ojtvouter noch?
Woß thät och, sou dechtiäch, met uns noch gaschahn,
Wenn's eifüj dan Häibeln, Feuer zu gahn? —
Die wann doas nie mochen die uns'richen Berg!
Ar sproch schunt wäider wetter, mei pfeffiсher Jerg.

14. „Dar Lehra, dar hotes doas Ding derklärt;
Hot's hoorklajn bawäisen, wies rimm und nimm fährt.
An wennersch wojt wäissen, wie ar hot gasprochen,
Sa bleit och vor do; denn da Schor äis gabrochen
Schunt seit'n verwäichenen Herbest — denkt:
D'r Schmäid wird schunt worten, bis ihrschen brengt!"

15. „De Ursoch d'r Ardbehm äis sehr verschien;
De Ard mocht oft Spolten on läit's rausbrien.
A settes Gaschahnis äis freilich gafährlich,
Waj nischt bleit varschount bis runder zun Sperlich;
Doch thut sou woas oach gaschahn wojt fourt.

16. Ön Meer kumma d' Ardbehm noch efter vir,
Gonz drunt mocht' sich's Wosser eis Lond nei a Thür
On gäicht imm'r a Mirkerla tiffer nein,
Platschert aus gounza Stouben on Kommern fein
Für Feschla on grousa Meerungathüm;
Zuwajn föjt de Deck ei on doas äis schlimm!

17. Ei d'r Ard hot's Höje, ihr glabt's nie, wie gruaß
Do hätt'n drin Plotz die riesichst'n Roß.
Doas wajcha Lond retscht, thut die Löchla verschäiten,
Es rojn da Stajn nei sou schnöj wie a Schläiten,
Wenn dar ein Winter von Bergla roh fährt
On sech donn drunten ein Schnäi eibährt.

18. Etz hoichich drei Ursochen kurz derzöjt,
D'r Lehra hot Wörter vöj schäinner gawöjt,
Doch watterich kinna schier etz denken
Wiesou doas Zäittern ei Täisch on ei Bänken
Entstäihn konn ach noch ei d'r Fern;
Etz wäjßtersch, wies virgäiht on glabt jen Herrn!"

19. Dar Karla, dar hott' kamm ausgared't,
Do denktich och! — gonz estich hätt'
S'es kinna noch d'rgäihn! — denn wäider
Fing's zu türkeln oa, noch tüchtiger wie ei d'r Pleder,
Met dar m'r putzt 's Getrajd schäihn aus.
M'r ronnten, wie m'r wor'n, glei naus.

20. Zuerscht do kumm m'r ei da Läjb;
Jäch weßt gor nie, woß's drinna gäjb;

D'r Hojzstos, dar gor ei schunt kollert,
Jäch glabt's etz bojd, doß d'Ard heut tollert;
Mei Jürgla, dar kunnt racht woj hon,
Jäch hätt' mich mög'n schama, iäch dojkicher Moan.

21. Wie'ch naus kumm, hörich a grauses Getar,
Mei Jürgla pekt hinten: „Oach Vouter, mei Har!"
Jäch sah mech glei im, woß's Jürgla thut mochen;
Dan hätt's bojd zerschlähn sei groden Knochen.
Doch 's wor a Galeck, 's luf noch gut oa,
A Kläjppel hott'n troffen, wu's Stacheten hott droa.

22. Jäch nohm mei lieb's Siahnla bei d'r Hond,
Wie da Sag grod füj runder von Nöj ei d'r Wond.
Oach naus, doß es erscht nie schläjt zusamma,
M'r losen ojs stäjhn an läjgn metsomma.
Of d'r Goß hott's Leut wie oa an Jormerich
Da Weibsleut notschten und härmten sich.

23. M'r troten zu an Häffla Bakonnten häjn
On sein alla long beisommaa ga stjn;
A jedes thot sei Meinung bakunden,
Woß noch gaschahn könnt' ei a poor Stunden,
Bis doas mei Weib kom von Liefern hajm,
Die thotes na Papp eis Maul nei klajm.

24. „Do findich," sou sproch sa, „da Seppschoft beisomm
On jedes thut sou, wie a bagossenes Lomm!
Ei d'r Schtoadt hoich's gahört, woß's Eschern thut bedeuten;
Es äis a Ardbehm ei d'r Weiten.
Die Schtöss', die pflonzen sich hörich fourt
On galanga sou bis ei unsern Ort."

25. A Poor Toag späiter da Zeitung koam,
Do hoich's galasen ojs metsomm,
Wu sa äjberoj thoten doas Schäjtteln bamerken,

Woß alla thot schrecken bei ihren Werken;
Doch äis mersch a Rathsel immer nocht,
Wie's Ardbehm atstäjhn kunnt, — woß hott' brocht.

26. Etz hoichsich derzöjt, wie's bein Ardbehm just woar,
Ihr seid heraffrouh, doß endlichen — goar,
On warsch hot galasen, dar hott vöj Gadujd,
Dan wann nie verdrissen die Wörtla vujd:
„Gasenkler just sein mer on goastfreundlicha Leut'
Doch a Goast, wie 's Ardbehm, dar blei es och weit!"

Die Mundart im Teßthale.

Von hohem, sprachlichem Interesse ist der Dialect des Theßthales. Er zeigt mit großer Deutlichkeit sowohl die Eigenthümlichkeiten des plattdeutsch-niederrheinischen, wie des fränkisch, schwäbischen Sprachstammes. Man dürfte also kaum irren mit der Annahme, daß die Angehörigen verschiedener deutscher Stämme den ursprünglichen Grundstock der Bevölkerung gebildet haben. Nach Norden weist die gedehnte, halb singende, halb fragende Sprachweise, die ausschließliche Anwendung des norddeutschen „Jonge" (Junge) statt des schwäbisch-österreichischen Bua (Bube) dagegen erinnert das diminutiv „la" (z. B. Mädla, Bratla) an Schwaben und Franken. Gewiß aber zeigt auch dieser Dialect in seiner Gänze auf unverfälscht deutsche Abstammung. Dafür spricht das zähe Festhalten an dem breiten, volltönigen a gegenüber dem ausdruckslosen e der Schriftsprache. Der Theßthaler gebraucht das e nur für das spitzige i, das übrigens auch der Schönhengstler nicht liebt und durch den Doppelvocal ei zu ersetzen pflegt. Interessant ist auch der Gebrauch des uo oder ou statt des o und u der Schriftsprache. Die Mundart hält eben treuer an dem ursprünglichen Sprachlaut fest, weil sie nicht mit

den Schwierigkeiten der Orthographie zu rechnen braucht, welche das Schriftdeutsche immer mehr zur Ausmerzung der Doppelvocale gezwungen haben. Auch das weiche polnische ł, welches niederrheinischen Ursprunges ist und sich auch bei den Siebenbürger Sachsen findet, gehört dem Theßthaler Dialect, wie den schlesischen Mundarten am Nordrande der Sudeten. Die Theßthaler sprechen langsam, bedächtig und mit scharf ausgeprägten Hebungen und Senkungen, so daß ein gewisser Rythmus in die Rede kommt, der den Dialect scharf gegen die westlich und östlich benachbarten Mundarten abhebt.

Im Nachstehenden einige Proben der Theßthaler Mundart: abich, z. B. abicha Seit (die verkehrte, abwärtsgekehrte Seite); Ardeppl (Erdäpfel); azu (herbei); basteln (sich beschäftigen); beißen (zanken); biesen, büsen (davon laufen); borbes (barfuß); drhaem, drham, ahäm, anhäm (heim, zu Hause, nach Hause); druseln, im Goldensteinischen und Schlesischen: drusan (langsam arbeiten); emzachich, im Schlesischen: emzechich (einer nach dem andern); Eschérment, eschern (Lärm, lärmen); firbes (fürbaß); fischpern (wispeln); flähn, flehn (nur intransitiv gebräuchlich: Wäsche auswaschen); flatschern, fletschern, Gefletsch (vergießen, das Vergießen und das Vergossene); Gosche, Gosch (Mund, Maul); goschla (Küßchen); gach (jäh); estamiren, estemiren (schätzen, auch bewirthen); Geklonker, Klonkern (alte Fetzen); Gemotsch, motschen (Geschmier, schmieren); Glutze, im Schlesischen und Goldensteinischen: Glutza (Augen. Das Wort wird im Schlesischen nicht nur im niedern Sinne, sondern auch als Zärtlichkeits-Ausdruck gebraucht z. B.: Se hot Glutza wie de Sternla, Sie hat Augen wie die Sternlein); grageln (müßig herumstehen); haad, haad och (ein Rufwort, das viel Kopfzerbrechen macht. Es wird nur in lebhafter Rede gebraucht, ist auch allen schlesischen Mundarten gemeinsam und hat etwa den Sinn: Was meint Ihr dazu? Was glaubt Ihr? Habe ich nicht Recht? Ich glaube, daß es aus „hören“ entstanden ist und also in's Schriftdeutsche mit: „Hört Ihr“ zu übertragen wäre. Bemerkenswerth ist, daß das Particip „gehört“ im Dialecte „gehoart“ oder

„gehaort" lautet, wobei das r kaum angedeutet wird); hallich (scheint dem unangenehmen Einschiebeworte „Hör'ich" des Schriftdeutschen zu entsprechen. Im schlesischen Dialecte, dem es ebenfalls angehört, hat es in einigen Ortschaften die Nebenform: „heich". In dieser Form ist von dem Zeitworte nur der Hauchlaut übrig geblieben und das Fürwort „ich" erscheint in das breite „eich" des Schönhengstler Dialectes verwandelt). Kallaschen (durchprügeln); Kampl, z. B.: a techtiger Kampel (ein tüchtiger Mann); Kendergrula (Kindergroßmutter = Hebamme); keilich (keilförmig); kauln, kaula, Kaule (kugeln, Kugel); Klachel (grober Mensch); Kleppl (Knüppel); Krostla (eine kleine Kruste, auch: ein altes Weib); kroatzbloh (blauschwarz, eigentlich kratzblau, d. h. so blau, wie die schwarzen Brombeeren, die in der Mundart Kratzbeeren heißen, weil sie kratzen, wenn man sie unvorsichtig abpflückt); Loda, Lode (Haare, im niedrigen Sinne gebraucht; das Synonym dazu im Schlesischen Dialecte ist: Zolkern, Zolkan); lotschen, lotschnich (latschen, schlecht gehen, hinkend, langsam gehend); Lusche (Pfütze); beluren (betrügen); mahlig (langsam); mählig. Interessant ist die Weiterbildung dieses echt deutschen Wortes an der hannakischen Sprachgrenze, wo sich aus dem Slavischen die Präposition po voraussetzt und „pomahlich" bildet); Pocht (Gesindel); Molkendieb, Molkadieb (Schmetterling); Muzala (Zärtlichkeitsausdruck für ein neugeborenes Kalb); ortlich (sonderbar); gagern (Unsinn reden); Plente, Plante (Jacke); Roadwer (Radwagen = Schubkarren); Säger (Seiger, Uhr); Schmecke (Blumenstrauß); Schwoppe (Ohrfeige); Spargamenter, Spompenade (Hokuspokus. Erinnert an das Goldensteinische flancunde = franko oder an das Römerstädter Komedistarn = Komet); Spritzla (naseweises Ding); stampich (untersetzt): tamisch (dämisch, verwirrt); tentiren (versuchen, schaffen); treuge (trocken; die höhere Vergleichungsstufe wird wohl auch gebildet durch trockatreuge = ganz trocken); unsiede (ungeheuer); folt (vollends); Mär (Wagen): Weppel (Wipfel); Wompe (Bauch); zötich (zottelig, zottig).

Als für den Dialect characteristische Redensarten führe ich an:

Dam waar ich ober da Bohn kehrn! = dem werd ich aber den Weg zeigen!

Dos toor ma (m'r) nie sään = das darf man nicht sagen.

Wellst da oder wellsta nie? = willst du oder nicht?

Schaan, gaweiß m'rs och aa! = schau, zeig' mir's nur auch!

Ar (Har) schleet nei, wie Kunz ei da Nesf = er schlägt ohne Erbarmen darauf los, wie Kunz in die Nüsse.

Wie ma doo gehoonzt wird. = Wie man doch sekirt wird.

Ho (Hoor) ich dich amool trappiert? = Hab' ich dich einmal erwischt?

Bistaam denn nie? } = Warum denn nicht?
Verweß denn nie? }

S'is froozlaaberbloo = sie ist ganz blau (vor Kälte).

Dar hoot Hoor of'n Zenna = hat Haare auf den Zähnen (ist gescheit).

Äjergenasch (Äergenasch) = gerührte Eier.

Da Semmerichn sein heier nie gut garoothen = die Sommerfrüchte sind heuer nicht gut gerathen.

Dar flucht, wos Got verboten hot. } = Lasterhaft
Lästerbändisch schemfen } schimpfen.

Ich rekatier nie drauf = ich reflectiere nicht darauf.

Of äämool wor a plärr = auf einmal war er verblüfft.

Dos is a gramischer Dengerich = ein gieriger Mensch.

Dar mootscht oaber wieder urntlich = schreibt oder zeichnet wieder einmal ordentlich schlecht.

Ar kemmt glei ei da Raasch = Er kommt gleich in die Hitze.

Best da den schun of'm Zetterflackla? = Hast du es denn schon so eilig?

As is em vo d'r Pfonn gabronnt = die Arbeit ist ihm mislungen.

Eim Öberstübla nie rään = im Kopfe nicht ganz rein, — ein wenig angetrunken.

Ar hoot sich recht 's Gasecht zerdaut (zerdaut = zerdrückt) = er hat recht sehr gelacht.

Hoot mich doos gadärmert = viel Kopfzerbrechen gemacht.

Da Kirscha hänga krootschkerdeck of dam Baam = die Kirschen hängen recht zahlreich auf dem Baume.

Ar hoot sich wieder reschkardirt = restaurirt, erholt.

Wirscht'n heit nie a beßla Julla koch'n? (Julla = spöttische Bezeichnung für dünn gekochten Kaffee = Blümchenkaffee.)

'S is tschari gonga = zugrunde gegangen.

Sa is noch recht gatierschem = rührig (z. B. auf ihr hohes Alter).

'S gieng grod su knack uf = gieng genau auf.

'S zaart m'r etz nimma = gibt mir jetzt keine Lust zur Arbeit.

No doos is a Wenslholz = schlechte Geige oder Guitarre (Winselholz).

Kirbelst da schun wieder? = Bist du schon wieder rappelköpfisch?

Da Bott is zerlart = die Butte ist ausgetrocknet, hält kein Wasser.

Ich war dich sooßen! = Ich werde dir den Herrn zeigen, machen, daß du Ruhe gibst.

'S is ährschlndich (ehrschlich) gemocht = verkehrt gemacht, nicht recht so.

'S komma schun aabera Flack raus = Kommen schon schneelose Flecke vor (im Frühjahre).

Dar Karla leigert wie gadrockt = Der Kerl lügt wie gedruckt.

Ar (har) hoot na Riebkuchn = Rheuma im Rücken.

Da Händ urregeln mich = jucken (nach dem Frieren).

Mußt a beßla zukurgihn! = herumgehen.

Da Kuh thut üdrocka = wiederkäuen.

D'r Hacklamon is ein Füß'n = Die Haut der Füße ist (vom Schmutz, von der Kälte ꝛc.) aufgesprungen.

A gateft's Den(g)la = witzig, (z. B. Mädchen).

Ich kunnt hatter prelln = mehr brüllen, schreien.
Ar luirt voor = er lauert (sondirt) vorher.
Onser Knacht hoot mich ganeschelt. = Unser Knecht hat mich gebeutelt.
Prügelsupp = Schläge.
Tippltamisch = sauertöpfisch.
Waaterwendisch = (Water = Wetter) veränderlich.
Schlebeichn = rasch Athem holen nach schnellem Laufe, besonders bei Thieren.
Scheeml = Stuhl.
Orgedenklich (oorgedenklich) = mistrauisch.
Plärrägisch = (Agn = Augen) blöde in die Welt sehen.
Grompahl = Neidhammel, der nie genug bekommt.
Mutterzihzala = Mutterkind, verwöhntes Kind.
Flutschn, notschn, plärrn, flenna = weinen.
Laehmlackl = Tölpel, ungelenkiger Mensch.
Leutschiich = menschenscheu.
Häämlzieg = Schmeichelkatze, Schmeichler.
Maastldrehtich = Faden zu sehr gedreht; vom Menschen: heute so, morgen so denkend.
Hääbolg = (Hää = Heu, bolg = Balg) Kalb, das abgewöhnt wird.
Ar hot an Floser = einen Kropf.
Ar hoot a Kriegscassa ofm Reck = ist bucklig.
Du bist a rechta Traam = Du bist wie im Traume, gedankenlos.
A Ofmhocker = der selten aus dem Hause geht.
Wort, ich wa d'r ääna bürschten! = warte, ich werd' dir eine Ohrfeige geben.

Die Mundart der Schönhengster Sprachinsel.

Ich weiß nicht, wie die Germanisten über die Schönhengster Mundart denken, denn es ist mir keine fachwissenschaftliche Abhandlung bekannt; das Ohr des Laien überrascht sie jedenfalls durch die außerordentliche Willkür ihrer Vocalisation.

Die Verwechslung der Vocale ist in der That beispiellos und im Allgemeinen kann man nur die ganz besondere Vorliebe für Doppelvocale constatieren. So wird u gewöhnlich au, wie in Haut, dau, gaut, mauß, Bauch, Baub, Mauhm, Schaul (Hut, du, gut, muß, Buch, Bub, Muhme, Schule) i wird in den meisten Fällen in ai oder ei verwandelt, z. B.: Haimel, wai, aich, hain on waider, reiber on naiber (Himmel, wie, ich, hin und wieder, herüber und hinüber.) Raiber on naiber bedeutet übrigens auch ein Schnürband und ist gebildet wie Gutgenung, Fürsteck, Forneführ u. A.

Als bezeichnende Proben der Mundart führe ich an:

Aenderle (Andreas); Drehwenzl (Knopfhölzchen); Fitelich Foißlich (Füße); Flug (Witzkopf, z. B. dos ait a Flug, das ist ein Witzkopf); Fornefür, Fornefor (Vortuch, Schürze); froißen, (Frieren); Glotzen, im Hochgebirge und Freiwaldau'schen Glutza (die Augen); Haashind (Haushund); Haaßle (Häuschen); Klinkerlich = Klankern, in Schlesien Klunkern (Gewänder); Kurenmacher (Hans Narr); der Lecker (die Zunge); Loden im Schlesischen Loda (Haare); Maya (Maria); Naußhager (Nußhacker, Nußhäher); Pausch, im Schlesischen Pusch (Busch, Wald; z. B. Aich bai ein Pausch g'wast, ich bin im Walde gewesen) Protzen, im Schlesischen Protza (Pratzen, Hände); großmaulen (widerreden, widersprechen); Rassl (Erasmus); Schmacker, Schmecker (die Nase); Trolger (Quaste); Tuter (Gevatter); Womms (Bauch); Vigl (im Plural) im Schlesischen Vögala (Vögel).

Auch die nachstehend verzeichneten Redensarten bringen die Eigenthümlichkeiten des Dialectes zu entsprechendem Ausdrucke. Des ait a schöner Karla heißt z. B. das ist ein schöner Kerl. Des ait a Zobezle (das ist ein liederliches Frauenzimmer); O mai git wak on namt ich — ait a gut Brut (O geht und nehmt Euch, es ist gutes Brod); Treib die Kau raus (Treibe die Kuh heraus); Kimmt rei z'm Assa (Kommt herein zum Essen); Git wak; aich waß scho, mit aich aith niks zu thun (Geht weg, mit Euch ist nichts zu machen); Loit, loit, Anderle, die Troiber Prozaß kimmt. (Läute, läute, Andreas, die Trübauer Prozession kommt); der Haimel eit treib (der Himmel ist trüb); Aich kraigs Fraisen (Ich bekomm das Frieren, Fieber); Wai schaich? (Was soll ich?) Ma Tösl hait die Zaign (Mein Mathes hütet die Ziegen); Maia, gehs Taichla eiber de Foißlich (Maria, gibs Tüchel über die Füße); Mei Baub wai Schleite fohre (Mein Bub will Schlitten fahren); Ma Tutfro eit net aaße Haaße gekumma (Meine Gevatterin ist nicht aus dem Hause gekommen); Mei Tuter eit dortma (Mein Gevatter ist dort.)

Indem ich einerseits auf die schon früher mitgetheilten Gedichte in der Mundart des Schönhengst, andererseits auf das folgende Capitel: „Sitte und Brauch im Schönhengst“ verweise, welches auch eine größere Anzahl von Dialectreden enthält, theile ich an dieser Stelle noch einige Proben mit, die sehr bezeichnend für den Frohsinn und den Humor der biederen Schönhengstler sind. Sie wurden mir aus der Gegend von Undangs freundlichst zur Verfügung gestellt und dürften Bruchstücke einer größeren Sammlung sein. Ihr Wortlaut ist folgender:

1.

1. Eich wellt doch, wenn Feiertog wär',
Un eich bu man fein Schatzl wär'.
Bu man fein Schatzl eis gaut sa;
Es trinkt zu gern na Metawein.
Dr Metawei, der eit sehr gaut,
Ma Schotzle hot an stolz'n Maut.

2. Zweisch'n Berg un tief'n Thol
Dat flaßt a klo's Wässerl no'
Das Wasserl flaßt vor Müllers Has.
„Ei Müller, gebt m'rs Töcht'rl ras!"
„Ma Töchterl eit noch veil zu klo,
Mauß nuch bleib'n drei Johr alo."
„O Vot'r, eich bei scho eben racht
Eich lieb ja unsern Knacht."
„Ei, ei, du liebst unsern Knacht,
Warum, warum, warum?
Für Fürsten und Grofen beist dau recht."
„Kon Fürst, kon Graf, den mog eich net;
Dei grein Dragoner san brave Leut.
Hom sei ko Geld, hom's ondere Leut."

2.

Dat drüben of der Heid
Hot's an Fuhrmon v'rschneit.
Es geschicht'n scho recht
Worum fährt er su schlecht.
„Wei sol eich denn fohrn?
Dei Rößlich sein mog'r
Dr Beitel eit leer."
„Wer hot denn dei Schuld
Ols das Bier un dr Wei
Un's Madl dabei?"
Ihr Fuhrleit sat lustig
's wat inna wos sei.
A neubackne Semmel
A rutes Gläsl Wei
A rutgoschets Madl
Ku net schinner sei.

3.

Dat ub'n of den Bergla
Dat stiehn zwie Für

D'r ohna ku tonz'n
D'r ondra ku nix.

Zwa Roß un on Wog'n
Un a Madl maß eich hob'n
Un a Peitschl drzau
Doß eich naſhaua ku.

4.

Ma Vot'r hot gesogt
Eich soll da Modlich net leib'n
'r wird m'r on Seibn'r
Mehr Wocherluh gob'n.
Eich neiß of'n Seib'ner
Eich scho na net o
Eich holl m'r dei Modlich
Su long eich ner ko.
Ma Vot'r hot's gesogt
Eich sell bleib'n bun Has,
Ho unrecht v'rstonna
Gih olla Nächt naus.
Ho du nix, ho dat nix,
Ho doch an schin Schotz
Er herzt meich un pußt meich
Beis'r meich krotzt.

5.

Olla Leut san' m'r Feind
Jo sogor ma Freund;
Eich was scho weg'n wos,
Wall eich's Madl net los,
Eh eich ma Schatzl los,
Eh los eich ma Leb'n.
Do darf mr ma Vot'r
Ko Heirtsgaut geb'n.
Den Schotz, den eich net mog

Den siehr eich olla Tog;
Der m'r mei Herz erfreut
Der eit sehr weit.
As eit des Liedl
Un as eit d'r Tonz
Da Kotz hot an Widl
Un d'r Hund hot an Schwonz.

6.

No zuckersüßes Aeperlein
Wei bitt'r eit dei Kern
Wenn one an Puhlen hot
So sicht se 'n oll' Zeit gern.
Kümmt 'r heut od'r marg'n,
Su eit 'r stets bei ihr
Un wenn d'r helle Tog raf kimmt
Su muß 'r scheid'n vo ihr.
Scheid ner, scheid mei Lieble
Zu tausend gaut'r Nocht,
Wenn eich m'r deich net nehme derf
Su hom's dei Leut gemocht,
Su hom dei Leut geschwätzt;
San m'r anond'r grom,
So wissens unsre zwie Herz'n
Wos m'r zusomma hob'n.
Ja m'r lußen ons geig'n
Ueb'rs Thürla naus
Un wer meich weid'r umschaue
Um a onder Lieble draus.
Eich reiß na Pfarr a Fed'r raus
Un moch m'r d'rvo a Pfeif.
Eich stell meich nas ein Gort'n
Un pfeif nas i's Oesterreich.

Die Mundart des Kuhländchens.

Aus österreichisch-bairischen und sächsisch-mitteldeutschen Sprachelementen zusammengesetzt, ist die Mundart des Kuhländchens im Laufe der Zeit zu einem Sprachgebilde voll eigenartigen Reizes erwachsen. Die Verwandtschaft mit den nordmährisch-schlesischen Sudetendialecten ist sofort erkenntlich, dennoch unterscheidet sich die Kuhländer Mundart von diesen durch die eigenthümlich gedehnte Aussprache der Worte und durch eine größere Willkür der Vocalisation. Die neueren Umlaute ö und ü fehlen dem Dialecte gänzlich, dafür treten die Grundvocale häufig zu Zwielauten zusammen, die beide in der Aussprache kenntlich gemacht werden, jedoch so, daß stets einer der beiden Vocale den Vorrang besitzt, beziehungsweise schärfer betont wird als der andere. Dieses Auftreten dnr Zwielaute verleiht der Mundart ein charakteristisches, stolzes Gepräge und ist das eigenthümliche, unterscheidende Merkmal zwischen der Kuhländer und der Gebirgsmundart. Der Consonant l wird häufig erweicht, ebenso b am Ende des Wortes wie z. B. in Waiv (Weib = wife). St und sp klingen häufig echt schwäbisch, z. B. Schtan (Stein), Schprouch (Sprache), Durscht (Durst). In den Biegungssilben wird das n zumeist weggegeworfen, z. B. Bollke (Balken), welle (wollen) und eine ganz besondere Abneigung herrscht gegen das r. So gebraucht der Dialect Ad', ande'n und meh' statt Erde, andern und mehr. Des Wohlklanges werden auch Dehnungen der Wörter vorgenommen, z. B. Harvest (Herbst = engl. harvest), Krabes (Krebs); dagegen kommen auch Zusammenziehungen vor, z. B. gan (gehen), schloen (schlagen), sahn (sehen). Die Wortbildung geschieht nach Gesetzen weiser Sparsamkeit und ist vielfach original. Z. B. dar

Halt (das Geländer), d' Häem (die Heimath), Gesund (Gesundheit), Wildai (Wildnis), a Blum, Mehrzahl: de Blume.

Von Ableitungs- und Vorsilben macht die Mundart spärlichen Gebrauch. So heißt: ruhr locker, leg abhängig, noth nöthig, nutz nützlich, blote entblättern, frische erfrischen. Uralte Wortstämme sind: dahle tändeln, dolde schwanken, Facht Licht, Ram Ruß, lissen (Stammwort von List: die Witterung vorhersagen; auch im Gebirgsdialecte vorkommend), gelose verlieren, genase bestehen. Auf nordischen Ursprung deuten die Formen der Vor- und Umstandswörter eitzer jetzt; decher doch, naver neben (vgl. d. schlesische naba), avir hervor, aheinder hinter, ahaem, derhaem, nach Hause, zu Hause.

Im Nachstehenden noch einige alfabetisch geordnete Proben der Mundart:

Amahlich (allmählig; vergl. malich des Gebirgsdialectes) Annle (Ännchen); Ao, Auo (die Au, das Uferland des Dorfbaches); auslaeve (ausschlagen von Bäumen); azwae (entzwei); Beätle (kleine Borte, ein versilberter Messingreif, zum Kopfputze der Braut gehörig, daher: dos Beätle noch moiches Joer troen, noch manches Jahr das Recht der Jungfrauen genießen); bendig (eifrig); Birdla (eine kleine Bürde, im Gebirgsdialect: berdla); bisa, bise (im Althochdeutschen pison, mittelhochdeutsch bisen, stark laufen, wird vom brünstigem Vieh, aber auch von schwärmenden frohen Menschen gebraucht. Der Ausdruck ist allen Sudetenmundarten geläufig und hat nicht den geringsten Zusammenhang mit slavischen Lautformen); Blumeray (Blumenwerk, Blumen); Braiterich (Bräutigam) Bue (Bube, Knabe; in der Gebirgsmundart ausschließlich durch: Jong, Jonge ersetzt); deinke (dünken); derboeme (erbarmen); dersider (seitdem); drwote (durchwaten); diett (dort); di Dohn (die Dehnung, Zug, z. B.: ai aener Dohn, in einem Zuge); dohounde (hier unten); Eätle (Örtchen, eigenes Häuschen); Eden (Egge); dos Ehn (der gedielte Fußboden); Faife (Pfeife, pfeiffen); feächte (fürchten); feische (fischen); flihn (fliegen); Flinder (Flitter); foen (fahren); Foev (Farbe);

fuett (fort); gan, gave (geben. Ich gar, du geist, ar geit. Ich gebe, du gibst, er gibt); dos Gedounke (das Gutdünken, davon: nach Gedounke rede = in den Tag hinein reden); gehaye (necken, spotten, auch verdrießen. Bemerkenswerth ist hayen in der Kindersprache der Sudetenmundart und des Riesengebirges sowie der Wiegenreim: Haya popaia); geluste (gelüsten); genotern (knattern, knallen); Gewipper, Gewapper (die Bewegung des Uhrpendels); Geweilker (Gewölk); dar Gietel (Kleinform: Gietele, der Gürtel); Gittle (ein kleines Bauerngut); glaisse, glisse (gleißen, glänzen); gleime (glimmen); dos Goen (das Garn); graene, graine (sanft weinen; in der Schweiz und in Holland grynen); Gropematz (Graupenmathias, ein Spitznamen); gruoßnann (Großvater); hall, (hell, z. B. ai hallem Spoung laofe, im Gallopp laufen); hasse (heraußen); hattkän (entgegen, im Schlesischen: eidekäne); Hatz (Herz); heinder (hinter); Heilzepieter (hölzerner Peter; Spitzname); holwaeg (halbig, leidlich); Huaochst (Hochzeit); Jeberich, Öberig (der Rocken, die Runkel, im Schlesien: Orberich, Uibereke); joen (jagen); Joemet (Jahrmarkt, im Schlesischen: Jormerich); keän (kehren, eimme keaen, umkehren); Keitz, Virkeitz, Voenne fir, (Schürze); Kaitzerlai (Schürzchen); Kiemes (Kirchweihe); klaor (klauben, Futter suchen); kloen (klagen); knieholse (knieholsen, d. h. die Pferde so an Hals und Fessel zusammenbinden, daß daß sie auf der Weide nicht davon laufen können); kraele (kratzen); longsom (langsam); lann (anlehnen); laofe (laufen); lehn (leihen); liese (lösen); liege (lügen. Ich liege, du laigst, ar laigt. Ich lüge, du lügst, er lügt); dar Lode (der Laden); die Loade (die Lade, Truhe); die Loode (Loden, das Haar); Mannle (Männchen); Mannerlei (das Roß); miege (mögen. Ich moer, du moerst, ar moer = Ich mag, du magst, er mag); mot (Schlamm, Koth); nächte (gestern); niens (nirgends); öbefahle (anempfehlen); ock, ocker (nur; im Schlesischen: och); dar ohm (so nennt der Kuhländer eine Entzündung, bei der Geschwulst eintritt und bildet davon: öhmig, ehmich, geschwollen); Ollegehr (der Nim-

merſatt); Onn' (Ennen: im Schleſichen: Enne, Granne, Onne oſtaove, Ennen abſtauben, oder abſchütteln); Papperlaz (der Brei); Plettle (Kleinform von: Platte = Piſtole); Quanel (im Schleſiſchen: Quanla, Quendel (Thymus Serpillum L.); rache (rechnen); raenn (regnen); Reik (Rücken); Richerlei (Blumenſtrauß); riffe, ruffe (rufen); Särger (Seiger, im Zuſammenhang mit: ſeihen aus den Zeiten der Sand- und Waſſeruhren); ſahn (ſehen. Ich ſahr, du ſiehſt, ar ſieht: Wr ſahn, ihr ſaht, ſie ſahn: im Schleſiſchen! Ich ſah, du ſiſt, ar ſitt: wr ſahn, ir ſatt, ſe ſahn. Imperativ: ſiech, ſatt. Halbverg. Z. ſoch, Mittelw: geſahn, ebenſo im Schleſiſchen): ſallde, ſalldamol (ſelten, ſelten einmal); Schalmachai (Schalmey); Schann (Scheuer); Scheimpf (Schimpf, Scherz); ſcheite (ſchütten); ſchecke (ſchicken); ſchiege (ſchieben); Schieft (Schiff); Schihle, Schicherlain (ein kleiner Schuh); Schiſcherlboam (der wilde Birnbaum, deſſen Frucht auch Puoſchbienle, Buſchbirne heißt); ſchlaecht (ſchlicht, auch: häßlich); ſich ſchleichte (ſich ſchlichten, nämlich den Kopfputz, ſich friſiren); ſchlouffe (ſchlafen); Schnie (Schnee); Schraele (ein kleiner Schrei); ſchweinge (ſchwingen); ſeille (ſollen); ſeitze (ſitzen); ſetze (ſetzen); ſieder, drſieder (ſeitdem); ſkolkuomm (willkommen, zuſammengeſetzt aus: Seid mit Gott willkommen: im Schleſiſchen heißt es: ſchimmelkomma, ſchön willkommen); ſoen (ſagen); ſounſt, ſuſt (ſonſt); Speille (Spindel); ſich ſprenge (ſpringen); Stan (Stern); Staen (Stein); Suön, Plural: di Sien (Sohn, Söhne); tegen (tagen, auch tore, daher: torſtan, den Tages- oder Morgenſtern); thore (dürfen); tign (taugen); trate (treten); dar Uofe (der Ofen); Valke, Vaigel (Veilchen); verlaecht (vielleicht); verrauſche (unſinnig verſchwenden); vermaene (vermeinen); Waek (Werg; im Schleſiſchen: Warg); Wiemle (der kleine Wurm. Auch Inſecten ſind darunter begriffen. So heißen auch die Bienen Wiemle); wienig, wing (wenig); Wiet (Hausvater); Wietein (Hausmutter); zean (zehren); zeinde (anzünden); ziege (ziehn); Zol, Zoil (die Handhabe an einem Tiegel; der Schweif eines Thieres = Zagel. Das

Wort dürfte auch in dem Namen Rübezahl (Ribezoil) stecken und vielleicht spätes Reifen bedeuten; zuquiste (vertilgen. Die gothische Form des Wortes heißt quistjan).

Im Uebrigen verweise ich auf die Abhandlung über Sitte und Brauch im Kuhländchen, die eine Anzahl von Dialectdichtungen gleichzeitig als Sprachproben enthält.

Die Mundart der Iglauer Sprachinsel.

Die Mundart der Iglauer Sprachinsel darf im Allgemeinen als fränkisch bezeichnet werden. Doch wäre es gefehlt, wollte man — fußend auf der geschichtlichen Thatsache, daß es mit geringen Ausnahmen Franken waren, die in den Grenzwaldgebieten des bähmisch-mährischen Höhenzuges angesiedelt wurden — die Mundart der Iglauer Bauernschaft als rein fränkisch bezeichnen. Es ist im Gegentheile nicht zu verkennen, daß der Dialect auch sehr viele österreichisch-bajuvarische Sprachelemente enthält und andererseits haben noch zwei bedeutsame Elemente zur Umbildung der Mundart beigetragen u. z. der Einfluß der slavisch redenden Umgebung und das Militär- und Straßendeutsch der Städte, das den reinen Volksdialect immer weiter an die Ränder der Sprachinsel schob, wo er wieder durch den Slavismus bedroht wiad. Für diese Verbildung der Mundart einige Beispîele:

Ich habe zu bald gegessen = i ho z'schier geſſ' = i hon z'bold geſſa = i ho z'bol geſſn; Georg = Gürg = Jirgel = Schursch; Getreide = Troad = Träd = Getrad; breit = broat = brat; jetzt = eitzan = jetztn.

Noch größer ist aber der Einfluß der Slavismen auf die Volkssprache. Von der Sprachgrenze im Uiberfluß aufgenommen,

werden sie — der deutsche gutmüthige Michel kann ja nicht anders — langsam aber stetig von der ganzen Insel in's Spracheigenthum übernommen.

So wird poméle neben stat und longsom für eine ganz besonders träge Langsamkeit gebraucht; třebas = wegen meiner für einen ganz besonderen Trotz, bohunka für einen der czechischen Nation angehörigen Ochsenbuben; ba fralön = ja freilich (vom czechischen ba vo ba) hat der deutsche Bauer vielleicht nur deswegen so gern aufgenommen, weil das czechische ba nur zu sehr der Interjection für das Gefühl der Verachtung bah! ähnelt. *)

Die Tannenzapfen heißt der Bauer „Tschischka"; selten findet man noch die Bezeichnung „Zoppen" und „Zäppla"; übrigens macht der deutsche Bauer auch aus dem Žižka einen Tschischka.

Auffallend, u. z. angenehm auffallend ist, daß der falsche Gebrauch des rückbezüglichen Fürwortes „sich" für „uns" — ein in dem Stadtdeutsch sehr verbreiteter Slavismus — in der Iglauer Sprachinsel wenig Anklang findet. Die reinste Mundart wird im nordöstlichen Theile der Sprachinsel, im Pfarrsprengel „Schlappenz" gesprochen.

Hier waltet aber auch ein würdiger deutscher Priester, P. Alois Pinl, seines Amtes. Dieser geistliche Functionär ist von seltener Liebe für sein Amt und seine Pfarrkinder erfüllt und verkehrt mit ihnen außerhalb der Kirche nur im Dialecte.

In dem äußersten Nordosten und Norden, der mit dem schon erwähnten Gebiete von Schlappenz „das Baktrische" **) heißt, u. z. in den Dörfern Langendorf und Tattersdorf lebt ein deutscher Stamm, der sich von den Volksgenossen auffallend durch

*) Dagegen ist das Wort „Bscheidesse" oder „Bschaidessa" nicht, wie dies czechische Philologen behaupten, von dem czechischen „přat" abzuleiten, sondern von einem allen süddeutschen Sprachstämmen gemeinsamen Wurzelworte; auch das Wort „Druschmann" ist gut deutsch und hängt nicht mit „družba" zusammen.

**) Ein ehemaliger Grundherr dieser Gegend war Graf Pachta; von ihm stammt die Bezeichnung „baktrisch".

Tracht und Sprache unterscheidet. Er hat zahlreiche Slavismen in seinen Sprachschatz aufgenommen, besitzt aber auch noch eine Anzahl von eigenthümlichen deutschen Grundworten und trägt weiße Hosen, sowie Metallknöpfe an Weste und Rock.

Hier liegt noch ein volkskundliches Räthsel vor, dessen Lösung im hohen Grade erwünscht wäre. Zunächst müßte ein gründliches Studium des Dialectes vorangehen; daraus sowie aus den etwa erhaltenen Resten von Volksbräuchen und Sitten dürften für die Abstammung dieser deutschen Volksgenossen wohl Anhaltspunkte gewonnen werden. Von befreundeter Seite werden mir folgende Wortproben aus dem „Baktrischen" mitgetheilt:

„Staus in d' Hosa" = Sacktuch; trempeln = tanzen; freisen = frieren; Fickarment = Jacke; Kuhda = kleine Kuh; Owischhädal = Handtuch; Heuschl = Heuboden; hutschen gei = auf Besuch gehn; Gola = Hemd mit aufgelegtem Kragen.

Mein Gewährsmann fügt hinzu: „Diese den Stempel der fränkischen Mundart an sich tragenden Wörter beweisen wohl, daß es sich hier nicht um einen von der übrigen Bevölkerung der Sprachinsel verschiedenen Stamm handeln kann. Es ist aber wohl anzunehmen, daß die Bevölkerung dieser Gegend abgeschlossen gelebt und sich selbstständig entwickelt haben mag."

Wie dem auch sei, möchte ich doch die berufenen Kreise auf diese Frage aufmerksam machen und nicht nur auf diese Frage, sondern überhaupt auf die ganze Iglauer Sprachinsel, von der mein Gewährsmann weiter spricht: „Bedenkt man, daß unsere Sprachinsel ein Stück weltvergessenes, armes deutsches Land gewesen, nie die geringste Kräftigung und Unterstützung erfahren hat, ein geknechtetes Bauernvolk gewesen ist immerdar, von Czechen und Städtlern gleich behandelt und verfolgt, so wird man begreifen, daß es in dem letzten halben Jahrhundert nahezu fünfzig Dörfer verloren und auch sonst in Sprache und Sitte vielfache Einbuße erlitten hat."

Für die Gegenwart ist diese Klage wohl glücklicher Weise nicht mehr ganz berechtigt, denn in den letzten Jahren ist manches zur Abwehr geschehen. Schützer und Beschützer finden sich

auf allen bedrohten Punkten und nicht so leicht mehr wird das Volksthum preisgegeben, das glücklicher Weise in sich selbst einen festen Halt besitzt und sicher von Jahr zu Jahr widerstandskräftiger werden wird, sobald es nur einmal die drohende Gefahr vollständig erkannt hat, was jetzt wohl durchwegs schon der Fall sein dürfte.

So hoffe ich denn, daß uns auch der hübsche Iglauer Dialect erhalten bleibt, daß auch dem Felde der Poesie noch eine Fülle von weiteren „vierzeiligen" Liedchen, wie sie sich an anderer Stelle dieses Buches befinden, erblühen wird und schließe dieses Capitel mit ein Paar „Vierzeiligen" aus der Feder des dialectgewandten Herrn Rud. Pechhold:

1. Bein Sternlan.

O stünd i so hoch,
So hoch wie die Stern',
Und mei Diandal bei mir:
Dös gefollat ma gern.

Do hätt ma schö' Ruh
Von da falaschen Welt
Und wär't a so nengert*)
Zum Herrgott gestellt.

Der hätt' oft'n**) Freud,
Wenn ma busseln uns thun,
Es lochaten d' Sternla
Es lochat a d' Sunn'.

Es lochaten d' Engla
Im Himmel so weit;
I moan, liaba Herrgott,
Du mochst ma de Freud'.

2. Mei Liad.

Mei Liad is koa G'song
Und mei Liad is koa Red'
Und mei Liad is net z'long
Und kurz is a net.

Und do plausch'ma, wer will
Von die sakrisch'n Leut;
Mei Liad is mei G'fühl
Und mei Schotzla is g'weiht.

*) nahe. **) dann.

Brauch und Sitte, Tracht, Lied und Spruch.

Brauch und Sitte in Nordmähren.

Die politische Grenze, welche nord-südöstlich über die Hochkämme der Sudeten laufend, Schlesien von Mähren trennt, hat ethnographisch durchaus keine Berechtigung. Die Deutschen im nordwestlichen Schlesien und die Deutschen in Nordmähren gehören ethnographisch zusammen. Was sie in Mundart, Sitte und Brauch etwa heute von einander unterscheidet, scheint erst recht zu beweisen, daß sie von altersher der Zeiten Leid und Freud mit einander getheilt haben, daß sie wie die Berge selbst fest gestanden sind und ihrer Väter Sitte bewahrt haben in der sie im Norden und Süden umwogenden Brandung fremder, czechischer und polnischer Völkerwellen.

Durch Jahrhunderte müssen die Gebirgsdeutschen, im Norden bedrängt von den Polen, im Süden eingeschlossen von den hannakischen Volkselementen einen nationalen Kampf zu bestehen gehabt haben, der am Ende wohl für sie unglücklich ausgefallen wäre, wenn ihnen nicht die Přemyslidenfürsten durch reichliche Förderung sächsischer und mitteldeutscher Colonisation im 12. und 13. Jahrhunderte erwünschte Hilfe gebracht hätten.

Diese Přemyslidencolonisation, deren eifrigster Förderer in Mähren der Olmützer Bischof Bruno von Schaumburg war, ist für die Erhaltung des deutschen Volksthums in Nordmähren und Schlesien ganz zweifellos von weittragender Bedeutung gewesen. Sie erstreckte sich auf Nordböhmen, Nordmähren und ganz Schlesien

die Grafschaft Glatz mit eingeschlossen, drängte an den Rändern der Gebirge das slavische und polnische Volkselement zurück, brachte insbesondere in der schlesischen Ebene das Polenthum zum Verschwinden und schuf den Gebirgsdeutschen, sowie dem Deutschthume in den Städten ein gemeinsames Stammesbewußtsein, einen nationalen Character, den man auf Mundart und Volksbrauch bezogen, im Allgemeinen als fränkisch oder mitteldeutsch bezeichnen muß, einen Volkscharacter, der sich auch heute im ganzen Umkreise des nordmährischen Gebirges — nur dieses ist hier ins Auge zu fassen — feststellen läßt.

Indem ich also einerseits die ethnographische Zusammengehörigkeit aller deutschen Volkselemente im nordmährischen Gebirge, sowie an dessen Nord- und Südrande feststelle, eine Zusammengehörigkeit, welche in erster Reihe der Přemyslidencolonisation ihre Entstehung verdankt, glaube ich jedoch ausdrücklich hervorheben zu sollen, daß an den Südrändern des Gesenkes insbesondere in der Mundart und im Volksbrauche sich süddeutsches bairisch-tirolisches Wesen widerspiegelt. Das muß, da Berichte über spätere Colonisationen von Baiern her nicht vorliegen, — zum mindesten nicht für das Kuhländchen, — auf altgermanisches, also quadisches Volksthum zurückgeführt werden, das im nordöstlichen Winkel der Markgrafschaft die ersten slavischen Jahrhunderte ohne Einbuße an seiner Eigenart überdauerte und auch später noch neben dem mitteldeutschen Wesen, dessen Einfluß ja auch hier unverkennbar ist, bewahrte.

Das Gesagte gilt insbesondere für die Mundarten, die man in ganz Nordmähren, Preußisch-Schlesien, der Grafschaft Glatz und im Riesengebirge als mitteldeutsch, fränkisch bezeichnen muß. Zwischen diesen Mundarten des Gebirges und jener der schlesischen Ebene besteht kein wesentlicher Unterschied. Auch wenn man kein Sprachforscher ist, merkt man bei einer Bereisung dieser Gegenden sofort, daß überall derselbe Grunddialect gesprochen wird, wenn man auch in einzelnen Ausdrücken und Redewendungen erkennt, daß man sich nur im vetterlichen Nachbarhause, nicht im eigenen befindet. So wird der Nordmährer in Schlesien und

Glatz überall leicht verstanden und versteht überall leicht, während er z. B. im Kuhländchen, wo eben bairisch-tirolische Sprachelemente erhalten sind, unter Umständen sprachlichen Misverständnissen begegnet.

Zwar wechselt auch im Gebirge der Dialect von Gegend zu Gegend, ja mitunter von Dorf zu Dorf, doch hat man es nur mit Eigenthümlichkeiten der Aussprache und Betonung zu thun; die Wortstämme bleiben und nur einzelne Worte erscheinen als Specialität einzelner Gegenden. Selbst der Theßthaler Dialect ist nur eine Variante der nordmährisch-schlesisch-böhmischen Volkssprache und bildet den Uebergang von dieser zum Schönhengster Dialecte.

Unter solchen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, daß auch die Volkssitten in ganz Nordmähren den gleichen Grundcharacter haben, daß sich die einzelnen Ortschaften in Gebräuchen, Liedern und Sprüchen nur wenig von einander unterscheiden. Noch vor einigen Jahrzehnten bildete die Tracht in gewisser Beziehung ein unterscheidendes Merkmal einzelner Gegenden und Ortschaften. Die fortschreitende Cultur hat auch mit der Volkstracht aufgeräumt und an Stelle dieser unterscheidenden Eigenthümlichkeiten durch landwirthschaftliche und gesellige Vereine das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit gesetzt — ein Tausch, der gerade nicht zu bedauern ist.

Wer übrigens nur ein wenig mit der Geschichte unserer deutschen Volkstrachten bekannt ist, wer z. B. Gelegenheit hatte, größere Sammlungen von weiblichen Kleidungsstücken des vorigen Jahrhunderts aus unsern deutsch-mährischen Gegenden zu sehen und den geradezu wunderbaren Geschmack kennen zu lernen Gelegenheit hatte, der sich in den Stickereien und sonstigen Handarbeiten unserer deutschen Bauersmädchen und Bauersfrauen ausdrückt, der wird sicher lebhaft bedauern, daß die Volkstracht verschwunden ist.

Die moderne Tracht der Bevölkerung ist sehr einfach.

Den Weber kennzeichnet eine Leinenhose mit überbundener blauer Schürze, der Bauer trägt eine braune oder braunschwarze Lederhose, hohe Stiefel und eine grobe Arbeitsjacke. Das weib-

liche Dorfvolk liebt noch bunte Kopftücher, lebhafte Farben an den mäßig langen Kleidern und eine hübsche Schürze. Wohlhabende Mädchen und Frauen sieht man insbesondere an Sonn- und Feiertagen nur in Modekleidern.

Der Gebirgler besitzt, mit Ausnahme der meist schwächlichen armen Lohnweber, eine gesunde, kräftige Körperbeschaffenheit. Wohlgebaut und mit unverwüstlicher Gesundheit ausgerüstet, bewältigt er frisch und fröhlich die Hindernisse, die eine Gebirgsgegend der Cultur entgegenstellt, trotzt mit Erfolg den Unbilden des rauhen nebeligen Gebirgsklimas und ist unermüdlich strebsam und fleißig; kein Erwerb ist so gering, kein Boden so schlecht, daß er vor der Ausnützung zurückschrecken würde. Die bergige Heimat ist ihm ins Herz gewachsen und er ist darum stets bemüht, seinen Lieblingsort so schön, so wohnlich und gemüthlich als möglich zu machen; mit zäher Ausdauer hängt er an der Sprache, den Sitten und Gebräuchen, die er von den Vorfahren geerbt. Er ist stolz auf seine Abstammung und reich an echtem Patriotismus.

Die Hausfrau ehrt und achtet er besonders; sie selbst ist meist vollkommen in die Geschäfte des Mannes eingeweiht und vertritt denselben, wenn er gehindert ist, sein Geschäft zu leiten; sie ist ungemein häuslich und sparsam und schreckt vor keiner Arbeit zurück. Die erwachsenen Töchter sind einfach und häuslich erzogen; auch sie sind von dem Grundsatze beseelt, daß Arbeit in allen Fällen nur ehrenvoll ist. Geschickt in der Arbeit, sparsam im Haushalte und gewandt im Umgange mit Menschen, sind sie ganz geeignet, einen glücklichen, häuslichen Herd zu gründen.

Lernbegierde, Wahrheitsliebe, Reinlichkeit, Treue und große Duldsamkeit sind außerdem Zierden; Neugierde, Leichtgläubigkeit und Aberglaube Schwächen der heimatlichen Bergbewohner.

Was die Erziehung der Jugend anbelangt, so ist dieselbe vollkommen geeignet, Menschen heranzubilden, denen die Unbilden des Klimas gleichgiltig sind. Schon am zweiten oder dritten Tage nach der Geburt wird das Kind ohne Rücksicht auf Jahreszeit oder Witterung in die oft eine Stunde weit entfernte Pfarrkirche zur Taufe getragen. Der stete Wechsel der Temperatur im Aufenthaltszimmer, das in den meisten Fällen Wohnzimmer

Küche und Schlafstelle vereinigt, gewöhnt es an Hitze, Kälte und Feuchtigkeit. Kinder, oft erst zwei oder drei Jahre alt, sieht man bei dem armen Gebirgsbewohner oft mitten im Winter im Hemde mit nackten Füßen und bloßem Kopfe vor der Hausflur im Schnee und auf dem Eise herumspringen; Schulkinder werfen oft schon im Februar die ihnen lästige Fußbekleidung weg und wandeln bloßen Fußes wohlgemuth zur Schule; Knaben sieht man stundenlang in ganz einfacher, leichter Kleidung selbst an strengen Wintertagen lustig auf dem Eise herumtanzen oder mit Windeseile über einen steilen Berg mit ihren Handschlitten herunterfahren.

Es gehört wahrhaft eine kernige Natur dazu, alle diese Unbilden freiwillig und zur eigenen Freude zu ertragen und dabei kräftig und gesund ein hohes Alter zu erreichen.

Der Gebirgler ist ein Freund heiterer Gesellschaft. Bei der Aufrichtigkeit, die ihm eigen, erwirbt er sich leicht Freunde, trinkt in ihrem Kreise gern ein gutes Glas Bier und verübt manch lustigen Schabernack. Seine Freunde und Verwandten ladet er gerne zu einem kleinen Schmaus ins Haus, insbesondere beim „Sautanz" dürfen dieselben nie fehlen. Ausgiebige Gastfreundschaft hindern die meist sehr bescheidenen Wohn- und Lebensverhältnisse. An Winterabenden waren früher die Rockengänge üblich. In einem Kreise saßen die jungen Spinnerinnen und drehten behend das schnurrende Spinnrädchen.

Denken wir uns einen Augenblick in die Zeit zurück und lauschen wir den Erzählungen in der Rockenstube.

Wir hören von der Schlangenkönigin mit der goldenen Krone — manchmal ist's auch ein Schlangenkönig — die mancher gesehen haben will und auch leicht um ihre Krone zu bringen weiß; wir hören von den vielen Schätzen an rothem Golde, das entweder fürchterliche Drachen herbeibringen, oder im Innern der Berge bewachen, wohin zu gelangen nur besondere Glücks- und Sonntagskinder berufen sind, denen es aber auch nur selten zu ihrem Glücke ausschlägt; — wir hören auch noch von versunkenen Städten und Ortschaften, an deren Stelle helles Glockengeläute

vernommen wird; ja selbst Glocken werden von Hirten oder Thieren aus der Erde gegraben.

Neben all den heimischen Sagen und Märchen waren es auch die allgemein bekannten und vielgeliebten Märchen unseres großen, deutschen Volkes, die beim Rockengange erzählt wurden; die uns auch heute noch, wenn auch nicht mehr in der Spinnstube, in Nordmähren wie in Südmähren entgegen tönen.

Doch werfen wir zunächst einen Blick auf die äußere Anlage des Hauses und der sonstigen Wirthschaftsbaulichkeiten im Gebirge.

Wir finden überall echt deutschen, u. zw. mitteldeutschen oder fränkischen Typus. Fast ausnahmslos sehen wir die Wohnräume von den Scheuern getrennt, nur Pferde- und Kuhställe sind mit den Wohnräumen unter gleichem Dache. Die Hausthüre liegt nicht in der schmalen oder Giebelseite, sondern in der Langseite, die bei Hofanlagen in den innern Hof gekehrt ist. Das ganze als langes Viereck sich darstellende Haus ist auf eine Grundmauer aus Bruchsteinen gesetzt und entweder aus Schrottbalken (Bohlenwänden) gezimmert oder aus Fachwerk errichtet, dessen Fache durch Stecken ausgesetzt sind, die mit strohgemengtem Lehm von beiden Seiten beschlagen wurden. An die Stelle der Bohlenwände und des Fachwerkes sind heute schon überall Ziegelwände getreten. Bei Häusern aus dem vorigen Jahrhunderte ist aber Fachwerk und Bohlenwand noch vielfach anzutreffen, wenn sie auch mitunter durch einen Mörtel- oder Lehmaufwurf gedeckt erscheint.

Die innere Eintheilung des Hauses ist folgende: Von dem gepflasterten Gange*) der sich zwischen der Düngergrube und dem Hause hinzieht, tritt man über eine Holzschwelle oder mehrere Steinstufen in die Hausthür, die erste der drei Thüren, die das Haus gewöhnlich an der Langseite hat. Die Hausthür war früher überall doppelt. Vor der innern durch einen Balken verschließbaren Thüre lag das oder der G a t t e r, eine Halbthür mit einem Schnallendrücker. Durch die Thür tritt man in den Haus-

*) Er heißt am Südrande der Sudeten die Gredel und das Wort scheint zusammenzuhängen mit dem bairischen: „Grede.“ Im Gebirge selbst ist der Ausdruck L e i b e, L a b e = Laube gebräuchlich.

flur, in das Haus. Hier steht in größeren Wirthschaften ein Herd, in kleineren Bauernhöfen dient die rechts vom Hausflur gelegene Wohnstube zugleich als Herdraum. Der Hausthür gegenüber liegen in entsprechender Entfernung die Eingangsthüren in Pferde- und Kuhstall. Hinter dem Kuhstalle findet man in der Regel noch einen schoppenartigen Anbau, der das Haus abschließt.

Der Backofen ist entweder an der Gartenseite dem Hause angebaut und mit einem Schleppdach gedeckt oder in die Wohnstube u. zw. hinter den Kochofen verlegt, wo er einen Zimmerwinkel einnimmt und die sogenannte „Helle" oder „den Henderufa" (Hinterofen) bildet. Der Stubenthür gegenüber liegt gewöhnlich die innere Thür zum Pferdestalle. Neben diesem befindet sich der Stall für das Rindvieh, der durch eine Thür mit der „Labe" in Verbindung steht. Die Scheune steht, wie schon bemerkt, in der Regel abseits vom Wohngebäude, nur bei kleineren Besitzen kommt sie ausnahmsweise als Anbau des Hauptgebäudes vor.

Auf der Hofseite, die gegen das Haus sieht, liegt in der Regel das Ausgedinge oder Auszughaus, worin der frühere Besitzer der Wirthschaft, nachdem er sie abgetreten oder verkauft hat, im Ausgedinge sitzt. An dieses Auszughaus sind auch wohl noch Ställe für Kleinvieh oder Arbeitsschopfen, oder Geräthekammern angebaut. Einen großen Theil des Hofes*) nimmt der Düngerhaufen ein, der in unmittelbarer Nähe des Stalles aufgeschichtet wird.

Das ist der Typus des Bauernhauses in Nordmähren. Er ist gewiß fränkischen Ursprunges und somit ein Beweis für die Ausgiebigkeit der fränkischen oder mitteldeutschen Colonisation.**)

Allein die nordmährischen Dörfer unterscheiden sich doch in Einer Beziehung sehr auffallend von den Dörfern in Schlesien und der Grafschaft Glatz, dadurch nämlich, daß, am Südrande

*) Der Ausdruck „Hofreithe" (Hoverüte) kommt in Mähren nicht vor.

**) Im Uebrigen unterscheidet er sich auch nicht wesentlich von dem sogenannten „Vogelweider-Typus" am linken Donauufer, der dem österr.-bairischen Stamme zugehört.

der Sudeten wenigstens, fast überall der Grundbesitz jeder einzelnen Wirtschaft oft in 10 ja noch mehr kleine, weit auseinanderliegende Parzellen zerstückelt ist, während in Schlesien und der Grafschaft Glatz jeder einzelne Bauerngrund vom Hause aus in Einem ungetheilten Stücke bis zur Gemeindegrenze läuft.

Wie ist dieser Umstand zu erklären? Ich glaube wohl daß man ihn zurückführen darf auf die altgermanische Sitte, bei der geplanten Anlage eines Dorfes den Boden nach der Güte zu theilen und jeder Hofreithe sodann von jeder Güte eine entsprechende Parzelle zuzuweisen.

Die Quaden haben diese Sitte, als sie bei dem Eindringen der Slaven ins Gebirge zurückwichen, von der Ebene mitgebracht und in den neuen Sitzen weiter gepflegt. Als dann später sächsische und mitteldeutsche Colonisten den alten quadischen Siedlungen im Gebirge zuwuchsen, konnten sie wohl der Bauart der Häuser und der ganzen Anlage den Stempel ihres Wesens aufprägen, allein die alten Besitzverhältnisse, die alten Eigenthumsrechte an Grund und Boden blieben trotzdem bestehen und scheinen mir auch heute noch den unmittelbaren Zusammenhang mit altgermanischer Cultur herzustellen. Die schlesische Ebene, der Professor Weinhold bis ins zwölfte Jahrhundert eine zum großen Theile slavische Bevölkerung zuweist, zeigt deshalb auch in der Bodenvertheilung die slavische Sitte der reinen ohne Rücksicht auf die Qualität in ganzen arrondirten Stücken den einzelnen Hauscommunionen zugewiesenen Familienerbe.

Dies meine unmaßgebliche Meinung über eine Erscheinung, die sicherlich einer eingehenden wissenschaftlichen Untersuchung werth ist.

An Volksbräuchen hat sich bis zur Gegenwart noch Manches erhalten und es zeigt sich auch hier, daß der Misbrauch im Allgemeinen länger andauert als der Brauch, der Aberglaube länger als der Glaube.

So hängt man z. B. in manchen Dörfern — nicht in allen — Kindern sowohl wie Hausthieren rothe Tuchlappen an, damit sie gegen Beschreiung — das ist eine durch lautes Lob hervor-

gerufene Bezauberung*) — sicher seien. Ein weißes Kreuz an der Stallthür schützt das Vieh vor Hexerei; doch sieht man solche Beschwörungszeichen nur noch selten; dagegen findet man zu gleichem Zwecke noch öfter verschiedene heilsame Kräuter — wohl auch einen Rasenziegel, der am letzten April ausgestochen wurde — unter der Schwelle der Stallthüre. Wird ein Stück Vieh angekauft, so achtet man sorgfältig darauf, daß es den neuen Stall zuerst mit dem rechten Fuße betritt. Eine Kuh, die man über das Wasser führt, muß dreimal angespritzt werden, wenn sie nicht den „Hauk" — eine Augenkrankheit — bekommen soll. (Haslicht)

Vor einigen Jahrzehnten war es in vielen Dörfern noch üblich, um das Bett der Wöchnerin eine Art Vorhang aus Linnenzeug — die Baude — herzurichten. Der glückliche Vater hieß in einem solchen Falle der Baudner und durch die Baude wurden böse Geister und Hexen vom Bette der Wöchnerin abgehalten. Die Windeln durften nur im Hause gewaschen werden und dem Kinde wurde als Schutz gegen Verhexung ein Rosenkranz ins Bettchen gebunden. Die Wöchnerinnen durften das Zimmer nicht verlassen, insbesondere nicht Boden und Keller betreten. Wenn sie Jemand durch das Fenster anrief, durften sie nicht antworten. Eine Nichtbeachtung dieser Vorschriften konnte leicht zur Folge haben, daß das Kind mit einem Wechselbalge vertauscht wurde. Eine Wöchnerin, die zum ersten Male wieder das Haus verließ, wurde von allen Weibern des Dorfes in die Kirche begleitet und diese Ehre widerfuhr auch dem ärmsten Weibe des Dorfes. (Lippein.)

Bei einem Todesfalle in einer Familie mußte zunächst die Uhr zum Stehen gebracht werden. Diese Uebung hat sich noch bis in die neueste Zeit an vielen Orten erhalten. Von dem Ableben des Hausherrn oder der Hausfrau mußten das Vieh und die Bienenstöcke durch eine Ansprache verständigt werden. War der Leichnam aus dem Hause getragen, wurden Hausflur

*) In den Städten wird der rothe Tuchlappen durch das Wörtchen „unberufen" ersetzt, das gewiß keine Mutter, der man ihr Kind lobt, zu sagen vergißt. Auch der Culturmensch trennt sich schwer von der Gewohnheit.

und Zimmer gereinigt, doch wurde das Kehricht wieder in den hintersten Winkel der Stube zurück getragen.

Unmittelbar nach dem Leichenbegängnisse versammelten sich die Theilnehmer an wohlbesetzter Tafel, um „das Leid zu vertrinken." Diese Sitte, oder vielmehr Unsitte besteht heute noch im ganzen Umkreis des Gebirges.

Die Feier der Hochzeiten wird immer mehr ihres althergebrachten Brauches entkleidet. Der Hochzeitbitter oder Druschmann ist so ziemlich verschwunden und mit ihm sind auch eine Menge heiterer Sprüche und Reden in Vergessenheit gekommen, die keineswegs des Witzes entbehrten.

Ich theile als Probe solcher Reden zwei Ansprachen mit, die zwar aus dem nordwestlichen Schlesien stammen, aber mit Rücksicht auf die ethnographische Zusammengehörigkeit wohl auch hier angeführt werden dürfen. In seinem Festkleide, dem langen schwarzen Rocke, den Kopf mit einem Filzcylinder geschmückt, einen großen Rosmarinzweig im Knopfloche, um den linken Arm ein Seidenband geschlungen, dessen Enden weit herabfielen, so erschien der Druschmann und hielt in salbungsvollem Tone nachstehende Einladungsrede:

„Liebe Freunde! Ich bin ein geschickter Bote von dem Brautpaare wie auch von den gegenseitigen Eltern. Darum ersuche ich, Sie wollen mir meine kleinen paar Worte erlauben. Hochgeehrte Freunde! Indem sich das Brautpaar besonnen haben, ihren Ehrentag auf den künftigen Dienstag abzuhalten und den Herrn und die Frau gerne dabei sehen und haben möchten, darum ersuche ich sie auf den künftigen Dienstag früh gegen sieben bei dem Herrn Bräutigam in seiner Behausung zu erscheinen und von da mit ihm zu spazieren bis zu seiner tugendsamen Jungfer Braut. Da sind sie ganz freundlich eingeladen auf ein Frühstück, auf ein Stück Butterbrod und ein Glasel Schnaps. Allda wird dem Bräutigam die Braut durch den Handschlag überreicht werden. Von da bittet das Brautpaar mit ihnen zu spazieren bis in das ehrwürdige Gotteshaus, wo dem Bräutigam die Braut durch die priesterliche Copulation wird ertheilt werden. Unter der heiligen Messe sind Sie ersucht, das Ihre Gebet mit dem ihrigen zu

vereinigen, damit Gott der Allmächtige Glück und Segen verleihen möge. Nach vollendeter heiliger Messe bittet das Brautpaar mit ihnen zu spazieren bis zu dem Herrn Bräutigam. Da sind sie ganz freundlich eingeladen auf ein Hochzeitsmahl, eine Tasse Caffee, ein Stück Weißbrod oder Kuchen und ein Bier oder Wein. Nach vollendetem Hochzeitsmahle bittet das Brautpaar mit ihnen zu dem Herrn Gastwirthen zu spazieren und da sich mit einem Ehrentanz zu bedienen; dagegen bitte ich noch einmal, Sie wollen mir meine paar Worte fürlieb haben, damit ich ein guter Bote sein möge!"

Unmittelbar vor dem Abgange des Brautpaares zur Trauung hielt der Druschmann folgende Rede:

„Mein lieber Herr Bräutigam! Ich übergebe Dir die Jungfer Braut, so wie Christus seine Mutter dem Johannes übergeben hat und ich hoffe, daß Ihr gethan habt wie die Brautleute in Kanaan, wie sie daheim zur Hochzeit geladen. Wie er das Wasser in Wein verwandelt, so hoffe ich, wird er auch bei uns sein, wenn auch nicht sichtbar doch unsichtbar und wird diesen zwei Eheleuten das Wasser der Trübsal in den Wein der Freude verwandeln. Meine Lieben! Nun ist es geschehen. Ins Schicksal muß man sich fügen. Da will sich Euer Kind bedanken, für die große Liebe, so ihm von Euch ist erwiesen worden, indem Ihr Kreuz und Trübsal von ihm abgewendet und auf Euch geladen habt und sie bittet um Euern Segen. Mein liebes Brautpaar! Ihr verlaßt Vater und Mutter und werdet durch das Band der Ehe noch mehr mit einander verbunden als Bruder und Schwester. Danket daher Euern Eltern für die große Mühe, die sie bei Eurer Erziehung gehabt haben. Ehret sie selbst noch in ihren alten Tagen. Da werden sie Euch segnen und auch an Gottes Segen wird es nicht fehlen. Zum Schluße wünsche ich Euch zu Eurem angehenden Ehestande Glück und Segen und die ewige Seligkeit. Amen."

Wie man sieht, war die Thätigkeit des Druschmannes bis zu dem Augenblicke der Trauung eine ziemlich ernste; dagegen

durfte er sich beim Hochzeitsmahle vollständig gehen lassen. Je mehr und derbere Späße er zum Vortrag brachte, desto dankbarer waren die Gäste, desto reichlicher flossen die Spenden, die der Druschmann unter allerlei Vorwänden zu seinem eigenen Nutz und Frommen absammelte. Das Geschäft des Druschmannes wurde professionsmäßig betrieben und brachte witzigen Leuten, die bald weit und breit bekannt wurden, ganz hübschen Verdienst. Die vorstehend mitgetheilten Ansprachen stammen von einem Druschmann-Veteranen, der früher viel beschäftigt war, gegenwärtig aber seinen Unterhalt ausschließlich durch die ehrsame Schneiderkunst erwirbt. — Doch begleiten wir nunmehr den Volksbrauch durch den Wechsel der Jahreszeiten!

Für die junge Welt war früher der Andreastag ein sehr bedeutungsvoller. Am Abende dieses Tages (am 31. November) war ein Blick in die Zukunft gestattet. Da wurde Glück gehoben, Blei gegossen, Holz gerafft, der Zaun oder der Pflaumenbaum geschüttelt, ja Huhn und Hund mußten als Orakel dienen. Das Glückheben bestand darin, daß man einen von drei Töpfen, unter denen Lehm, Brod und Geld verborgen war, aufhob und je nach dem aufgedeckten Funde auf Tod Nahrung oder Reichthum rechnen durfte. Die Sitte war und ist zum Theile noch im ganzen Gebirge verbreitet. Das Bleigießen ist allgemein bekannt. Das Holzraffen wurde nur in einzelnen Ortschaften geübt. Die ledigen Mädchen liefen gemeinschaftlich in der Dunkelheit zum Holzstoße eines Nachbarn und rafften schnell einen Arm voll Holz auf. Fand sich bei der Nachzählung, daß sie eine ungerade Anzahl von Scheitern erwischt hatten, so durften sie auf einen Witwer, im andern Falle auf einen ledigen Bräutigam hoffen.

Um zu erfahren, wie der ledige Bräutigam aussehe, oder woher er kommen werde, giengen die Mädchen auch in den Garten und fragten sich beim Pflaumenbaume oder beim Zaune mit dem Sprüchlein: „Gartenzaun ich schüttel dich, fein's Lieb, ich witter dich" an, Das thaten sie aber verstohlen. Auch die Hühner mußten auf die Frage Antwort geben. Zu diesem Zwecke wurden sie im Schlafe gestört und nun hieß es:

„Kräht der Hon	oder auch:	„Mald't sich der Hon,
Kriegste an Mon		Kimmst bald dron,
Gackert die Henn		Mald't sich die Henn,
Wer waß wenn" *)		O wer waß wenn."

Das Bellen der Hunde in der Andreasnacht zeigt die Gegend an, aus welcher der ersehnte Bräutigam kommt.

Ein eigenthümlicher mit dem Andreasabende im Zusammenhang stehender Brauch war in den Städtchen Hof, Bautsch Bärn, Braunseifen das Fest der „Lichtschnur," das noch vor wenigen Jahren gefeiert wurde.

Um diese Zeit, in der die Feldarbeiten eingestellt und die Abende länger werden, tritt die Oellampe in ihr Recht, d. h. sie wird an der quer über den Webstuhl gezogenen Lichtschnur aufgehängt. Am Sonntag zuvor wurde nun im Wirthshause eine gemeinsame Unterhaltung veranstaltet. Bei derselben spannte man über die ganze Breite der Wirthsstube einen mit Tannenreisig umwundenen Strick, behängte denselben mit Eßwaaren und Leckereien und auf ein gegebenes Zeichen stürzte Alles auf die Lichtschnur zu, um sich der aufgehängten Leckerbissen zu bemächtigen. Die flinksten Hände richteten dabei das Meiste aus und insofern durfte die Plünderung der Lichtschnur als eine Art Orakel angesehen werden.

Auch die Faschingstage wurden in einzelnen Ortschaften zu einem Blicke in die Zukunft verwerthet; doch nur in landwirthschaftlicher Beziehung. Man säte am Faschingsonntag, Montag und Dienstag in je einen Blumentopf Lein und beobachtete das Keimen der Saaten in den drei Töpfen. Je nach der Vorzüglichkeit der Probesaat entschied man sich dafür, den Lein am 1., 2. oder 3. Juni zu säen.

Die Nikolausfeier wird noch in vielen Ortschaften abgehalten. Am Vorabende des Nikolaustages erscheint dann wohl ein als Bischof Niklas verkleideter Knecht oder Familienfreund mit dem Spruche:

„Ich bin der Nickel aus dem Himmel,
Reit einen weißen Schimmel.
Ich komm' aus dem Himmelreich,

Und straf die Faulen alle gleich.
Wenn die Kinder nicht fleißig beten und singen,
Wird ihnen die Ruth' auf dem Rücken rumspringen;
Wenn die Mädchen nicht fleißig spinnen und kochen,
Wird auf ihnen der Teufel rumpochen."

Hierauf wird, je nachdem, ein kleines Examen mit den Kindern abgehalten; die Braven werden belohnt, die Faulen wurden früher durch den Begleiter des Bischofs, der möglichst grimmig als Wauwau verkleidet war oder gar Hörner trug und somit den Teufel vorstellte, in Schrecken versetzt. Die zuletzt erwähnte Maske wird jetzt schon überall ausgeschlossen, was nur zu loben ist.

Am heiligen Abende erglänzen in allen Häusern des Gebirges die Lichtlein des Christbaumes und bringt das Christkind seine Gaben, vorausgesetzt, daß die Kinder brav sind und bis zum Eintritte der Dunkelheit gefastet haben. Man hat ihnen dafür wohl das goldene Lamm am Himmel gezeigt und setzt ihnen zum Nachtessen eine reichliche Mahlzeit vor, bei der Honigbrot, Kuchen, Äpfel und Nüsse nicht fehlen dürfen. Eigentlich müssen an diesem Abende neunerlei Speisen auf den Tisch kommen. Auch das Vieh erhält an diesem Abende und am Weihnachtsfeiertage eine Hafergarbe oder eine andere Aufbesserung zu dem gewöhnlichen Futter; abgesehen davon, daß ihm in wohlhabenderen Bauernfamilien Proben von sämmtlichen Weihnachtsgerichten vorgesetzt werden. Der Tisch darf nach der Mahlzeit am heiligen Abende nicht abgedeckt werden, sondern bleibt bis zum nächsten Tage stehen; nur die vier Enden des Tischtuches dürfen zurückgeschlagen werden. Eine besondere Kraft wohnt dem Tone der Kirchenglocken an diesem Abende inne und es gilt als ausgemacht, daß Obstbäume, die während des Läutens am heiligen Abende mit Strohseilen umwickelt werden, im nächsten Jahre reichliche Früchte bringen; doch muß man sich beeilen, mit der Arbeit während des Läutens fertig zu werden; sie wäre sonst vergebens gewesen.

Weihnachtsspiele.

Vor Jahrzehnten waren kleine von Kindern aufgeführte Weihnachtsspiele vielfach geübte Sitte. Heute sind sie wohl zum größten Theile verschwunden. Inmitten des geschlossenen deutschen Sprachgebietes in Nordmähren konnte ich keinen Text eines solchen Weihnachtsspieles mehr auftreiben, dagegen wurde mir ein solcher Text u. A. aus der Olmützer Sprachinsel u. zw. aus der Ge- Gemeinde Nimlau, also von einem durch den Slavismus außerordentlich bedrohten Punkte zur Verfügung gestellt. Es ist erfreulich und bedeutsam, daß sich die hübsche alte Sitte hier lebendig erhalten hat. Sie beweist gleichzeitig, daß das Deutschthum hier aus alter Wurzel gewachsen, und nicht etwa erst zur Schwedenzeit entstanden ist.

Das Spiel wird ausschließlich von Kindern aufgeführt u. zw. in folgender Weise:

Die Hauptrollen sind die der Mutter Gottes, des heiligen Josef und des Erzengels Gabriel. Die Darstellerin der Mutter Gottes trägt ein weißes Kleid, Kranz und Schleier und hält das in der Krippe liegende Jesukindlein, auf Moos gebettet, in ihren Armen. Die Krippe mit dem Kindlein ist durch einen Schleier verdeckt und wird bei der Aufführung des Spieles auf einen Tisch gestellt. Gewöhnlich werden neben der Krippe auch noch einige aus Holz geschnitzte Thiergestalten, Ochs und Esel vorstellend, angebracht. Der Darsteller des heiligen Josef trägt einen grauen Bart und ist in einen blauen Mantel gehüllt. Hacke und Hammer, die Zimmermannswerkzeuge trägt er bei sich und ahmt die Zimmermannsarbeit während des Liederspieles nach. Auch einen Kochteller sieht man bei ihm. Der Erzengel Gabriel ist weiß gekleidet, trägt eine goldene Krone und hat ein Scepter in der Hand. Außer diesen drei Personen kommen noch

drei Hirten: Honsla, Jürgla und Mertla vor, die große mit farbigen Papierstreifen besetzte Hüte tragen.

Die Darsteller dieser sechs Rollen gehen nun am Weihnachtsabende von Haus zu Haus. Zuerst tritt der Erzengel Gabriel in die Stube und singt:

„En schien guden Obend gib Euch Gott!
Ich bin ein herabgesandter Bot'.
Von Gott bin ich herabgesandt,
Der Engel Gabriel werd' ich genannt;
Ene Krone trag ich auf meinem Haupt,
Die hot ma Gott dr Vater erlaubt;
En Scepter trog ich in meiner Hand
Dos hot mr Gott der Sohn erlangt.
Komm rein, komm rein, Christkindlein klein,
Die Kender wellen nicht gehorsam sein."

Maria tritt nun ebenfalls ins Zimmer und singt:

„En schinen guden Obend gib Euch Gott!
Ich komme rein jetzt Obends spot.
Ich komm herein zu jeder Frist —
Gelobet sei Herr Jesu Christ.
O Engel sag m'r doch die Buß',
Wie sich ein Kind verhalten muß.

Gabriel:

O Christ, was ich Dir sagen wil
Die Welt ist bös', die Kinder viel,
Sie machen nichts als schelten und lügen,
Die Eltern bis in den Tod betrügen."

Maria:

„O Engel, Du sagst m'r gor schlechte Buß'.
Wir wollen wieder fahren fort.
Sponn ein, sponn ein, die Roß in'n Wogen,
Wir wollen wieder in'n Himmel fahren."

Die Hirten sind während dieses Wechselgesanges eingetreten und haben sich unter dem Tische auf das Angesicht geworfen. Jetzt steht der Hirt Mertla auf, klopft den Engel auf die Schulter und spricht:

„Engel, los dr nie bang sein
Christ werd nie lang blein."

Darauf erwidert der Engel Gabriel:

„Komm rein, komm rein, Christkindlein klein
Die Kender wollen etwas besser sein."

Maria:

„O Engel, weil du so fleißig bist,
Will ich erhören dein Bitt'.
Ich will mich auch bedenken, —
Den Kindlein etwas schenken.
Da reich ich Dir das Körbelein.
Theil aus den kleinen Kindelein,
Theil aus nach deinem Ebenbild,
Gib du den Kindlein, was Du willst."

Der Engel vertheilt nun an die Kinder des Hauses Eßwaaren, Äpfel, Nüsse und dergleichen; Maria stellt inzwischen die Krippe mit dem Jesukindlein auf und der Engel spricht dann:

„Auf, auf, ihr Hirten; der Christ ist schon da."

Nun erheben sich die zwei andern Hirten, Honsla und Jürgla, während Mertla sich wieder legt und weiter schläft.

Honsla und Jürgla singen:

„O je, dos is a schines Kendla,
So a schines Kendla ho wr nimmr noch gesahn;
Wir wern es Bruder Mertlan sogn.
Bruder Mertla, steh doch auf!"

Sie rütteln ihn und Mertla steht auf.

Honsla und Jürgla: „Es ist a Kendla geborn."

Mertla frägt: „Na wu denn?"

Honsla und Jürgla:

„Zu Bethlehem.
O je, dos is a schines Kendla,
Wie ichs ho mei Lebtog nie gesahn;
Wir wa'n 'm müssa wohl was schenka."

Der erste Hirt:

„Ich wa'n 'm schenka a Schnittla weißes Brut,
Dos werd dan Kendla schmecken gut."

Der zweite Hirt:

„Ich wa'n 'm schenka a Lammla fett."

Der dritte Hirt:

„Ich schenk 'm a Plitzerla Milch
Vo meiner rothen Kuh
Und a tüchtig Stück Quark dazu.

Die drei Hirten singen:

„Wo liegst de denn du kleiner Schatz?
Do hot jo kaum a Mäusl Platz.
Deine Händlein sind so kalt,
Wie der Schnee vom Himmel fallt.
Deine Füße sind so roth,
Wie der Krabes ei dan Soht.
Is denn do dos Holz so theuer,
Doß Ihr nie mocht a besla Feuer?
Hätt wr ens zuvor bedacht,
Hätt wr ens en Pelz gebracht.
Jürgla laß de Leier brumma,
Mertla laß a Dudelsack summa,

Doß dos Kendla schlafet ein
Ei dem kleinen Wiegelein.
Honsla geh aufs Feld hinaus,
Klaub och 's fette Lammla raus,
Klaub och, klaub och fette Lammla
On en Sag vul Äppelschwammla.
Nim du mid an hübschen Kern,
Doß wr dem Kendla wos verehrn·"

Maria spricht: „Josef, liebster Josef mein!"

Josef:

„Was willst du zarte Jungfrau mein?"

Maria: „Welches soll des Kendlas Name sein?"

Josef: „Jesus soll der Name sein."

Maria:

„Nun so sei es Josef mein.
Jesus soll der Name sein.
Josef, liebster Josef mein
Was sollen des Kindes Windeln sein?"

Josef: „Ein schneeweißes Tüchelein."

Maria:

„Auch so sei es Josef mein!
Ein schneeweißes Tüchelein
Sollen des Kindleins Windeln sein.
Ach Josef, liebster Josef mein,
Was soll des Kindleins Wiege sein?"

Josef: „Die Krippe soll die Wiege sein."

Maria:

„Ach so sei es, Josef mein,
Die Krippe soll die Wiege sein.
Josef, liebster Josef mein!“

Josef: „Was willst du zarte Jungfrau rein?“

Maria: „Was sollen des Kindleins Diener sein?“

Josef: „Ochs und Esel sollen die Diener sein.“

Maria: „Ach Josef, liebster Josef mein!“

Josef: „Was willst du zarte Jungfrau rein?“

Maria: „So wieg mir doch das Kindlein ein!“

Josef:

„Wie kon ich denn dos Kindlein wiegen?
Ich kon jo nie mei Dauma bieg'n.
Hulei, hulei, hulei.“ (Er wiegt das Christkind.)

Engel Gabriel spricht:

„Auf auf, ihr Hirten, nicht schlafet so lang!
Die Nacht ist vergangen, schon scheinet die Sonn'.

Gabriel und die Hirten singen:

„Christkindelein klein, Christkindelein klein,
Welches Erlöser und Heiland soll sein.
Eine schöne Musik in den Lüften thut klingen,
Ein gloria in excelsis ein Engel thut singen.
O großer Gott, o großer Gott,
Ich trau mir's nicht zu sogn;
Ich schäme mich zu Tod..
Dort drunten im Thale
Dort geht der Schein ein, —

Dort muß was himmlisch Verborgenes sein.
Ein alter Stern, ein alter Stern
Der schimmert und glänzet als wie ein Kristern."

Engel Gabriel:

„Jungfrau, was hilft uns das Stehn?
Das Kindlein will ja schon schlafen gehn.
Es drücket schon die Äuglein zu;
Behüt' Euch Gott und schlaft in Ruh!"

Maria und Engel (sich von den Hausleuten verabschiedend:)

„Habt Dank, habt Dank, Ihr Eltern mein
Daß Ihr uns habt gelassen ein
Zu Euere Kindlein groß und kleen,
Und haben wir's Euch auch recht gemacht,
So wünschen wir Euch recht gute Nacht,
Eine schöne gute Nacht, eine sanfte Ruh.
Behüt Euch Gott und schlaft in Ruh!"

Die Hirten, welche sich abermals unter den Tisch zum Schlafen niedergelegt haben, werden jetzt aufgeweckt, indem ihnen der Engel zuruft:

„Auf, auf, Ihr Hirten! Nicht schlafet so lang,
Die Nacht ist vergangen, schon scheinet die Sonn',
Gute Nacht, gute Nacht!"

Die kleine Spielgesellschaft empfängt hierauf allerhand Geschenke und verläßt das Haus, um von Nachbar zu Nachbar das artige Spiel zu wiederholen, soweit es eben gestattet wird.

Die treuherzige Sprache des Volksspieles deutet auf hohes Alter und die stark ins Schriftdeutsche hinüber spielende Mundart auf mitteldeutsches Wesen, in dem sich jedoch auch bairisch-österreichische Merkmale aufzeigen lassen.

Um möglichste Vollständigkeit zu erzielen, schließe ich an dieses Weihnachtsspiel den bereits im „Treuen Eckart," III. Jahrgang Seite 375 mitgetheilten Text eines Weihnachtsspieles aus Altstadt,

der, halb in der Schriftsprache, halb im Dialect gehalten, ebenfalls ein ansprechendes Zeugnis deutscher Volksart und Sitte ist. Die Sprache steigert sich mitunter zu wirklich poetischem Empfinden und im Allgemeinen stimmt das Spiel in Form und Inhalt mit den sonst erhaltenen Volksspielen*) überein.

Der Text lautet:

Vorläufer:

Gelobt sei Jesu Christ!
Ich bin der Vorläfer wie er ist.
Ich verkünde auch die Geburt Jesu Christ,
Die Geburt Jesu Christ mach' ich euch bekannt.
Wir sind aus einem fremden Land.
Wir sind der Leute nicht so viel,
Wir treiben auch kein Kinderspiel,
Das Gelächter lasset bleiben,
Ihr dürft auch kei Gespött nicht treiben,
Die Kinder sollen fleißig beten.
Der Hauswirth kommt herein getreten.

Hauswirth:

Gott grüß' euch meine Leut'!
Heut' hab' ich ausgeschickt mein Weib
Auf den großen Jahrmarkt hinaus,
Einzukaufen alles was ich brauch':
Vom besten Wein, Fleisch und Bier,
Daß ich mich kann setzen zu Tische hier,
Daß ich kann sitzen und dichten,
Meine Sachen wohl und gut einzurichten.
Flink, flank, Fledermaus!
Zieh' ich meinen Degen raus.
Nikolaus trete herein,
Laß hören Deine Stimme fein!

---

*) Zu vergleichen sind die aus der Schönhengster Sprachinsel und dem Kuhländchen mitgetheilten Weihnachtsspiele.

Nikolaus:

Ich komme herein gedrungen,
Möcht' fragen, ob die Kinder haben fleißig gesponnen;
Haben sie dies gethan,
So habe ich draußen einen goldenen Wagen,
Der ist mit edlen Gaben beladen,
Woran die Kinder eine Freude werden haben.
Josef trete herein,
Laß hören deine Stimme fein!

Josef:

Gelobt sei Jesu Christ! Einen guten Abend gebe Euch Gott,
Ich bin ein ausgesandter Bot'.
Vom Himmel herab bin ich gesandt,
Der heilige Josef werde ich genannt.
Maria trete herein,,
Laß hören deine Stimme fein!

Maria:

Einen schönen guten Abend geb' Euch Gott,
Ich bin ein ausgesandter Bot',
Vom Himmel herab bin ich gesandt,
Die Maria werde ich genannt,
Das Jesukind trage ich in meiner Hand.
Engel Gabriel trete herein,
Laß hören Deine Stimme fein!

Gabriel:

Einen schönen guteu Abend geb' Euch Gott,
Ich bin ein ausgesandter Bot',
Vom Himmel herab bin ich gesandt,
Der Engel Gabriel werde ich genannt,
Der Engel Gabriel werde ich genannt.
Den Scepter trage ich in meiner Hand,
Die Krone auf meinem Haupt,

Die hat mir Gottes Sohn erlaubt.
Christkindlein trete herein,
Laß hören deine Stimme fein!

Christkindlein:

Gelobt sei Jesu Christ!
Ich komme herein zu aller Frist;
In alle Häuser kehren wir ein,
Wo die frommen Kinder sein,
Und wo die frommen Mädchen und Knaben
Stets Gott vor Augen haben.
Engel Manuel trete herein,
Laß hören deine Stimme fein!

Manuel:

Ein' schönen guten Abend geb' Euch Gott,
Ich bin ein ausgesandter Bot';
Vom Himmel herab bin ich gesandt,
Der Engel Manuel werde ich genannt.
Der Engel Manuel werde ich genannt,
Das Schwert trage ich in meiner Hand,
Der Stern an meiner Brust,
Daran hat jedes seine Lust.
Ihr Hirten tretet herein,
Laßt hören eure Stimme fein!

1. Hirte:

Holla! holla! mit meiner bräten Trolla
Wär' ich bald zur Thür rei gefolla!
Wenn ich hätt' a Ohr gebroche,
Wos hätt' mei aler Hausvoter derzu gesproche?

2. Hirte:

Pletz, platz, Plonder nei!
Etz wär ich a bale gefolle do rei!

Wenn ich nie wär' gewast su geschwend,
Hätt' mich emgeress'n der rauche, kahle Wend!
Bruder! wos host denn du für an Pauer?

1. Hirte:

Ich ho gor an gude Pauer,
Ar gett mr olle Tog 3 Läffels Sauer,
A Malkle Mellich on Kimmelquork.
Bruder! ich bin gor sakrisch stork!
Bruder! wos host denn du für an Pauer?

2. Hirte:

Ich ho gor an bisn Pauer!
Ar flucht on schelt on sit gor sauer,
On jacht mich olle Tog zum Haus 'naus!
Bruder! mir wann es schlofen legen!

1. Hirte:

Du redst wuhl vom schlofen legen.
Wenn ober der Wolf käm on nähm es de Schof,
Wir es der Pauer ne Pokel prav ostrofn.

2. Hirte: Mr wann es halt doch schlofen legen!

1. Hirte:

Do fällt ar har, wie a Sackle Sied,
Leit do, wie a Schietla Struh,
Ich wammich a pomalichn schlofen legen;

Josef (klopft mit dem Fuße.)

Hauswirth:

Holla, holla, hier!
Wer steht draußen vor meiner Thür?

Josef: Der arme Josef!

Hauswirth:

Was will der Bettler von mir haben?
Ich kann ihm geben keine Gaben!

Josef:

Ich verlange ja keine Gabe,
Sondern eine Nachtherberg' will ich haben!

Hauswirth:

Habt ihr brav Geld in der Taschen,
Könnt ihr bei mir ruh'n und rasten;
Habt ihr eins, so setzt euch nieder,
Habt ihr keins, so geht bald wieder!

Josef:

Kein Gold, kein Silber hab' ich nicht,
Gott wird dein Bezahler sein für mich!

Hauswirth:

Ei, solche Schuldner hab' ich eh' sehr viel,
Die mir Gott bezahlen will.
Es ist alles gelogen,
Ich bin schon so oft betrogen!
Ihr müßt zwei ganz schlechte Leute sein,
Daß ihr kommt so spät herein!

Maria:

Ach Hauswirt! Gedenke doch,
In der Nacht zu reisen ist gar ein schweres Joch.
In der Nacht zu reisen über das Feld, —
Es hat heut' eine große Kält'!

Hauswirth:

Dein Bitten thut ganz sparsam sein!
Bei mir zu bleiben kann nicht möglich sein.

Ich sag' es euch jetzt ganz keck:
Packt euch von mir weg!
Packt euch nur hinaus!
Ich bin Herr im Haus!

Josef:

Ach! Ich armer verlassener Mann!
Was soll ich nur jetzt fangen an?
Die Nacht ist vor der Thür,
Und keine Herberg haben wir!

Hauswirth:

Draußen hab' ich noch einen alten Stall,
Kannst hinein mit deinem Eh'gemahl!
Bei meinem Esel und dem Rind,
Kannst du ruh'n mit deinem Jesukind.
Auf dein Begehren
Kannst du weiter dich beschweren.

Maria:

Erbärmnis, Erbärmnis mein!
Niemand will uns lassen ein;
Auf der Straßen müssen wir bleiben,
Weil wir so gar verlassen sein!

Nikolaus:

Ach Mutter, liebste Mutter mein!
Laßt euer Weinen und Klagen sein!
Es wird schon Herberg vor uns sein
Wenn wir bleiben auf der Straßen,
Wird uns frieren über die Maßen. —

Chor:

Glückselig ihr Hirten, die ihr alle schlaft!
Glückselig ihr Hirten, die ihr alle wacht!

Das Gloria, Gloria singt!
Ihr Hirten, ihr Hirten! erschallet die Stimm',
Das Gloria, Gloria singt!

Gesang der Engel: Gloria in excelsis deo.

1. Hirte: Hör' Bruder, hör! de Engel senge!

2. Hirte: Schlof ok, schlof! as sein ok die ala Schoffschalla, die so klenge',

Gesang der Engel:

Gloria in excelsis deo!
Ihr lieben Hirten laßt euch sagen:
„Sobald der Hammer hat zwölfe geschlagen,
Ist euch geboren Gottes Sohn,
Von einer Jungfrau auserkor'n
Zu Bethlehem im Stalle!"

1. Hirte:

Hör' Bruder hör'! 's is glücklich a Kend geboren!

2. Hirte:

Schlof ok, schlof! der Herr . . . is of der Küchen derfror'n!

Gesang der Engel:

Schaut wie die Schäflein grasen
Auf dem grünen Rasen!
Auf der grünen Haide
Leben sie mit Freude.
Ach mein Hirt steh' nur bald auf,
Lauf' auf Bethlehem hinauf,
Wirst du seh'n ein Kindelein
Auf der Haide liegen,
Mit so vielen Engelein
Fröhlich triumphieren,

Fröhlich jubilieren,
Auf's höchste musicieren!
In excelsis gloria, gloria,
Daß der Gottmensch geboren war.

Gesang der Hirten:

Ob ich gleich ein Schäfer bin,
Führ' ich doch ein' stolzen Sinn,
Führ' ein jung frisch Leben,
Mit lauter Lust umgeben.
D'rum ich sag's und bleib' dabei:
Lustig ist die Schäferei.

Chor:

Lauft, laufet ihr Hirten! laufet alle zugleich,
Und nehmet Schalmeien und Pfeifen mit euch!
Lauft alle zumal
Mit freudenreichem Schall
Auf Bethlehem zum Kindelein,
Zum Jesulein (im Stalle!)
Ihr Nachbarn laufet alle,
Bringt's Wiegelein (daher)
Wollen's Kindelein drin wiegen,
Es zittert (so sehr,)
Heidel pa pei;
Lieb' Kindlein schlaf ei!
Lieb' Kindelein, zart Jesulein,
Ei heidel pa pei! schlaf ei!
Was soll man dem Kindelein
Verehren (zu der Gab'?)
Ein Lämmelein und alles
Was ich hab', was ich hab'.
Eine Windel dazu,
Sie ist auch schon genug,
Damit man das Kindelein
Kann decken fein zu, fein zu.

1. Hirte:

Liebes Kendle du du,
Sah dich wul liegen of an besla Struh, Struh,
Hätt' ich eh ner o dich gedocht,
Hätt' ich der a wos mitgebrocht.
Do ho ich noch a Lammle,
Vom uralten Stammle,
Dos war ich d'r schenke
Zum ewigen Ogedenke.
Wenn de wirst drwochsen sein on gruß,
Do komm zu mir one Onderluß,
Do war ich der gan Kraut, Rüben on Mähren,
Wos mer der liebe Got wird bescheeren.
Bruder! du wirst wul dem Kendle a wos schenken?

2. Hirte:

Liebes Kendle du du,
Sah dich wul a liegen of am besla Struh, Struh,
Hätt' ich ehner o dich gedocht,
Hätt' ich der a wos mitgebrocht!
Do ho ich noch a por Epelspale,
Die ho ich vom jesjähricha Wenter derhale,
Die war ich d'r schenken,
Zum ewichen Ogedenken.
Wenn de wirst drwochsen sein on gruß,
So komm zu mir one Onderluß;
Do war ich der gan Hiersch, Gretz on Grapp'
Drauß kocht Maria an decken, darben Papp.

Maria:

Ach Josef, liebster Josef mein,
Wiegt mir das kleine Kindelein.

Josef:

Wie soll ich denn das Kendle wiegen,
Kon ich dan alde Pokl kam biegen.

Maria:

Nur still, nur still!
Hab' des Geplauders nicht zu viel;
Den du wiegst, ist Gottes Sohn;
Wir empfangen seinen Lohn. —

Chor:

Laßt uns das Kindlein wiegen,
Das Herz zum Krippelein biegen,
(O Jesulein süß,)
Laßt uns das Kindelein ehren,
Als unseren Gott verehren,
(O Jesulein süß,)
Streck und er deine Füß!
Deine Händelein leg' ein
Und schlafe gar fein!
Ochs, Esel nicht brüll',
Das Kind schlafen will.
Ein Kind haben wir gesehen,
Wie ein Engel so schön, so schön!
Dabei auch ein alter Vater (thut steh'n,)
Eine Jungfrau schön zart
Nach engelischer Art.
Es hat uns erfreut
Herzinniglich so schön, so schön.

Christkindel:

Ach Engel, lieber Engel mein!
Geh' und frag die Mutter hübsch und fein,
Ob auch die Kinder gehorsam sein.

Engel:

Ach Mutter liebste Mutter mein,
Ich soll euch fragen hübsch und fein,
Ob auch die Kinder gehorsam sein?

(Zum Christkind:) Ach Christ mein lieber Christ!
Wenn ich dir soll sagen vor gewiß,
Wenn ich dir soll sagen vor's Gesicht,
So sind die Kinder gehorsam nicht.

Christkind:

Ach Nikolaus! du getreuer Knecht,
Sag' du mir's an jetzt eben recht.

Nikolaus:

Mein Christ! wenn ich dir sagen soll,
Die Welt ist böser Kinder voll;
Sie können nichts als schelten und lügen,
Die Eltern bis in den Tod betrüben.
Bald sind sie hier, bald sind sie dort,
Wenn gleich der Vater nimmt die Ruth.
Wenn sie aus der Schule gehen,
Blein sie auf allen Gassen stehen,
Die Blätter aus den Büchern reißen
In alle finstern Winkel schmeißen.
Solche Bosheit treiben sie.
Ihr Kender lot mich's nie probieren!
Ich war euch brav zusommerschmieren.
Ich war euch räfen, war euch schlon,
War ich euch gerothen ei de Lodn.

Christkind:

Ach hätte ich diese Rede zuvor gehört,
In dieses Haus wäre ich nicht eingekehrt.
Diese Mühe hätte ich mir ersparen,
Wär wieder gegen Himmel gefahren.

Engel:

Ach nicht so hart, ach nicht so hart,
Es geht ja nicht nach deiner Art.

Du wirst dich wieder bedenken
Und wirst den Kindern wieder etwas schenken.

Christkind:

Weil der Engel für die Kinder thut bitten,
Thut sich das Herz im Leibe erschüttern,
So will ich mich wieder bedenken,
Und will den Kindern etwas schenken.

Chor:

Nun ade! ihr liebsten Freunde!
Nehmet dieses Spiel in Acht.
Jetzt fängt sich an schon Jesu Leiden.
Als ein klenes Kindelein
In einem Stall ist er geboren,
Zittert ja vor Frost und Kält'.
Gott hat ihn schon auserkoren,
Zu erlösen die ganze Welt.

Hauswirth:

Ach Gott, was hab ich mir heut' gedacht,
Daß ich die Leute nicht beherbergt hab'.
Es war Josef und Maria rein
Mit ihrem liebsten Jesulein.
Jetzt muß ich laufen, was ich laufen kann,
Daß ich sie wiederum treffe an.
Auf den Markt habe ich geschickt mein Weib,
Mich wundert, daß sie so lange bleibt.
Hab' ihr gesagt und anbefohlen,
Einzukaufen und in die Küche zu holen.
Der Kaiser Augustus war in der Stadt.
Er gab gar scharfen Befehl und Rath,
Zu bewachen alle Gassen und Straßen,
Niemand weder ein- noch auszulassen.
Jetzt wünsch' ich allen geruhsame Nacht!

Chor:

Jetzt wollen wir wieder weiter marschieren,
Im Himmel da haben wir unser Quartier.
Der Weg ist uns auf Rosen gebauet,
Wir wollen uns den Himmel anschaun.
Gelobt sei Jesus Christus!

In Bautsch hat sich noch ein Weihnachtslied der Kinder erhalten. Es hat folgenden Wortlaut:

„Palzer Jürgla mit am Schürbla, treib die Schefla ei
Koch dan Kendlan Hiersebrei, leg a Steckla Potter nei!
Dos werd schmecka, dos wers lecka olle Fenger o."

Ein anderer Kindervers lautet:

„Uns're Gaben, die wir haben, bringen wir daher.
Gebt dem Esel Stroh und Heu und dem Kindla Semmelei!
Uns're Gaben die wir haben, bringen wir daher."

Zu den Bräuchen des heiligen Abends gehört auch der Zwiebelkalender, der heute noch überall im Gebirge aufgeschlagen wird. Man bestreut zwölf Schalen einer großen Zwiebel mit Salz. Diese Schalen bedeuten die zwölf Monate des nächsten Jahres und zeigen am nächsten Morgen durch die Menge des in ihnen enthaltenen Wassers den Feuchtigkeitsgrad des nächsten Jahres an.

Ein eigenthümlicher Brauch: Gänseglück, wird aus Kriegsdorf bei Stadt Liebau mitgetheilt. Dort übernimmt die Hausfrau, der daran gelegen ist, im nächsten Frühjahr entsprechende Zuchten junger Gänse zu haben, am heiligen Abende die Verpflichtung, sich nicht mehr von dem Sitze zu rühren, den sie am Beginne der Abendmahlzeit eingenommen hat. Was immer ge-

schehen möge, sie muß sitzen bleiben, wie ihre Gans im nächsten Frühjahre auf den Eiern und darf sich erst erheben, sobald alle zur Nachtruhe gehen. Ist sie ihrer Verpflichtung nachgekommen, darf sie keine Sorge um das Gedeihen ihrer Frühjahrsgänse haben.

Die Namen der heiligen drei Könige, deren Anfangsbuchstaben man früher auf allen Thüren fand, gerathen immer mehr in Vergessenheit. Früher bildete das Aufschreiben der drei Anfangsbuchstaben C. M. B. in vielen Dörfern des Gebirges auf der schlesischen Seite — auch für Nordmähren wurde es mir bestättigt — einen nicht unansehnlichen Theil des Einkommens des Dorflehrers. Dieser machte nach Neujahr mit einer Anzahl seiner besseren und gleichzeitig stimmbegabten Schüler einen Rundgang von Haus zu Haus. Seine Thätigkeit bestand darin, zuerst von seinen Schülern ein kirchliches Lied absingen zu lassen, während desselben die Buchstaben C. M. B. mit geweihter Kreide an den oberen Rand der Stubenthüren zu schreiben und eine mitunter reichliche Gabe an Victualien, — gewöhnlich wurden Selchfleisch, Brod, Graupen u. dgl. gereicht — in Empfang zu nehmen. In meiner Heimath wiederholte sich dieser schulmeisterliche Rundgang in den Ostertagen, wo als Gabe Eier gereicht wurden.

Die Faschingslustbarkeiten sind in den letzten Jahren fast überall zu gewöhnlichen Tanzunterhaltungen im Dorfwirthshause herabgesunken und es haben sich die für diese Zeit characteristischen Bräuche mit einzelnen Ausnahmen allenthalben verloren. Noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts war das anders. Da agirten in diesen Tagen noch Faschingsnarren und Faschingsbären ihre lustige Rolle.

Es zog sich z. B. einer der lustigen Dorfburschen recht närrisch an und machte nun als Faschingsnarr eine Runde durch das Dorf. Sein Privilegium bestand darin, in allen Häusern zu erscheinen und sämmtliche Frauenzimmer, Weiber und Dirnen, recht ordentlich durchzuhecheln. Für diese Durchhechelung, welche an das Wohnzimmer gebunden d. h. also nicht für fremde Ohren berechnet war, gab es vollste Redefreiheit. Sodann stand ihm noch ein zweiter Rundgang frei, bei dem er in den Höfen er-

scheinen und sticheln durfte. Nachdem er unter dem Schutze seiner Redefreiheit die ersten zwei Rundgänge beendet hatte, war ihm ein dritter Rundgang durch sämmtliche Dorfgassen als Pflicht auferlegt. Nun konnten die Frauenzimmer mit ihm machen, was sie wollten. Er durfte sich nicht vertheidigen, höchstens war ihm Widerspruch mit Worten gestattet. Zum Schlusse luden die Mädchen den Narren auf einen Schlitten und schleppten ihn ins Wirthshaus, wo sie ihm statt des Narrengewandes schöne Kleider anzogen und ihn dann verkauften. Das eingegangene Geld wurde selbstverständlich sofort im Wirthshause vertrunken. Auch das Faschingsrecht spielte in deutschen Ortschaften eine große Rolle, doch scheint dieser Brauch slavischen Ursprunges zu sein. Dafür spricht der Umstand, daß er nur aus einigen an der slavisch-deutschen Sprachgrenze liegenden Ortschaften gemeldet wird.

Das Wesen des Faschingsrechtes bestand darin, daß die zu Recht bestehende Gemeindebehörde für die Faschingstage ihre Gerechtsame an die Dorfjugend abtrat. In der Gemeinde Nimlau nächst Olmütz gieng das unter folgenden Ceremonien vor sich:

Zunächst wohnten die Bursche des Ortes am Faschingsmontage sämmtlich einem Gottesdienste bei. Sodann versammelten sie sich im Gasthause und hier wurde jedem Burschen von den Mädchen eine weiße Schürze um den Leib und ein weißes Tuch über die Schultern gebunden. Dann wählten sich die Burschen einen Strafmeister, einen Kellermeister und einen Chirurgen und nun machten zwei der Burschen in Begleitung einer ziemlich lärmenden Musik einen Rundgang im Dorfe. In jedem Hause wurden drei Musikstücke u. zw. ein Walzer für die älteste Tochter des Hauses, eine Polka für die übrigen Geschwister und ein Ländler für den Hausherrn und die Hausfrau gespielt. Nach Beendigung dieser drei Tänze schritten die beiden „Faschingsknechte" an das „Schütteln," d. h. sie giengen mit aufgehobener Schürze von Person zu Person und nahmen ein Geldgeschenk in Empfang. Nach beendetem Rundgange kehrten die Faschingsknechte in das Wirthshaus zurück und setzten sich mit den übrigen Burschen zum Gerichtstische. Ueber demselben hieng das „Recht," ein mit

färbigen Tüchern umwundener Säbel. Auf dem Tische standen zwei brennende Kerzen, ein Teller mit Rauchtabak und ein Teller mit Kupfermünzen. Es stand nunmehr jedem frei, eine Klage anzubringen und über die Anklage wurde sogleich Recht gesprochen. Die Strafen waren Geldstrafen und Schläge mit einer Peitsche. Dienstags Nachts zwölf Uhr schloß die Unterhaltung.

Ähnliche Bräuche werden übrigens auch aus Nordmähren, ja sogar aus den deutsch-mährischen Sprachinseln gemeldet und der slavischen Bevölkerung sind sie, wie gesagt, nicht unbekannt, so daß schwer zu sagen ist, welcher Volksstamm ein größeres Anrecht auf sie habe.

Ich schließe hier zum Vergleiche einen Faschingsbrauch aus einer slavischen Gegend Mährens an, wie er noch vor einigen Jahren geübt wurde u. zw. im Zdouneker Bezirke. Hier geschah Folgendes:

Am Nachmittag des letzten Faschingssonntages begaben sich drei Burschen aus der Dorfjugend zum Ortsvorsteher und baten ihn um die Bewilligung zur Abhaltung von Tanzunterhaltungen für die drei letzten Faschingstage und zugleich um die Ertheilung des sogenanten „právo," d. h, um die Erlaubnis statt des Ortsvorstehers Recht zu sprechen. Der Ortsvorsteher lud die Burschen für den Abend desselben Tages noch einmal vor und verständigte von dem Verlangen auch die Gemeinderäthe. Nachdem diese zugestimmt hatten, wurde einem der Burschen das „právo" ertheilt und ihm als ein sichtbares Zeichen dieses „Rechtes" entweder ein aus Holz verfertigtes mit Bändern und Blumen geschmücktes Zeichen „ferula" genannt, oder aber ein Schwert, das mit Tücheln, Bändern und Blumen geziert war, eingehändigt. Damit war er zum „richtář" (Richter) gewählt; hierauf erhielt ein zweiter die Würde eines Anklägers (žalobník) und ein dritter wurde zum pokladník (Kassier) ernannt. Für die Ertheilung dieser Befugnisse mußte an den Gemeindevorstand und den Gemeindeausschuß ein gewisses Quantum Bier abgegeben werden.

Hierauf begaben sich sämmtliche Betheiligte unter Begleitung der Musik ins Wirthshaus und die ferula wurde auf einen bereit stehenden Tisch gelegt, oder es wurde das Schwert am Plafond

über dem Tische befestigt, zu dem nur die Würdenträger, nämlich der „richtář,“ der „žalobník“ und der „pokladník“ Zutritt hatten.

Am Faschingsmontage ging die Gesellschaft mit dem „právo“ und mit Begleitung der Musik von Haus zu Haus und nun frug der Richter ob hier etwas zu schlichten sei? Wenn sich Niemand mit einer Klage meldete, so klagte der Ankläger einen beliebigen Ansassen eines ersonnenen Vergehens an. Dieser wurde sofort vor das „právo“ gestellt und nach kurzem Verhöre das Urtheil über ihn ausgesprochen mit den Worten: „odsuzujete se k desiti na gatě, a nebo k desiti na zlatě.“ Der Verurtheilte mußte eine Geldstrafe erlegen; von dem Hauseigenthümer erhielten die Burschen Speck, Eier, Erbsen u. dgl. und so ging es fort bis zum Dienstag Nachmittag.

Montag Abends wurden den zur Tanzunterhaltung erschienenen Mädchen von den Burschen bei einem langen, eigends hergestellten Tische Plätze angewiesen, für die die Mädchen je nach ihren Vermögensverhältnissen Geld erlegen mußten. Sodann wurden die gesammten Viktualien verkauft; das hiefür gelöste, sowie das für verhängte Strafen erhaltene Geld und endlich die von den Mädchen erlegten Beträge wurden zur Bezahlung der Musik, des Bieres und des Brantweines verwendet.

Dienstag Abends stellten die Bursche die Symbole des „právo“ zurück und damit war der Spaß zu Ende. Die Ähnlichkeit des Brauches bei den Deutschen und Slaven ist, wie man sieht, auffallend.

Die altnordischen Frühlingsfeste leben in dem „Maisingen“ und den „Maibäumen“ fort. Diese Gebräuche, die sich vor Jahrzehnten in vielen Ortschaften noch als Kampf des Sommers mit dem Winter darstellten, fallen zusammen mit dem slavischen Kampf des Todes mit dem Leben und es ist die gegenseitige Beeinflußung unverkennbar, wenn man die Formen der Volksbräuche in den einzelnen Ortschaften mit einander vergleicht. In den deutschen Dörfern der Umgebung von Mähr.-Schönberg war z. B. das „Todaustragen“ vor einigen Jahren ein allgemein beliebter und geübter Brauch. Die Bursche und Mädchen versammelten sich am weißen Sonntage Nachmittags und verfertigten

gemeinschaftlich eine Strohpuppe, die den Tod vorstellen sollte. Diese Puppe wurde an einer hohen Stange befestigt und mit allerlei bunten Bändern und Tüchern geschmückt. Dann wurde sie unter Gesang und Lärm auf die nächste Anhöhe getragen, ihres Schmuckes beraubt und hinunter gestürzt. Eines der Mädchen wurde nun mit dem Schmucke der Puppe behangen und es bewegte sich der Zug mit dem geputzten Mädchen an der Spitze wieder ins Dorf zurück. Derselbe Gebrauch bestand in den deutschen Dörfern bei Sternberg nur mit der Änderung, daß die Strohpuppe thatsächlich auf dem verrufensten Platze der Umgegend eingescharrt wurde. Ganz ähnlich sind die Gebräuche bei den Hannaken. Diese werfen die den Tod vorstellende Strohpuppe ins fließende Wasser. Die Puppe hieß Marana (Morana, die Göttin des Todes.) An deutsche Sitte erinnert dagegen wieder der nachstehende Brauch aus der slavischen Umgebung von Ungarisch Brod. Hier hielten in Grün gekleidete Mädchen einen Umzug um einen in der Mitte aufgerichteten Maibaum. Sodann traten zwei Mädchen, eine weiß, die andere grün gekleidet, vor den Maibaum und hielten ein Zwiegespräch.*) Schließlich wurde das in Weiß gekleidete Mädchen vertrieben, kehrte später grün gekleidet zurück und nun beschloß ein Tanz das Fest.

Aus dem Teßthale werden folgende Mailieder mitgetheilt:

1. Poth Maie, Poth Maie,
Gat mr och a Eie;
Gat's na Klan on nie na Großen,
Die Großen hon mich weggestoßen.

2. Sie hon mr heit na Mä gebrocht,
Dan hot dr liebe Got erdocht
Und uns're lieben Frauen
Die wollen ihn anschauen.

3. Klane Feschlen, klane Feschlen
Schwemma of dan Teichla;
Ruthe Risla, rutha Risla

*) Der Text desselben ist leider nicht erhalten. Vergleiche das Capitel: Aus der Sprachinsel Wachtl-Brodek.

Wochs'n of dan Streichla;
Wessa Nalkn, wessa Nalkn
Wochs'n of dan Stengel.
Dr Herr is schin, da Fra is schin
On 's Kend is wie a Engel.

4. Maria spann am Rocken,
Sie näht an einer Naht;
Sie betet aus Gottes Büchelein,
Wie fleißig dient sie Gott;
Und wie sie Gott gedienet hat,
So gab er ihr ihr den Lohn:
Das Himmelreich zu theilen,
Die himmlische Kron'.
Der erste war Gott Vater,
Der zweite war Gott Sohn,
Der dritte war Gott heil'ger Geist —
Das sind die drei Person'.

5. Wir wünschen dem Herrrn Glücke herein,
Wir wünschen dem Herrn zwei Faß mit Wein,
Wir wünschen dem Herrn drei Hasen;
Sie laufen auf grünen Rasen
Und wenn sie der Herr will haben,
So muß er sie selber erjagen;
Wir wünschen dem Herrn ein'n gedeckten Tisch:
Auf jeder Eck einen Karpfen-Fisch,
Auf jeder Eck ein fettes Schwein:
Soll'n essen, soll'n trinken und fröhlich sein.

Hier ist die germanisch-nordische Form des alten Frühlingsfestes deutlich erkennbar.

In den meisten Ortschaften ist der Brauch schon auf das „Maisingen" beschränkt. Kinder gehen am Maisonntage — das ist der dritte Sonntag vor Ostern — von Haus zu Haus, indem sie ein mit bunten Bändern geziertes kleines Tannenbäumchen in der Hand tragen und kleine Lieder singen. Als Muster diene folgender Text aus der Gegend von Bautsch:

Hober heut 'n Mai gebrocht,
Den hot der liebe Gott erdocht,
Unsere lieben Frauen,
Die soll'n den Mai beschauen.
Der Mai, der ist so wintergrün,
Die Engerla singa ain Himmel schien,
Sie singa eber de Mossen,
Got wird sa nie verlossen.
Kleine Feschla, kleine Feschla,
Schwimma ai dam Taichla,
Ruote Rösla, ruote Rösla,
Wakſen of dan Streichla,
Weiße Liljen, weiße Liljen,
Wakſen of dan Stengel.
Der Herr is schien, die Fra is schien,
Das Kind is wie a Engel."

Eine Variante dazu aus der Gegend von Römerstadt lautet:

„Mai, Mai, Wintergrün,
Die Engela singa eim Himmel schien,
Sie singa über die Mosen (Massen)
Gott wird sa nie verlosen.
Kleina Fischla, kleina Fischla schwimma of 'm Taichla.
Rotha Rösla, rotha Rösla wochsn of 'm Streichla,
Gelba Lilien, gelba Lilien wochsen of 'm Stengel.
Der Herr is schien, der Herr is schien, die Frau is wie a Engel.
Die goldiche Ket' liegt dreimal ems Haus,
Die schiena Frau Wirthin gieht ei und aus:
Sie gieht ei ihrem Rocke
Als wie die schinnste Tocke.
Ich wünsch dem Herrn an gedeckten Tisch:
Ei jeder Eck an Karpfenfisch
Und ei der Mitt a Glos voll Wein,
Da soll der Herr zufrieda sein."

Wenn man den Kindern nach diesem Gesange keine Gabe reicht, so schreien sie:

„Fladerwisch und Ziegenhäut,
Ei dan Haus hoots geiz'ga Leut."

Auch die Feier der Ostertage ist noch mit manch altem Volksbrauche und Volksaberglauben verknüpft. Die Kirche weiht zunächst am Palmsonntage die Palmen, deren Stelle bei uns Weidenzweige mit Kätzchen versehen. Sie weiht Holz, Oel, ja für den menschlichen Genuß bestimmte Eßwaaren und daraus zieht der Volksbrauch seine Folgerungen. Er steckt die Weidenzweige und die aus geweihtem Holze verfertigten Kreuzchen in die keimenden Saaten, damit sie geschützt seien gegen Hagelschlag und Mäusefraß, oder bewahrt die geweihten Gegenstände an dem Ehrenplatze seiner Wohnstube auf. Am grünen Donnerstag werden Gesicht und Hände am Dorfbache gewaschen. Bei dieser Verrichtung darf man niemand anschauen und muß sprechen:

„Heut ist der grüne Donnerstag,
Daß Schlangen und Natter vor mir erschrack;
Wenn sie mich wern schmecken, riechen,
Sie viel hundert Meilen in die Erd neikriechen."

Natürlich schützt dieser Spruch vollkommen vor Natternstichen. Am Charfreitag wird sämmtliches Holzgeschirr vor Sonnenaufgang gewaschen und zum Abtrocknen außerhalb des Hauses aufgestellt, damit die Hexen das Vieh nicht verzaubern. Ferner geht man mit einem Dreschflegel auf die Wiese oder Brache und schlägt den Erdboden, damit Mäuse und Maulwürfe keinen Schaden an den Feldfrüchten verursachen.

Der Charsamstag wieder liefert ein probates Mittel gegen Sommersprossen. Wäscht man sich nämlich an diesem Tage, wenn die Glocken zum ersten Male wieder geläutet werden, das Gesicht im fließenden Wasser, so ist man unbedingt in diesem Sommer vor allen Gesichtsausschlägen sicher.

Vom Gründonnerstage bis Samstag Vormittags wird das Glockengeläute durch Klappen und Schnarren (Ratsche) ersetzt. Früher wurden von der Dorfjugend bei den Umzügen durch das Dorf auch Lieder gesungen. Eines dieser Lieder hat sich noch erhalten. Es hat den nachfolgenden Text:

„O falscher Judas, was hast du denn gethan,
Daß du meinen Jesus so verrathen hast?
Jetzo mußt du leiden in der Hölle Pein,
Lucifers Gesell auf ewig mußt du sein.“

Die Sitte des Schmeckosterns, früher weit und breit bekannt, kommt ebenfalls sehr aus der Mode. Man sieht nur ärmere Kinder die Häuser der Wohlhabenden aufsuchen um hier Kuchen und Eier in Empfang zu nehmen. An die Geißelung des Heilands — darauf wurde die Sitte von der Kirche zurückgeführt, — denkt wohl niemand mehr dabei.

Das Setzen der „Maibäume“ wird noch heute in fast allen Ortschaften des Gebirges fleißig geübt und wird sich wohl in jenen Gemeinden am längsten erhalten, die eigenen Besitz an Waldungen haben, weil es an solchen Orten am billigsten zu stehen kommt. In Oesterreich eiferte man von Seite der Behörden schon im vorigen Jahrhunderte vielfach gegen die Sitte, konnte sie jedoch nicht abschaffen. Auch das Pflöckeschlagen war in einzelnen Ortschaften früher nicht unbekannt. Es ist dies nur eine andere Form des Maibaumes. Dieser steht aufrecht vor allen Augen da und bedeutet für das Mädchen, vor dessen Fenstern er steht, eine Auszeichnung. Der Pflock wird in die Erde geschlagen und ist gewissermassen eine Huldigung für das Mädchen, das ihn in aller Frühe rasch über dem Erdboden weggesägt hat, damit ihn Niemand zu Gesichte bekomme. Das Mädchen weiß aber, daß die Liebe dessen, der ihn in die Erde geschlagen hat, eben so fest halten wird, wie der mit aller Kraft in die Erde versenkte Pflock.

Mancherlei Bräuche und abergläubische Vorstellungen knüpfen sich ferner an die Johannisnacht und die Johannisfeuer, die sich aus alter heidnischer Vorzeit bis in die Gegenwart erhalten haben.

Als die vierte Hauptzeit des Jahres feierten unsere heidnischen Vorfahren durch Volksversammlungen, Gerichthalten (ungebotenes Ding, wozu jeder erscheinen mußte) in der Reihe der Naturfeste das Sommerfest und in diesem die größte Erdennähe der alles erwärmenden und belebenden Sonne, die in ihrer höchsten Kraft und Feuerfülle steht.

Der 21. Juni, die Sommersonnenwende „Summars, Solhvörf“ wurde als Todtenfeier des schönen, milden Gnaden- und Lichtgottes Baldur (einer Personification des belebenden, erfreuenden Sonnenlichtes, das von nun an wieder abnimmt, also stirbt) in allen germanischen Gauen festlich begangen und es wurden unter gewissen Ceremonien große Feuer angezündet.

Diese Feueropfer erhielten sich, als die Deutschen längst Christen geworden waren. Schon frühzeitig eiferten gegen sie die Priester. Der hl. Eligius, der 659 starb, predigte: „Niemand soll an St. Johannes- oder irgend anderer Heiligen Festtage Sonnenstillstands-Gebräuche (solstitia) oder Tänze, Chöre oder teuflische Gesänge aufführen. Da sich der Volksbrauch trotz aller kirchlichen Verordnungen nicht beseitigen ließ, so nannte man die Baldurfeuer, um ihnen wenigstens einen christlichen Namen zu geben, — „Johannisfeuer.“

Die Sitte am Vorabend des auf den 24. Juni fallenden Geburtstages des Vorläufers Christi, Johannes des Täufers, Feuer anzuzünden, die Johannis- oder Sonnenwendfeuer genannt werden, ist somit uralt; ihr vorchristlicher Character zeigt sich auch darin, daß bei ihnen die alte Vorstellung von der Anwesenheit der Geister ganz besonders hervortritt.

Während des ganzen Mittelalters waren sie sowohl in Städten als auch auf dem Lande üblich; später beschränkten sie sich, mit Rücksicht auf die Sicherheit, auf entlegene freie Plätze, meist auf Bergkuppen, von wo aus sie am prächtigsten weithin in's Land hinaus leuchteten; endlich bemächtigte sich nur noch die Jugend der Sache, und die Feier wär wohl längst verschwunden, wenn sie nicht in den letzten Jahren neuerdings aus nationalen Beweggründen wieder empfohlen worden wäre. Dadurch wurde erreicht, daß die alte Sitte neuerdings lebhaft gepflegt wird. Und es ist in der That eine schöne, des Erhaltens werthe Sitte, um deren Pflege sich alle dazu berufenen Kreise kümmern sollten.

Die Johannisnacht war besonders geeignet um heilkräftige Kräuter zu sammeln; neunerlei solcher Kräuter halfen gegen das Fieber. Die gelben Blüthen des Harthen hatten Wunderkraft, indem sie blutroth färbten (St. Johannisblatt); auch die

Orakelblume (Johannisblume) war heilbringend; ferner wurden Schätze gehoben und die Wünschelruthe vom Haselstrauche geschnitten. Von den zierlich gestalteten Wedeln des Farnkrautes, das nur um Mitternacht blüht, trachtete man den Farnsamen, wenn auch mit Hilfe des Bösen zu erhalten, da derselbe den Besitzer unsichtbar machte, zu Geld gelegt, es nie abnehmen ließ, und dem Jäger zu Freischüssen verhalf. Auch durfte nach dem Volksglauben eine Mutter, deren Kind vor Johanni starb, keine Erdbeeren vor dieser Nacht pflücken, da sonst dem Liebling im Himmel Leid geschehe.

Die beim Johannisfeuer abgebrannten Besen werden in den Krautacker gesteckt und schützen kräftig vor den gefräßigen Raupen. An demselben Abende werden von Jungfrauen Büschel aus neunerlei Blumen gebunden und beim Schlafengehen unter das Kissen gesteckt. Die Jungfrau, die so thut, erschaut im Traume ihren künftigen Lebensgefährten.

Ist einmal das Fest der Sommersonnenwende vorüber, tritt in der Reihe der Festlichkeiten eine längere Pause ein, die mit den Arbeiten in Feld und Garten ausgefüllt wird. Erst nach vollendeter Schnittzeit vereinigt ein Ernte- oder Schnitterfest wieder in einzelnen Ortschaften größere Kreise.

In welchen Abschnitt immer jedoch das Fest der Kirchweihe fallen möge, wird es, wie seit den Tagen Kaiser Josefs die Kaiserkirmes, festlich begangen, wenn sich auch die Feier nur auf einen besseren Tisch, dem die Kuchen nicht fehlen dürfen und vielleicht auf eine Tanzunterhaltung im Dorfwirthshause beschränkt.

In Römerstadt findet am Kirchweihdienstage das Hahnenschlagfest*) statt. Junge Leute im kräftigsten Alter, in bunten alterthümlichen Anzügen versammeln sich zu diesem Zwecke auf der dazu erwählten Wiese oder Brache. Etwa sechzig Schritte vom

*) Früher waren mit solchen Festen große Thierquälereien verbunden. Die Feste waren Slaven und Deutschen gemeinsam. Bei den Hannaken war vor einigen Jahrzehnten das Widderköpfen allgemein üblich, — ein barbarischer Brauch, gegen den die Schriftsteller der dreißiger Jahre scharf zu Felde ziehen und der im Jahre 1830 durch obrigkeitlichen Befehl abgeschafft wurde wie das „Gänse- und Hühnerdreschen".

Standorte entfernt, wird ein irdener Topf aufgestellt, darunter befindet sich der Hahn. Den Theilnehmern werden mittelst einer Binde die Augen verbunden und nun suchen sie, einen Dreschflegel in den Händen, in gemessener Entfernung von einem Trommler und einem Pfeifer begleitet, den Topf zu erreichen, und mit dem Flegel zu treffen. Wer ihn zuerst trifft, ist Hahnenkönig, der nächste rechter und der nachfolgende linker Marschall. Ein decorirter Leiterwagen führt schließlich den Hahnenkönig sammt den Würdenträgern und der übrigen Gesellschaft in die Stadt zurück, wo eine vergnügte Kneipe den Beschluß des Festes bildet.

Mit außerordentlicher Zähigkeit haften gewisse abergläubische Vorstellungen, die ehemals in ihrer praktischen Anwendung sehr ernst genommen wurden, jetzt aber wohl häufig nur als interessante nationale Erbstücke von Generation zu Generation übergehen, im Volksgemüthe.

Wer z. B. aus Ungeschicklichkeit beim Speisen das Eßbesteck aus der Hand fallen läßt, soll nicht weiter essen. Juckt die linke Hand, so wird man Geld einnehmen; klingt das Ohr, so hört man noch etwas Liebes; juckt das Auge, so muß man sich ärgern; hat man das Schnackerl, so muß man, um es wegzubringen, denjenigen errathen, der an uns denkt.

Wer das Brot an zwei Stellen abschneidet, schneidet dem lieben Herrgott die Füße ab. Sieben ist eine böse Zahl und noch schlimmer eine böse Sieben. Wo dreizehn bei Tische sitzen, muß einer zuerst sterben. Wer am heiligen Abende keinen Schatten wirft, stirbt auch. Beim Weggehen vom Hause umkehren zu müssen, ist ein böses Zeichen; ein noch schlimmeres Vorzeichen ist eine schwarze Katze oder gar ein Hase, der den Weg durchkreuzt; aber das allerschlimmste, wenn man am Morgen zuerst einem alten Weibe begegnet.; Glück dagegen hat derjenige, der beim Ausgehen einer Jungfrau begegnet oder wer im Kleefeld unter den tausenden dreiblätterigen Blättchen ein vierblättriges findet und wer beim Spielen einen gedörrten Frosch im Sacke hat. Frißt der Hund Gras, so kommt

ein Gewitter; geht ein starker Sturm, so hat sich jemand erhängt; ein Stückchen des Strickes von einem Erhängten aufbewahrt, bringt ungeheueres Glück.

Will man wissen, wie lange man leben werde, so muß man im Frühling die Rufe des Kuckucks zählen. Jungen heirathslustigen Leuten ist es nie anzurathen, sich auf den Divan zu setzen, denn sie müßten noch sieben Jahre ledig bleiben; auch ist es sehr gefährlich, dem Liebchen oder einer Freundin eine Nadel zu überreichen, ohne dabei sehr zu lachen; die Nadel zersticht sehr leicht die Freundschaft.

Das Alles sind nicht Specialitäten einer oder der anderen Gegend, sondern es ist ein gemeinsames Volkserbe im Gebirge, in seiner Gesammtheit wohl nicht in jedem Dorfe auffindbar, doch überall in seinen einzelnen Theilen leicht zu entdecken und als Gemeingut des Volkscharakters nachzuweisen.

Ich lasse nun dieser mehr das Allgemeine ins Auge fassenden Schilderung eine kleine Zusammenstellung von Brauch, Sitte und Sage in einzelnen Ortschaften folgen, bemerke aber ausdrücklich, daß diese Zusammenstellung keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht und daß es mein Bestreben sein wird, diesen Theil des Buches für eine etwaige zweite Auflage so umfassend als möglich auszugestalten.

In Stadt-Liebau hat sich der sogenannte „Weberauszug" am Faschingsdinstage erhalten. An diesem Tage versammeln sich die Webergesellen beim Herbergsvater des verflossenen Jahres, revidiren die Zunftlade und ziehen dann zum neugewählten Herbergsvater. Ein phantastisch gekleideter Läufer eröffnet den Zug. Er tanzt fortwährend nach dem Takte der Musik und schnalzt mit einer langen Peitsche. Ihm folgen die Musikanten und hinter dieser paarweise geordnet, die Gesellen. Die zwei Jüngsten tragen die Zunftlade; der Altgeselle beschließt den Zug. Alle tragen myrthenbekränzte Becher, aus denen sie den Begegnenden einen Trunk anbieten; der Humpen des Altgesellen ist mit einer Silberkette geschmückt. Für die Belustigung der Jugend sorgt der „Fleckelhans", eine humoristische Faschings-

figur in buntlappiger Kleidung, den Kopf mit einer Schellenkappe bedeckt. Zu seinem Vergnügen prügelt er unterwegs mit einer hölzernen Pritsche die neckende Jugend.

Auch das Saatreiten wird in Stadt-Liebau noch vorzugsweise gepflegt. Am Ostersonntage sammeln sich die Knechte vor Sonnenaufgang und reiten auf festlich geschmückten Pferden zum Kreuze auf dem Ringplatze. Von hier geht es unter klingendem Spiele zur Kirche. Während hier die Musik ein geistliches Lied intonirt, wird die Kirche von den Reitern dreimal umkreist, dann bewegt sich der Zug durch Gassen und Plätze der Stadt hinaus ins Freie.

Eine halbe Stunde östlich von Liebau liegt das Ried Bratelsdorf. Hier soll ein Dorf gleichen Namens gestanden sein. Thatsächlich findet man an der Stelle, die der Volksmund meint, Ueberreste von Mauern, einen Keller und einen Brunnen — wohl ein sicherer Beweis für eine ehemals hier bestandene Ansiedlung, die jedoch erst verhältnismäßig spät eingegangen sein mag, weil die Sage noch Personen bezeichnet, die sich bei dem Untergange des Ortes gerettet haben sollen. Selbstverständlich treiben die Seelen der Untergangenen auf dem Platze von Bratelsdorf ihr Unwesen. So erscheint insbesondere die „kälbige Mäd“, womit der Volksmund wohl eine gefallene Jungfrau meint, mit dem eigenen Kopfe unter dem Arme und treibt in der Mitternachtsstunde ihr Unwesen. Auch der wilde Jäger erscheint und Zwerge bewohnen den Wald. Den Eingang zu ihren Wohnsitzen nennen die Leute Zwerglöcher. Auffallend ist der Spruch: „Als Bratelsdorf ist gesunken, hat sich Olmütz gefunden.“

Den Dorfnamen Haslicht erklärt die Sage, indem sie auf die Trümmer einer im Riede Blumenau $^3/_4$ Stunden von Haslicht, liegenden Burg zurückgreift, in folgender Weise: „Einstens verirrte sich der älteste Sohn des Ritters mitten im düstern Walde. Nachdem er viele Stunden lang umhergeirrt war, legte er sich, an der Rettung verzweifelnd, ermattet auf den Boden. Da springt ein Hase auf. Der Verirrte, im Eifer der Jagd eilt ihm nach, doch nur einige Schritte weit tragen die müden Beine. Abermals

will er zu Boden sinken, aber siehe da, der Wald theilt sich und der Verirrte sieht sich in einer ihm bekannten Lichtung, nicht weit von der väterlichen Burg. Dankbar gründet er an der Stelle, wo es ihm durch den „Hasen“ „licht“ geworden war, den Ort Haslicht.*)

In den Häusern Nr. 1 und 36 (Erbrichterei) dieses Dorfes soll vor langer Zeit ein Fürstensohn als Hirtenknabe gedient haben. Die Sage erzählt nicht, durch welche Umstände der Knabe dazu gekommen ist, weiß aber zu melden, daß seine Herkunft entdeckt wurde und daß die Besitzer der beiden Wirthschaften durch die Eltern des Knaben, die über das Wiederfinden ihres Kindes sehr glücklich waren, reich belohnt und mit jenen Grundstücken im Riede Blumenau beschenkt wurden, die heute noch zu den beiden Wirthschaften gehören.

An Stelle des Hauses Nr. 1 soll vordem ein Kloster bestanden haben. Daß diese Sage nicht unbegründet ist, dafür spricht der Flurname „Pfaffenhübel“ — so heißt der kleine Abhang nächst dem Hause Nr. 1, auf dem man auch mächtig große Steine findet.**)

Das Ried Blumenau soll nach anderer Version ebenfalls früher eine Stadt gewesen sein und im Volksmunde heißt es:

„Blumenau wird sich finden
Und Olmütz wird versinken.“

Hier liegt abermals, wie in dem Spruche von Bratelsdorf eine Beziehung zur alten Landeshauptstadt vor, die sicherlich in einen Zeitraum zurückdeutet, aus dem geschichtliche Zeugnisse nicht vorliegen.

---

*) Auf dem alten Gemeindesiegel sieht man einen Hasen, der an einem Strauche frißt.

**) Durch einen eigenthümlichen Brauch glaubt man sich in Haslicht vor Gewittern schützen zu können. Wenn man in den ersten Laib Brod, der in den Ofen geschoben werden soll, mit drei Fingern der rechten Hand Eindrücke in den Teig macht und den fertigen Laib immer als letzten des Brodvorrathes aufhebt, so schützt man das Haus sehr leicht vor dem Blitze. Der betreffende Brodlaib braucht nur jedesmals, wenn ein Gewitter im Anzuge ist, in seiner Brodschüssel in die Stube gestellt zu werden.

Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, daß sich Sagen von verschwundenen Ortschaften auch noch in andern Gegenden des Gebirges erhalten haben und daß Flurnamen noch vielfach an solche längst verschwundene Siedelungen erinnern.

So trägt beispielsweise ein Ried nördlich von der Ortschaft Dohle bei Sternberg den Namen „Mühlstadt" und der Volksmund bezeichnet verschiedene hier vorkommende Steingruppen als Ueberreste der einstigen Stadtmauern. Es dürfte nicht allzu gewagt sein, auch diese Sagen für den Beweis heranzuziehen, daß der Ursprung des deutschen Volksthums in Nordmähren in nicht unterbrochener Folge bis in die Zeiten der Quaden zurückreicht und ich behalte mir ausdrücklich vor, gerade diese so außerordentlich interessante Sagengruppe seinerzeit ausführlich zu erörtern.

Den Namen der Gemeinde Habicht leitet der Volksmund von dem Erscheinen des gleichnamigen Vogels ab, der gerade herbeiflog, als die Leute über den Namen des neu angelegten Dorfes Rath hielten.

Als ein hübsches Gegenstück zu den erwähnten Sagen von verschwundenen Ortschaften mag die nachstehende Sage über die Gründung der drei Dörfer Geppertsau, Siegertsau und Rudelzau gelten. Sie lautet:

Zur Zeit, als in der hiesigen waldbedeckten Gegend noch Wölfe und Bären hausten, kamen aus dem südlichen Mähren*) drei Rittersöhne, Namens Gebhard, Sieghard und Rudolf. Die an Jagdwild reiche Gegend gefiel den drei Junkern so gut, daß sie sich entschlossen, hier zu bleiben. Sie erbauten in der Nachbarschaft drei Burgen; ihre Knechte siedelten sich in der Umgebung der drei Burgen an und so entstanden die Dörfer

*) Diese Andeutung weist die Entstehung der Sage dem späteren Mittelalter zu und man wird darum kaum fehl gehen, wenn man als Kernpunkt der Sage etwa einen Pilgerzug nach dem unweit gelegenen Gnadenorte „Sanct Anna" in Altwasser annimmt.

Gebhardsau, Sieghardsau und Rudolfsau. Thatsächlich sind die Ueberreste einer Burg noch am „Steinberge" bei Siegertsau sichtbar und bei Abgrabungen wurden Waffen und Münzen gefunden. Die Standorte der andern zwei Burgen sind nicht mehr nachweisbar.

In dieser Gegend stecken die Wirthschaftsbesitzer am letzten April nach dem Abendläuten grüne Weidenzweige in den Düngerhaufen und belegen die Schwelle der Stallthür mit grünem Rasen, damit die Hexen, die in der Nacht zum ersten Mai ihren ersten großen Ausflug halten, nicht in die Stallung eindringen können.

Sternschnuppen halten die Leute für feurige Drachen, die in die Häuser fahren und sich dort durch Geldstücke einige Seelen erkaufen.

Der feurige Drache spielte überhaupt noch vor einigen Jahrzehnten im Gebirge eine große Rolle, und Schreiber dieser Zeilen hat selbst noch in seiner Jugend sonst ganz vernünftige und klar denkende Personen gekannt, die Stein und Bein darauf schwuren, den feurigen Drachen in der Abenddämmerung oder in der finsteren Sturmnacht gesehen zu haben. Er ist eine Figur aus dem Sagenkreise des wilden Jägers und wird in den einsamen Gebirgsthälern wohl noch manches Jahrzehnt gelegentlich zum Vorschein kommen.

Bemerkenswerth ist in der oben mitgetheilten Siegertsauer Version vom feurigen Drachen der Umstand, daß er sich des Goldes bedient, um die Menschen zu verderben.

Ebenso häufig wie die feurigen Drachen erscheinen den Leuten die „Feuermänner". Diese hausten ebenfalls im ganzen Gebirge und galten als nicht erlöste Seelen Verstorbener. Man konnte sie durch einen frommen Spruch erlösen; sie brachten aber Schaden und Unglück, wenn man sich etwa über sie lustig machte. Erfüllte man ihre Wünsche, ließ man sie z. B. auf die Achsel aufhocken, so leuchteten sie ruhig auf dem Heimwege und verschwanden in der Nähe des Heimathdorfes.*)

*) Nicht immer waren Naturerscheinungen die unschuldige Ursache solchen Spuckes. Er wurde mitunter auch künstlich erzeugt. So wurde vor

Ich theile im Folgenden eine charakteristische Feuermanngeschichte aus Nordwestschlesien, meiner eigenen Heimat mit, die gleichzeitig als Sprachprobe dienen kann. Sie lautet:

„Es woar a mol a Fuhrmon, dar hotte än faula Knacht, ond do mußte dar Fuhrmon salber off der Stroße fohrn. A mol fuhr ar obeds spät dorch en Pusch ond 's woar ober schun a su sier fenster, doß ma ken Schrit fir sich hin soch. Do hot ar immer zo God gebata, wenn ar och a Zeppala (Stückchen) Licht hon kennde. Do soch ar off der Stroße hin, ond soch a Lichtla, dos immer meer off'n zu kom ond dernochtan (hernach) fir sen Wäne (Wagen) hargieng. Do bot dar Fuhrmon dan Feiermon, denn 's woar sunst niemond ondersch ols ar, doß ar em bis häm (heim) lechta sillde ond do hot a rechtich dar Feiermon dan Fuhrmon bis häm gelecht. Wie dar Fuhrmon derhäme woar, sponnte ar glei de Pfarde aus ond läte sich schlofa, ond säte dan Feiermon nech a mol en „bezohl sich God". Sei Weib woar ober noch uf blien (geblieben) ond wie se zom Fanster naus soch, schluch er (ihr) off ä mol a gruße Lechtigkät (Helligkeit) eis Gesechte; 's woar ober dar Feiermon, dar a sette Lechtigkät mochte. Weil sich der Fuhrmon nech bei nen bedonkt hotte, woar ar en Hofe stiehn geblien. Se ronnte glei zom Monne ond säte, ar selde sich doch ben Feiermone bedonke. Dar Fuhrmon trot zom Fanster ond säte zu nen: „Enser lieber Hergod soll dersch a su viel bezohle, ols wie's Sondkernla em Meere hot." Der Feiermon säte druf: „Etz is mir und dir geholfa" ond verschwond. — Der Feiermon is äne nech derleste (eine nicht erlöste) Seele, ond ma sicht se off'n Feldern obeds ols a brenniche Schitte (brennende Garbe) rem ziehn, ond wenn ar bise (böse) ober schlechte Leite a nochgiehn, su verern se sech. Die fromma ond guda Leite fihrt se a rechta Wag, weil se hofft vo guden Leiten derlest zu warn."

---

längerer Zeit einmal in der Nähe von Neudorf bei Kwassitz ein Wildschütz betreten, der Monate lang die Leute als Geist erschreckt hatte. Als man ihn fing, trug er ein Butterfaß auf dem Kopfe und war in ein Leintuch eingehüllt.

Die noch vor einigen Jahrzehnten in Schlesien und Mähren allgemein üblichen Hausinschriften verschwinden leider auch im Gebirge. Im Nachstehenden einige mir freundlichst mitgetheilte Proben aus Braunseifen:*)

1. Wer auf Gott vertraut, hat wohl gebaut.

2. Dieses Haus steht in Gottes Hand, — „Zum schwarzen Roß“ wird es genannt.

3. Soll dir Alles wohl gelingen, — Bau' auf Gott in allen Dingen.

4. Behüt' uns Gott vor theuerer Zeit,
Vor Maurer- und vor Zimmerleut.
Ich armer Mann hab' nie gewoßt,
Daß das Bauen so viel kost't.

5. An Gottes Segen ist Alles gelegen;
In meinem Häuschen will ich sterben.

6. Gasthausinschrift:
Sei mir willkommen, lieber Gast,
Wenn du nur Geld zum zahlen hast!
Mach' dich nur mit Geld bereit,
Sonst hab ich an dir ka Freud.

Diese letzte Inschrift ist ein hübsches Seitenstück zu der Inschrift eines Schlossermeisters in Reinerz, der an dem eisernen Thore seines Hauses Folgendes gereimt hatte:
„Wenn vor jedes böse Maul ein Schloß gelegt sollt werden,
Da wär die edle Schlosserkunst die schönste Kunst auf Erden.“ **)

*) Ein großer Brand legte im Jahre 1875 den größten Theil des Städtchens Braunseifen in Asche; seit dieser Zeit sind auch die meisten Hausinschriften verschwunden.

**) Vierteljahrschrift für Gesch. und Heimathskunde d. Grafschaft Glatz VI. Jhg. Heft 2.

In einer Gemeinde des Teßthales finden sich noch folgende Inschriften:

1. „Mein Haus steht neben der Straßen,
Dem es kein Geld kost', soll's ungetadelt lassen."

2. „Ich hab' gebaut nach meinem Sinn,
Wand'rer, schau es an und geh' dahin!"

3. „Hab' ich der Dieb' und Neider noch so viel,
So gibt mir Gott doch, was er will."

Einen hübschen Beweis für das lebendige Naturgefühl des Volkes bildet die Deutung des Vogelgesanges. So z. B. übersetzt man sich im Teßthale das Zwitschern der Schwalbe aus folgenden Worten:

„Wenn ich fortzieh, wenn ich fortzieh
Sind Kisten und Kästen leer;
Wenn ich wiederkomm, wenn ich wiederkomm
Ist Alles noch leerer"; oder:

„Wenn ich fortzieh, wenn ich fortzieh,
Is Scheuer und Schoppen voll;
Wenn ich wiederkomm, wenn ich wiederkomm,
Is 's leere Gesperrer".

Der Edelfink singt:

„Wellst da nie mit m'r of Woitzdorf geehn?" oder:
„Liesl, komm rein, 's Fritzl stirbt."

Die Goldammer singt:

„Bauer, sä' m'r a Kernla meehr!"

Die Meise ruft:

„Du Dieb, du Dieb, du Dieb!"

Die Wachtel spricht:

„Bock na Reck! Bock na Reck!"

Der Gesang des Spottvogels lautet:

„Eim Grob'n, eim Grob'n hot's an Spitzbub, an Spitzbub
Der Schneider, der Schneider,
Der Müller, der Müller,
Is a aner, is a aner
Mit an groß'n Hut, an groß'n Hut
Hot a klane Metz, a klane Metz" (diese Worte sind schnell zu lesen.)

Auch für manche Fremdwörter findet der Volkshumor treffende Uebersetzungen. So z. B. übersetzt er „Lotto" als „Lot do", d. h. laßt do (nämlich Euer Geld), „Comptoir" heißt: Kommt do har.

Hieher gehört auch der Volksreim:

„Wie die Äcker, so die Rübchen,
Wie die Väter, so die Bübchen,
Wie die Mütter, so die Töchter,
Gewöhnlich noch ein bischen schlechter."

Ferner das in verschiedenen Varianten verbreitete:

„Hans schlacht de Gans,
Schlacht se gutt,
Doß se blutt,
Häng's ei'n Rach,
Gi m'r aach,
Häng's a'n Riegel'
Gi m'r de Flügel,
Häng's ei's Thor,
Gim m'r se gor" und die Reime:

„Zotelbar, wu gihste hin?
Ei de Stot em süßes Bier.
Süßes Bier wad sauer wan,
Zotelbar wad a Pauer wan."

Den Schlag der Dreschflegel bezeichnen folgende Worte:

1. Den Zweischlag: „'s fehlt eins."
2. Den Dreischlag: „Koch Grapp zu."
3. Den Vierschlag: „Kucha backa."
4. Den Fünfschlag: „Wie juckt mich der Puckel."
5. Den Sechsschlag: „Mutter gebt mr's Zeppeltüchla." (Lippein).

Von „Vierzeiligen" habe ich in Nordmähren kaum einen oder den andern Vers zustande bringen können. Die ernste Lebensführung, hier ein Gebot des kargen Bodens, hat keinen Raum für leichten Humor. Indessen ganz ist er auch im Gebirge nicht verschwunden. Hier eine Probe:

„Klein bin ich, klein bleib ich,
Groß mag ich nie sein,
Sonst kann ich beim Dirnl
Zum Fenster nicht nein."

Das Wort „Dirnl" deutet übrigens auf süddeutsche Herkunft. Zum Schluße noch einige in Nordmähren gebräuchliche Texte von Wiegenliedern:

1. Schlof, Kindlein schlof,
Der Voter hüt' die Schof,
Die Muttter hüt' die Lämmerlein,
Doß sie olle beisomma sein.

2. Heio, nino, sauso,
's Katzla wil nie mauso,
's Hundla wil nie Has'njag'n,
Wort', ich wer's dem Vater sag'n.

4. Back a Läbla, back,
's Mahl stieht ein Sack,
Da Botter ei d'r Tonn,

's Salz ei d'r Meste*),
Back a Läbla feste.

4. Schlof Kenda schlof,
D'r Voter is a Grof;
Da Mutter is a Grof'nsfraa,
Sa hütt da Ziegen of grüner Aa.
(dialectisch und in der Schriftsprache).

5. Schlaf Kindlein schlaf!
Der Vater hütt' die Schaf,
Die Mutter schüttelt 's Baumelein,
Da kommt herunter ein Traumelein.
Schlof Kindlein schlaf!

6. Schlof, Kindlein schlof,
Ei'm Gorten gihn die Schof,
Ei'm Gorten gihn die Lämmerlein
Auf einem grünen Tämmerlein.
Schlof Kindlein schlof!

Brauch und Sitte im Schönhengster Ländchen.

Die freundliche betriebsame deutsche Sprachinsel „das Schönhengster Ländchen" wird durch den Gebirgszug des „Schönhengstes," von dem es seinen Namen führt, in zwei ungleiche Theile geschieden. Der obere, kleinere Theil, wo schon ein anderer Dialekt gesprochen wird, umfaßt das Zwittauer Plateau und dringt in das benachbarte Kronland Böhmen ein. Der Volksmund hat

*) Die Salzmeste = ein hölzernes Salzbehältnis.

den Bewohnern, in denen man besonders um Abtsdorf Reste der alten Markomannen erblicken will, den Namen „Ubigswälder,“ d. h. Oberwälder gegeben.

Der untere, größere Theil, umfaßt das Gebiet von Trübau bis zum Marchgelände (Müglitz) und sendet einen Ast nach Norden in das Böhmerland ab, der in Landskron, der sagenumrankten Hermundurenstadt, seinen Hauptort besitzt.

Die Besiedlung dieses Ländchens leiteten theils die Herren, theils die Klöster, die in diesen Gegenden begütert waren, ein.

Die deutschen Gemeinden um Leitomischl wurden von dortigen Prämonstratensern, die um Politschka von Konrad von Löwendorf, und die um Zwittau und Brüsau durch Bruno von Braun, Bischof von Olmütz, einen jüngeren Bruder des Grafen Adolf V. von Holstein, aus dem Hause der Schaumburge, ins Leben gerufen.

Die Besiedlung um Trübau erfolgte unter Boresch von Rosenburg, und jene um Landskron durch Wilhelm von Dracholetz, von dessen Namen die deutsche Benennung „Wildenschwert“ (Wilhelmswerde) stammt. Gewiß haben sich auch die Klöster zu Landskron und Mariakron an der deutschen Culturmission in dieser Gegend rege betheiligt.

Die Sprache, mit einer Anzahl bunter Unterdialekte, ferner Tracht, Sitten und Gebräuche, die jedoch stark im Niedergange begriffen oder in Vergessenheit gerathen sind, haben den Bewohnern dieses Landstriches ein eigenthümliches Gepräge verliehen, das wohl berechtigt, sie, trotz der verschiedenen Perioden der deutschen Colonisierung, als ein ganzes unter einem Namen zusammenzufassen. Werfen wir zunächst einen Blick auf ihr Heim und Kleid.

Noch im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts stolzierten durch die Straßen der Städte im Schönhengster Ländchen alte Bäuerleins in grauen oder blauen Strümpfen und Schnallenschuhen, die Lederhosen mit Riemelchen, die an den Knieen herabhingen, gebunden, am Arme ein Kapuzinerkörbel*) tragend, dazu bestimmt, die Einkäufe für den Hausbedarf aufzunehmen. Eine rothe

*) Ein länglicher, unten abgerundeter, aus Bast oder Stroh geflochtener, mit einem Henkel und Deckel versehener Korb.

Tuchweste — Wamms oder Brustfleck — mit Schößen, von oben bis unten halbeiförmigen weißen Metallknöpfen (Gürtlerknöpfen) dicht besetzt, lugte unter dem eben so langen offenen Spenser, den kameelhaarene Schneckenknöpfe (Trudenfußknöpfe) zierten, hervor.

Den Kopf bedeckte die „Schemelmütze", ein grünsammtenes Käppchen mit Fischotter oder Schuppen verbrämt, dessen eine Hälfte einen Rand — Feuermauer — bildete, so daß diese Kopfbedeckung Aehnlichkeit mit einem Schemel hatte. Oft auch vertrat diese eine „Lampelmütze," gefertigt aus Pelzwerk (Iltis oder Marder) von cylindrischer Form und an der Seite mit mehreren übereinander liegenden rothen oder schwarzen Maschen geschmückt.

Hie und da sieht man wohl noch an Sonntagen den langen, dunkelgrünen, braunen oder blauen, bis an die Fersen reichenden Tuchrock mit großen Taschen und mächtigen platten oder halbeiförmigen, in einer langen Reihe eng aneinander liegenden Messingknöpfen. Derselbe wurde gewöhnlich zu einem Vermählungstage neu angeschafft und dann nach dem Tode des Inhabers vererbt, so daß er nicht selten bis auf den Enkel kam.

Das unveränderlichste Kleidungsstück war die gelbe Hose von Bockleder. Der Bauer trug selbst an Sonn- und Feiertagen nur diese Gelbe, die Schwarzledernen — nun allgemein gebräuchlich — wurden als ein Abzeichen der Neueren betrachtet.

Diese Ledernen sind selbstverständlich nur Kniehosen und stecken in großen, mit steifen Schäften versehenen Stiefeln — Röhrenstiefeln, — die auf dem Jahrmarkte gekauft, nie recht passen, und wohl größtentheils Ursache des schwerfälligen Ganges sind, dagegen im Winter einer Menge Stroh zum Warmhalten der Füße Raum gewähren.

Ein breiter, grobfilziger schwarzer Hut mit etwas aufgebogener Krämpe bedeckt den Kopf. Dieser alte, schwere Colonistenhut hatte eine hohe kegelförmige Kuppe und war mit zwei gewaltigen Quasten, die über den Rand herabhingen, geziert; nur bei jungen ledigen Burschen schmückte ihn ein mit Flitter und Goldfäden gesticktes Band von Sammt oder Seide.

Das Halstuch, mit Vorliebe roth, über welches zuweilen der Hemdkragen gelegt wird, ist meist lose um den Hals geschlungen.

Die nie fehlende Begleiterin des Landbewohners ist eine kurze hölzerne Tabakspfeife (Ulmer oder Odrauerkopf) und der lange Tabaksbeutel aus Katzenhaut, an welchem ein langer Pfeifenräumer aus der Tasche baumelt.

Im Winter trug der Bauer wie der Häusler einen langen, den ganzen Leib bedeckenden, aus schwarzen oder weißen Lammelfellen gefertigten Pelz ohne Tuchüberzug, den „Zippelpelz," während die Hände durch „Fäustlinge," die an einer Schnur um den Hals hingen, geschützt wurden.

Bei der Arbeit trug der Bauer eine bis zur Taille reichende Jacke, wogegen der Spenser oder das Kamisol in langen Schössen herabfiel und eine „Zippelmütze."

Originell war auch die Kleidung des Frachtenfuhrmannes. Im blauen Fuhrmannskittel, unter dem Hut die Zippelmütze hervorguckend, und aus einer kurzen Pfeife gemüthlich rauchend, sah man ihn auf der „Kaiserstraße" wohlgemuth sein Fuhrwerk lenken.

Mit Vergnügen erzählen noch alte Leute von ihren weiten Fahrten nach Hamburg, Leipzig, „in's Polen" — Lemberg, Brody, — „Ungarn" — Pest, — oder in die „Kaiserstadt" — Wien — hinein.

Einnehmender ist die Tracht der Dirnen und Bauersfrauen. Hauptstück derselben ist der Bärkittel (Bärkeut'l.) Es ist dies ein dunkler, meist blauer oder schwarzer, roth eingefaßter, faltenreicher Wollrock, der nur wenig über das Knie, etwa bis zur halben Wade herabreicht, und mittelst Achselbändern am Körper hängt. In seiner Glanzperiode kommt er nur an Sonn- und Feiertagen zum Vorschein; spätere Tage sehen ihn als „Neid'rkeutl" (Nieder-Unter-Kittl,) d. h. das heißt, er wird vorerst zu dem dem Bärkittel zunächst liegenden Unterrocke gemacht, somit seiner Würde als Oberkleid entsetzt. So rückt er mit jedem neuen Bärkittel immer näher an den Leib, und eine echte Bauernmaid trägt im Staate die ganze ihr seit jener Zeit, da sie die Kinderschuhe abgelegt, zugewachsene Anzahl von Kitteln.

Ueber dieses Oberkleid kommt die „Fonnefür" (Vorne vor = Schürze) mit einem breiten Latze, der, wie auch ein schmaler Streifen am unteren Theile, mit vielen, aus gelber, weißer oder schwarzer Seide hergestellten Verzierungen, ein Erzeugnis nationaler Hausindustrie von ziemlicher Stylreinheit, von der Dorfnähterin geschmückt wird. Sie ist gewöhnlich so breit, daß sie hinten nur einen schmalen Streifen des Kittels sehen läßt und durch breite Bänder (Reib'r un' neib'r) von weißer Farbe, deren Enden rückwärts weit hinabreichen, zusammen gehalten wird.

Das „Laiblich" (Leibl) ist hinten etwas kürzer und je nach der Wohlhabenheit der Person entweder aus Wollzeug mit halben Groschen-Schnüren besetzt oder aus Seidenzeug mit Goldfäden und Flitter verziert; vorne dagegen ist dieses Kleidungsstück sehr stark ausgeschnitten und mit Häkelchen (Haft'ln) zum schließen versehen. In den Ausschnitt wird der an der unteren Spitze abgerundete dreieckige „Bund" (Schutz) gesteckt; es ist dies ein ganz steifes, mit reichem Stoff, meist von gelber Farbe, überzogenes Blatt, das mit Stickereien aus offener Seide, Perlen und großen, eigens für diesen Zweck erzeugten Glassteinen besetzt ist.

Das Hemd mit breitem Kragen aus grober Leinwand umschließt zirkelförmig den Hals und läßt ihn im Sommer und Winter blos und nackt.

Zwischen Hemd und Leib'l kommt noch das „Hempl" (Hemdchen) von feinem Linnenzeug; es reicht nur bis zum Gürtel und läßt der kurzen Puffärmel wegen den größten Theil der Arme frei. An diesem Putzstück ist ein besonderer Aufwand von Stärke und Waschblau zu bemerken. Ein starker, schwarzledener Riemen, der Gürtel, bedeckt den Raum zwischen Rock und Leibchen. Die Enden desselben, deren Eines vorn eine Spanne lang herabhängt, werden mittelst eines Metall- oder Hornringes befestigt.

Der Kopfputz ist sehr einfach. Das Haar wird zurückgekämmt und in einen Knoten, den sogenannten „Dudich" zusammengeschlungen, und darüber der „Sar" (sächsisches Tuch) von rother Grundfarbe mit gelben Blumen bedeckt, als Bedeckung gelegt. Der Bau dieser Kopfbedeckung ist, da seine Herstellung eine große Geschicklichkeit erfordert, etwas künstlicher.

Das Kopftuch geht von der Stirn, in viele kleine Falten gelegt, bogenförmig bis zum Haarbüschel; die beiden gut gestärkten Zipfel, mit denen es am Nacken gebunden wird, werden zu beiden Seiten des Kopfes so weit als möglich ausgedehnt — je weiter und breiter, desto schöner, — so daß sie dann im Winde wie die Flügel eines Schmetterlings, mit dem es von rückwärts gesehen Aehnlichkeit besitzt, flattern. Unbedingt muß aber das Tuch am Hinterhaupte eine tellerförmige, bis in den Nacken reichende Rundung bekommen; um dieser Rundung eine gewisse Standfestigkeit zu verleihen, wird Werg hineingestopft, und es ist für eine Dorfschöne der höchst denkbare Genuß, wenn ihre Kameradinnen neidisch bemerken: „Dau-host ob'r an schin Kauch'n!"

Ehedem wurde ein feines weißes Tuch „Knüppe" von entsprechender Größe um die Mitte des Kopfes vom Nacken aus, wie die Haare in ein Büschel zusammen gebunden und dergestalt geknüpft, daß die beiden mit gelber oder schwarzer Stickerei gezierten Enden desselben über die Schultern in gleicher Länge herabhingen. Am Haarbüschel wurden Maschen von seidenen Bändern so befestigt, daß sie unter der Knüppe zum Vorschein kamen: solche Bänder trugen die Mädchen von rother Farbe, vertauschten sie aber zur Fastenzeit oder wenn ein Todesfall in der Familie eintrat, mit schwarzen; letztere trugen die Bauersfrauen und wechselten sie an Fest- oder Freudentagen gegen weiße aus. Die Frauen trugen um den Dudich noch einen mit rother Leinwand überzogenen Strohkranz, dem sie die Kraft zumutheten, vor Teufel und Zauber zu schützen und ihn in gewissen Fällen nicht außer Acht ließen. Besonderer Augenmerk wurde und wird auf die Bekleidung des Fußes verwendet. Die gewirkten Strümpfe haben bei Mädchen und jungen Weibern eine rothe, bei alten Frauen eine blaue Farbe. Auf den Fuß kommen ausgeschnittene Schuhe aus Lackleder mit großen seidenen Maschen „Tropfen," bei Ledigen blau und weiß, bei Verheiratheten schwarz, in deren Mitte ein rother oder grüner Stein prangt.

Ueber das Leibl kommt der einfärbige, grau- oder grünfarbene Tuchspenser „Janker" mit breitem Kragen, welcher, wie die unteren Falten des Jankers, mit einem blauseidenen Bande

gesäumt ist. Die keulenförmigen Aermel desselben liegen am Handgelenke enge an und um Leibl und Bund sehen zu lassen, wird er immer offen getragen. Ueber den Spenser legt sich ein breiter faltenreicher, in der Mitte mit gelber Seide künstlich durchnähter und am Rande mit Spitzen besetzter Spitzenkragen „Kresle.“ In schlechter Jahreszeit kommt darüber ein Zirkastuch, roth oder drappfarben mit kleinen Blumen am Rande bedruckt, das über den Kopf genommen, gegen die Unbilden der Witterung schützt. Außerdem gab es noch eigens gearbeitete schwarz tambourierte Umhängtücher: „Unnehmküzze“ mit Fransen, die als einziges Trauergewand im Gebrauche waren.

Tücher in der Form von Schürzen, gelb und roth gestreift, waren ehemals sehr beliebt und werden nun immer seltener; die beiden Enden dieser „Tetschlich“ werden um den linken Arm geschlungen.

Nur im Winter und beim Regenwetter wird von den Tüchern Gebrauch gemacht, doch werden dieselben jederzeit zusammengerollt unter'm Arme getragen.

An Sonntagen tragen die Dorfbewohnerinnen, gleichsam als Kirchenputz noch ein Tuch, die „Küzz“ unter'm Arm, worin das nie fehlende Gebetbuch eingehüllt ist.

Die Jahreszeiten haben auf die Tracht der wetterfesten Bewohnerinnen des Ländchens einen sehr geringen Einfluß, nur in den kältesten Wintertagen greifen sie zu einem kurzen, im Schluß mit vielen Falten versehenen Pelze, der in den meisten Fällen eines Tuchüberzuges entbehrt.

Der Adel der Landbewohner, die Erbrichter, die immer „einige Schulen studiert“ hatten, machen in der Regel von der hier geschilderten Kleidertracht nur geringen Gebrauch. Die „gute alte Zeit“ mit dem starren Festhalten am Alten ist vorüber; leicht ist alles jetzt zum Neuen übersprungen, freilich ist Beides nicht gleich zu loben.

Nachdem wir uns mit dem Äußern des Schönhengsters vertraut gemacht haben, statten wir ihm einen Besuch in seinem Daheim ab. Wir wählen selbstverständlich nicht das moderne von einem städtischen Baumeister oder Architecten erbaute mit

allen Bequemlichkeiten der Wohlhabenheit ausgestattete Bauernhaus, sondern eine aus der guten, alten Zeit stammende, den Typus bewahrende Wirthschaftsanlage.

Die Bauernhäuser, früher gewiß zumeist aus Holzbalken, später wohl auch aus hartem Materiale, mit ihren kleinen niedrigen Fenstern, zwischen der Obstbäume Laubdach hindurchsehend, sind ebenerdig, fast durchaus im Gevierte gebaut und geräumig für Menschen und Vieh. Sie tragen einen gefälligen Charakter an sich, sind ziemlich zweckmäßig im Durchschnitte reinlich und werden das Jahr hindurch oft, besonders vor hohen Festtagen, weißgetüncht. Die Fenster des Wohnhauses, die nur ein dämmeriges Licht in die Stube dringen lassen, sind gegen die Dorfgasse und den Hofraum gerichtet, um das Hausgesinde bei seiner Arbeit überwachen zu können.

Die Dächer, mit weit vorspringenden Traufen, an den Seiten oft bis zur Erde reichend, decken Schiefer, Ziegel, Schindel oder seltener Stroh, „Schab“.

Blockhausartige Gebäude, gefügt aus gewichtigen geschroteten Balken, deren Fugen mit Lehm verschmiert, auf steinerner Unterlage ruhend und nothdürftig angeweißt, werden immer seltener.

An einer passenden Stelle des Hauses ist in einer Mauernische die Statue oder das Bildnis des Feuerpatrons oder eines anderen Heiligen zu finden. Daneben überrascht uns schon höchst selten ein Hausspruch wie:

„Ich hab gebaut mein Haus hart an der Straßen.
Weil mich alle Neider hassen,
Drum laß ich alle Neider neiden,
Und alle Hasser hassen,
Was Gott mir gibt, das müssen sie mir lassen.“ (Rostitz.)

Neben dem zweiflügeligen Hofthore gestattet eine kleine Thür den Bewohnern den Ein- und Ausgang. Eine Schnur oder ein Lederriemchen, die „Schnoll“ dient dazu, einen Hebel von Holz oder Eisen: „die Fell“ zu heben, um das „Thürl“ zu öffnen.

Von da führt ein erhöhter steinener Gehweg „die Gredl“, vom vorspringenden Dache überragt, längs des Gebäudes hin, so daß der geräumige, nur landwirthschaftlichen Zwecken dienende Hof mit seinen Borsten- und Federviehställen tiefer liegt.

Die Hausthür, im Sommer durch eine niedrige Lattenthür, „Gatter“, im Winter und des Nachts nicht durch eine feste Thür mit Schloß, sondern durch einen schiebbaren Riegelbalken „die Fürleg“ verschließbar, gestattet den Zutritt in den geräumigen Flur, das „Has“. Daselbst steht der Haustisch, wo im Sommer das Gesinde seine Mahlzeiten abhält, das Topfbrett, die Speisealmer, „Olm'r“ und die Truhen, während an den Wänden weißgescheuertes Milchgeschirr: „Melchter“ das Auge des Besuchers freundlich fesselt.

Eine hölzerne Treppe führt aus diesem Raume auf den Dachboden. Hier hat der Bauer eine Kammer für's Mehl „Mehlzej“, den Schüttboden „Schejtbuhn“ für das Getreide, die „Sejtzej“ und oft auch' die Schlafstellen für das weibliche Dienstpersonale. Eine Fallthür gewährt Zutritt zu den Kellerräumlichkeiten und andere Thüren zur Wohnstube, den Stallungen und der Kammer, dem einzig gewölbten Gemache im ganzen Hause, wo auf dem „Bruthenge'l“ einem Gestell, die Brodlaibe angereiht stehen.

Die Stubenthür, oberhalb der ein Haussegen hängt, öffnet sich auf die schon angegebene Weise. Neben ihr befindet sich ein kleines, zinnernes oder weißirdenes Weihwasserbecken mit Rosenkranz und Palmzweigen.

In der Stubenecke gegen Sonnenaufgang hat stets ein großer Tisch seinen Platz; dahinter Bänke mit Lehne und um denselben einige gewöhnliche Holzstühle mit Rückenlehnen. Die massive Tischplatte aus Eichenholz ruht auf einem Keulengestell und hat an der unteren Fläche Schubladen, „Lod'n“ zur Aufnahme von Bürsten, Hammer, Zange, Bindfaden, Nägel u. s. w. Ober dem Tische hängt an der Wand ein Krucifix und in einer Reihe mehrere, auf Glas gemalte Heiligenbilder in einer dem Geschmacke der Bauern entsprechenden grellen Buntheit in schwarzen Rahmen, hinter denen einige geweihte Zweige der Palmweide stecken.

An der Stubenwand hat noch der „Wandrechen" mit einem aufrechten Gittergestelle seinen Platz. Blank und sauber steht daran oder hängt an den Rechenzinken als Zierde das bessere Geschirr, das nicht im täglichen Gebrauche ist. Dieser Wandrechen, schwarz oder braun von Farbe, hat noch den Zweck, abgelegte Kleidungsstücke kurze Zeit zu tragen.

Ein oder zwei geräumige Bettstätten mit dem bis fast zur Decke reichenden Bettvorrath, der nebst dem Geschirre von Zinn oder Thon, in letzterem Falle bemalt, einst der Aussteuer der Tochter ein Ansehen verleihen soll, gewähren dem von der Arbeit ermüdeten Hausvater und seiner Gattin eine Ruhestätte.

Zu den weiteren Einrichtungsstücken gehört noch eine Schwarzwälderuhr und ein oder mehrere mächtige Truhen, mit Blumen in allen Farben des Regenbogens bemalt. Wohlverwahrt liegt hierin der gesteifte und geplättete Sonntagsstaat der Tochter des Hauses.

Unweit des Einganges steht auf einem hölzernen oder gemauerten Ofengestelle der mächtige grün oder gelb glasierte Kachelofen, der in eine Art Thurmspitze endet. Um ihn herum ist die Ofenbank und im Stock der Raum für's Kienholz, den Haushund oder auch für das Geflügel, das da in eigenenen Käfigen während der rauheren Jahreszeit brütet.

Um den Helm, der an seiner Basis ein vorspringendes Gesims zum Trocknen der Späne oder zum Warmhalten der Speisen hat, ist die sogenannte „Häng" angebracht. Diese Hänge besteht aus drei lothrecht von der Sturzdecke herabhängenden Stangen mit wagrecht verschiebbaren Leisten, den „Gewentig- oder Uf'nstanglich," um daran durchnäßte Kleidungs- oder Wäschestücke zum schnellen Trocknen zu bringen.

Mit diesem Ofen, an dessen unterem Theile ein Kessel oder „Uf'ntop," der stets warmes Wasser für die verschiedensten Zwecke enthält, angebracht ist, steht der Backofen in Verbindung, so daß beide oft den vierten Theil der Stube ausfüllen. Die flache Decke dieses Theiles „Hinteruf'n", der an der Seite eine Nische „Uf'nloch" für das Handfeuerzeug besitzt, dient Familiengliedern oder übernachtenden Fremden als Ruhestätte.

Unmittelbar an die Stube „gaute Staub" stößt die Kammer, Nebenstube oder Stübl mit einfachen Betten, in denen erwachsene Mädchen und Mägde schlafen; während die jungen Männer und Knechte meist in den Ställen eine Art Verschlag für ihre Ruhestätte haben.

Eine von Rauch geschwärzte Küche dient bei hinreichender Größe im Winter als Speiseraum, so daß der Stubentisch nur bei besonders feierlichen Anlässen in Gebrauch tritt. Von hier aus geschieht oder wenn selbe fehlt, vom Vorhause aus die Beheizung des Kachelofens (Gabelofen) mit großen Rücken Brennholz. Die Kochgeschirre werden mittelst der Ofengabel, einer an einer Stange befestigten Gabel und eines eigens hiezu hergerichteten Wägelchens aus- und eingeschoben, während im Sommer die Bereitung der Speisen am vorderen Theile des Heizraumes, dem sogenannten „Herd" erfolgt.

Wegen der Bequemlichkeit der Bewartung, Beaufsichtigung und Pflege des Viehes, schließen sich unmittelbar an das Wohnhaus die Ställe für Pferde und Kühe an, so daß man aus dem Vorhause durch einen Gang zwischen Speise-, Geräthe- und Vorrathskammer (Gewölb) dahin gelangen kann.

Geschlossen werden die Ställe während des Nachts und während der rauhen Jahreszeit durch Stallthüren mit Riegelbalken oder im Sommer durch ein „Gatter;" an ihr prangt das Bild des hl. Leonhard als Viehpatrons in buntem Farbendruck. Die hintere Seite des Hofraumes begrenzt Schopfen und Scheuer; ohne jedes Hindernis erfolgt von hier aus der Zugang zu den Feldern, die sich an das Gehöfte schließen.

In diesen Räumlichkeiten sind die Pflüge, Eggen, Sensen, Sicheln, Futterschwingen, der Wiesbaum, die Wieden*) und Fahrzeuge, (Leiterwagen, Fassingwagen, Kales und Schlejtn) untergebracht.

*) Sie sind aus Baumwurzeln gefertigt und vertraten früher die Ketten der Wagen, an denen nur das nothwendigste und unumgänglichste von Eisen war.

Die dritte Geviertseite des Hofes nimmt gewöhnlich das „Ausgeding" mit den dazu gehörigen Stallungen ein, so daß der Bauer und Ausgedinger nie zusammen wohnen.

Zu beiden Seiten des Gehöftes, auch vor demselben breiten sich die Gärten aus; der Landmann liebt seinen Garten, er ist ja an Sonntagen ein Ort der Erholung für ihn.

An Größe übertrifft alle der Obstgarten, der zugleich Grasgarten ist; an ihn reiht sich das „Baumgärtl" mit jungen Obstbäumchen, der Pflanzgarten mit Setzlingen für Kohl und Rüben, der Gemüsegarten und auch Blumenbeete mit Liebstöckl, Ringelblume (Todtenblume), Rosmarin, Schwertl, Pfingstrose, Lilie, Nachtveigl, Heurigelieb und Kamille finden da ein bescheidenes Plätzchen.

Der Grasgarten birgt die Pumpe oder den Radbrunnen, welch' beide den Schwengelbrunnen, die älteste Art, das Wasser aus der Tiefe zu heben, verdrängten.

Dies das Bild eines alten Bauerngehöftes.

Beschränkter und kleiner ist das Heim des Gärtlers und Häuslers und zeigt von seiner Bedürfnislosigkeit.

Er selbst bewohnt nur ein kleines Stübchen oft mit Estrichboden, hält Ziegen, im besten Falle eine Kuh und bewirthschaftet nebst Pachtäckern ein kleines Grundstück, sein Eigen.

Die etwa noch vorhandene Stube, in welcher beim matten Scheine eines Oellämpchens das Webeschiffchen bis in die sinkende Nacht eintönig hin- und herschnellt, wird von „Innleut" bewohnt. Sommers arbeitet der „Innmann" mit seiner Familie auf dem Felde des Bauers gegen entsprechenden Taglohn. Da er gewissermassen als Glied des Hausgesindes zählt, so versieht ihn auch der Landmann mit einer entsprechenden Menge von Erdäpfeln und Getreide oder überläßt ihm ein Stück Feld zum Eigenbau.

So war's noch allgemein vor fünf Jahrzehnten, nur wenige Höfe zeigen bei der alten deutschen Form noch dieselbe innere Einrichtung.

Sturzdecke und Kachelofen, an dem Großmütterchen den lauschenden flachshaarigen Enkeln aus ihrem unerschöpflichen

Borne Mährlein aus längst entschwundenen Tagen erzählte, sind beseitigt. Die Lampe ist an Stelle des „Kienspans" getreten.

Die alten Glasbilder, zu denen die Hausmutter in allen Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens gläubig emporblickte und im stillen Gebete Trost fand, haben Kupferstiche und Farbendruckbilder verdrängt.

„Olm'r," „Trugl" und die Schwarzwälder, welche Großvater und Enkel die Tages- und Nachtstunden wies, sind durch „Neumodische" ersetzt; landwirthschaftliche Geräthe und Fahrzeuge haben verbesserten Geräthen, ja selbst Maschinen, das Feld geräumt, kurz: Die Cultur mit ihren Fortschritten hat die alten Vätersitten, die aus gegebenen, sich durch Jahrhunderte wenig ändernden Verhältnissen empor gewachsen waren, vielfach schon verdrängt und nur da ist der Altvorderen Brauch noch erhalten, wo er nicht in Widerspruch mit vortheilhafteren neuen Erkenntnissen gerieth, die sich aber im landwirthschaftlichen Kleinbetriebe zum Glücke äußerst langsam in die Praxis umsetzen.

Diesem Umstande ist es zu danken, daß wir trotz aller nivellirenden Fortschritte der gesellschaftlichen Weiterbildung auch für den Schönhengst noch ein Culturbild entwerfen können, aus dem der Väter Brauch und Sitte deutlich hervorleuchtet.

Wir wollen dieses Culturbild dem Wechsel der Jahreszeiten anpassen und in dem Rahmen eines Jahres die wirthschaftliche und häusliche Thätigkeit des Landmannes beobachten:

Der Kartoffelherbst mit den obligaten „Feuerlen," der auch auf den friedlichen Höfen seine Reize hat, ist vorüber. Das Gebrüll der wohlgenährten Kuhheerden, der melancholische Ruf „harroh, harroh" des „Kaibaub'n" ist verstummt. Der Spätherbst ist da, der Advent mit seinen sagenreichen Abenden und Nebelnächten, wo Irrlichter und Feuermänner draußen tanzen, leitet das christliche (kirchliche) Jahr ein. Schon zeitlich früh, sobald das erste Glockenzeichen vom nahen Pfarrkirchlein gegeben wird, beleben sich die „Kirchenstege." Lichtlein huschen über die Schneefläche, alt und jung eilt in die Frühmesse „Rorate," um sich durch Gebet und Gesang auf das hohe Weihnachtsfest vorzubereiten.

Der Flachs ist hergerichtet und in den Bauernstuben surrt und summt das Spinnrad, das Merkmal ländlich deutscher Häuslichkeit.

Um den brennenden Kienspan herum sitzen hier Töchter und Mägde, dort Söhne und Knechte, in munterer Spinngesellschaft, zu welcher sich fast das ganze Dorf einfindet, (Rocken- oder Lichtengang) beisammen.

Den Vorsitz führt die „Bäurikin," während der Hausvater häuslichen Verrichtungen obliegt, da es als eine Schande gilt, müssig zu sein, wo andere arbeiten.

Scherz und Neckereien, Lieder und schauerliche Erzählungen von „Grünhütt'l" dem Rübezahl der Schönhengster, fördern das Werk. Oft erscheinen in den Spinnstuben die jungen Burschen „Rockenknechte" unter dem Vorwande, den Dirnen die Abfälle „Ogln" vom Schoße zu schütteln, „Ogelscheitln", wobei sie fragen „wai gahts" (wie geht's) und allerlei Kurzweil treiben. Oft schicken sie ihre Spinnrocken, die mit gedörrtem Obst, Rosinen und anderen Näschereien „die Nätze," geschmückt sind, in die Rockenstuben der Mädchen; haben sich diese ihre Nätze angeeignet, so wird um den Rocken ein rothes Band, „Rockenband," dessen Breite und Schönheit auf die gegenseitige Achtung und Liebe schließen läßt, gewunden und in die Stube der Rockenknechte zurück geschickt.

Einige Freitage wird die ganze Nacht, „lange Nacht," hindurch gesponnen, um das nöthige Geld für die Zuthaten zum „Christstrizel" aufzubringen, und ehe die Rockengesellschaft scheidet, wird die Trennung durch ein Mahl, „Beschadessen," gefeiert.

In der dritten Woche vor Weihnachten zieht der hl. Nikolaus durch die Gasse des Dorfes. Da öffnet sich die Thür, der hl. „Nikolei" im Bischofsgewande tritt ein und theilt mit freigiebiger Hand Obst unter die Kinder; wer aber nicht brav war, bekommt die Ruthe. Den kinderliebenden Bischof begleitet ein Engel und die nie fehlende vermummte Gestalt des Teufels. So hat sich noch der urgermanische Gebrauch, der an die Umzüge Wuodans zur Julzeit erinnert und unserem Volke lange vor dem Christenthume eigen war, erhalten.

Das hl. Weihnachtsfest, das Fest der Liebe, die der göttliche Heiland vor fast 2000 Jahren geoffenbart hat, beginnt mit dem Gedächtnistage des ersten Menschenpaares.

Der hl. Abend ist ein Festtag, die Kinder tröstet man mit dem „goldenen Schweinchen", das sie sehen würden, wenn sie das Essen tagsüber unterließen, oder schreckt sie mit der Frau Perchta, die mit einem Bohrer in der Hand erscheinen würde, um dem Unfolgsamen den Bauch aufzuschlitzen.

Abends setzt sich alles zum feiertägig beschickten Tische, an dem oft in der ärmsten Hütte der Fisch nicht fehlt. Nach beendetem Festmahle erglänzt im hellen Lichte der christliche Tannenbaum, um dessen Fuß sich die Gaben des hl. Jesukindleins, das zum Fenster herein schaut, ausbreiten.

Wohl kein Baum im deutschen Walde wird so verehrt, als das Wipfelchen am Weihnachtstische, ein aus dem germanischen Heidenthum mitgebrachtes uraltes und ehrwürdiges Bild der immer frischen und segenspendenden Natur. In der Christnacht selbst erwartet man in traulichem Beisammensein die „Mitternachtsmett". Vom Chore des festlich geschmückten und hellerleuchteten Pfarrkirchleins erklingt noch hie und da während der Mette das Hirtenlied:

„Dorta beim Achelbam hinta dan Schuppa
Soh eich ganz foiricha Monna rumhuppa."

In dieser Nacht, in der die Dorfburschen Pistolenschüsse erdröhnen lassen, öffnet sich nach dem Volksglauben die Geisterwelt, das Vieh im Stalle redet die Sprache der Menschen, tiefe seltene Geheimnisse thun sich auf, losgelassen sind die Gespenster und treiben ihr unheimliches Wesen.

Schon vor dem heil. Abend beginnt in Kirchen und Privathäusern der Bau des „Kripp'l", eine plastische Darstellung des Jesukindes im Stalle zu Bethlehem, dessen Figuren das Jahr über friedlich in einem Winkel der Dachkammer ruhten.

Nach dem heil. Tage beginnt das eigentliche Weihnachtsspiel. Zu den Personen des Stückes gehören: Herodes, sein

Hauptmann, Maria mit dem Jesukinde, Josef, Engel, die heil. drei Könige, Hirten und der ungastliche Wirth.

Auch wandert ein ambulantes „Kripp'l", dessen Figuren aus Brotteig geformt sind, von Haus zu Haus. Der Träger entnimmt die Figuren einem Korbe und stellt sie unter passenden Gesängen auf den Tisch, um dafür eine kleine Gabe zu erhalten. Oft erscheinen nur die heil. drei Könige unter Absingung von Liedern. („Dreikönigslieder.")

Im Nachstehenden bringe ich den Text eines Weihnachtsspieles aus der Umgebung von Mähr.-Trübau zum Abdrucke. Dieser Text unterscheidet sich durch seine dramatische Ausgestaltung wesentlich von den übrigen bekannten Texten und schon eine flüchtige Durchsicht zeigt, daß wir kein eigentliches Volksspiel vor uns haben, sondern vielmehr den Text einer Aufführung, die professionsmäßig von einer Schauspielergesellschaft besorgt wurde. In der That lautet der Titel meines Manuscriptes so:

Geburt Christi,

wie selbe in den Jahren 1820 von einer Gesellschaft mit Genehmigung des Magistrates und der Geistlichkeit um die Weihnachtszeit in Zirkel religiöser Familien vorgestellt wurde."

Der Text hat nur wenig Dialectisches, doch verräth er auch in seinem Schriftdeutsch, daß er im Volke selbst entstanden ist. Bezeichnend ist, daß die in dem Stücke auftretenden Juden im echt jüdischen Jargon sprechen. Hier der Text des Stückes:

Antipater

(tritt auf, schreitet gedankenvoll einher, zieht einen Brief hervor, liest denselben, erschrickt und spricht):

Hüte dich, daß du nicht ohne sicheres Geleite vor'm Kaiser, und deinem Vater erscheinest; — Verdammtes Geschick, konnte ich diesen Brief nicht früher erhalten? Pharos ist todt, meine Mutter verstoßen, meine Freunde im Kerker; was fang ich an? Soll ich mich auf die Flucht begeben, so wird man mich an allen

Orten suchen, und hat man mich, dann ist's um mich geschehen. O! unglückselige Stunde meiner Geburt.

Ethiel
(tritt auf und spricht):

Antipater, es ist schlimm mit uns. Alles ist verrathen und wir gehen dem Tod entgegen.

Antipater
(erschrocken):

A ha! warum nicht gar!

Viriel:

Kannst mirs glauben, Antipater, das ganze Betragen der Caesareer hat mich gegrollt. Ich verkleidete mich, ging in einen Gasthof und kam mit einem Rottenmeister ins Gespräch. Ich stellte mich fremd, worauf er mir alles, was er wußte, sehr genau erzählte, wobei er mir hoch und theuer schwur, daß er mir die Wahrheit sage; er nannte mir sogar Namen aller Verklagten und sagte, daß Clavira, Pharos Weib alles verrathen und daß Euer Schatzmeister im Gefängnis sitze.

Antipater:

Was? mein Schatzmeister im Kerker! woher weißt du das?

Pathiel:

Er ist es, denn er schleicht auf allen Wegen, er spart keine Mühe und wo er nur etwas erhaschen kann, thut er es; er hat alle Peinlinge durch die Tortur vernehmen lassen, ihre Aussage schriftlich abgefaßt und deinem Vater übergeben; er ist der Hauptzeuge wider dich und hetzt und schiert, wo er nur kann.

Antipater:

Verdammter Schurke! konntest du nicht früher ein Opfer des Todes werden; aber wart, laß mich nur noch einmal diese

Schlinge überspringen, dann sollst du es erfahren, was es heiße, Antipaters Feind zu sein; doch was, was soll ich mich deshalb fürchten. Ich kenne die schwache Seite meines Vaters, eine fußfällige Bitte macht alles wieder gut; dazu war ich nicht daheim. Leicht konnte man mir in meiner Abwesenheit so etwas aufbringen und die Kläger können auch vielleicht überwiesen werden; aber Pathiel, hast du noch das Gift. Sei mir vorsichtig und wenn du mir den Nicolaus fällst, sollen 100 Talente Silber dein Lohn sein.

Pathiel:

Wie der schlaue Antipater Rath weiß; der du uns zwar in Klugheit und List überwiegst, rathe ich dir dennoch, folge nicht mehr dem Fassael, er rathet dir nichts gutes, denke nur: 100 Talent Silber sind um seinen Rath verschwendet und doch nichts Ausführliches zu machen.

Antipater:

Aber Pathiel, hast du noch das Gift und wenn du es hast, so sage ich dir noch einmal, sei mir vorsichtig, wenn du mir den Nicolaus fällst, 100 Talent Silber sei dein Lohn.

Viriel:

Es wäre wahrlich gut gezahlt, aber es braucht etwas. Eher wollte ich seinen Vater morden als Nikolaum, denn er ißt und trinkt von keinem Menschen als von seinem Weibe. Mit diesem ist nichts zu machen; aber einen Brief will ich ihm unter seine Papiere legen, den er selbst zu haben wünscht und dann ist alles gehoben.

Antipater:

Hilft, was helfen kann, doch ich hab einmal bestimmt, er soll sterben, kostet es, was es will. Wer ist an der Thüre, Viriel? Geh und forsche. (Viriel tritt ab).

Bewaffneter

(tritt ein und spricht):

Antipater, es ist alles zur Reise fertig, komm, laß uns eilen.

Antipater:

Eilen! eilen! vielleicht in Kerker und dann zum Tode. Warum eile ich nicht so schnell als sonst in meines Vaters Arme, warum sehnt sich mein Herz nicht wie sonst alsbald bei den Meinigen zu sein? aha! fort, sag ich, fort! Tod oder die Krone von ganz Judäa, dies sei meine Losung, es komme wie es will.

Zweiter Auftritt. Herodes und Pharos.

Pharos:

König laßt euer Leidwesen; sehet ich kam an euern Hof euch zu besuchen, um bei euch die Pachanilien zu feiern; allein es ist als ob ihr auf immer bestimmt hättet, das Fest ana palana zu halten; gehet werfet die Trauer von euern Herzen, seid ruhig. Der Kaiser ist euer Freund, und ich stehe euch mit meinem Heere in allen Fällen bei; ich bitt euch, laßt den Kummer fahren, der unnützer Weise euer Herz belästigt; bedenket eure Größe und erinnert euch an eure Thaten denn dies sind mächtige Pfeiler, auf die ihr euch stützen könnt.

Herodes

(ganz traurig):

Habt recht lieber Pharos! Ich schätze die Gunst des Kaisers, so wie euch, und die ganze römische Nation zu jederzeit. Doch allein denkt, bin ich nicht unglücklich und beklagenswerth, weil ich ein undankbares Volk beherrsche, indem sie alles Gute was sie genießen, nur durch mich und Roms Freundschaft gewannen und mir alles mit Undank lohnen.

Pharos:

Das ist freilich arg, aber wißt ihr, ich an eurer Stelle würde sprechen: Wollt ihr mich lieben als Euern Vater und ehren als euern König, so müßt ihr mich auch fürchten.

Herodes:

Was bringt die Furcht? Haß, Mißtrauen und von allen Seiten Verfolgung und was nützt es mich dann, wenn ich von keiner Seite sicher bin; jeden Bissen den ich esse, jeden Tropfen den ich trinke, genieße ich in größter Furcht, selbst mein Weib und Kinder und Blutsverwandte sind auch wider mich; braucht der König nicht Erholung, darf der Regent nicht einige Minuten die Krone von sich legen, um von den Seinigen als Gatte und Vater begrüßt zu werden? O! wie es einen schmerzt, wenn man stets mit Waffen in der Hand gegen Weib und Kinder, so auch mit auswärtigen Feinden zu kämpfen hat. Pharos sagt, was soll ich beginnen?

Pharos:

Armer König! ich bedaure euch. So etwas glaubte ich kaum, aber wißt ihr denn nicht, woher das Unglück komme?

Herodes:

Ich muß mich völlig schämen, daß ich gegen Weib und Kinder Kläger sein soll, o! ich armer Mann. Seht ich erhielt zwei Briefe, die werden euch vieles sagen.

Herodes

gibt dem Pharos diese Briefe zum Lesen, nach einer Weile:

Aber Pharos, was glaubt ihr, soll er wirklich Schuld daran sein?

Pharos:

König! wenn ich die Sache als unpartheiischer Richter untersuchen sollte, so müßte die Klage nach dem Gesetze verhandelt werden.

Viriel

(tritt ein und spricht):

Erlauchter Monarch! Antipater ist angekommen und bittet, ihr wollet ihm den so lange entbehrten väterlichen Kuß nicht versagen, und ihm gnädigst bewilligen sich euerem Antlitz zu nähern.

Herodes:

Er möge kommen.

Herodes

(spricht zum Pharos):

Sehet ihr, wie der Heuchler schon wieder anfängt?

Pharos

(zum Herodes):

Wisset König! Er spricht im alten Tone der Dankbarkeit.

(Antipater und Viriel treten ein.)

Antipater

spricht wehmüthig:

Sei gegrüßt mein König, mein Vater, mein Alles; erlaube deinem verläumdeten Sohne zu sprechen, und mich deinem Antlitz zu nähern.

Herodes

(zornig):

Halt! verwegener Heuchler! wie erfrechst du dich mich zu berühren, fort du Auswurf der Natur! Eher darfst du mich nicht Vater nennen, bis du ganz gerechtfertigt vor mir stehst; sag, was hat dich bewogen mich morden zu wollen? Ist das der Dank für alle Wohlthaten die ich dir erzeugte? Sag, warum hast du deinen Bruder Alexander Aristopolum bei mir verläumdet, und denselben durch bestochene Freunde wider mich angehetzt, daß sie endlich durch meinen Zorn den Tod empfanden; ihr Blut komme über dich Bösewicht! sie waren Söhne meiner tugendhaften Königin;

sie hatte recht zu klagen, weil ich dich Unthier von einem gemeinen Weibe geboren, und ihnen vorzog, und jetzt, da ich dich ohnehin zum Mitregenten erhoben, und nebst 30 Talenten, die ich dir auswarf, den Deinigen, aus meinem eigenen Einkommen auch noch alle Herrlichkeit verschaffte; nun aber deine Unschuld ist bis jetzt noch nicht gerechtfertigt, du mußt dich besser verantworten.

Antipater:

Das will und werde ich auch; ich bitte nur um Zeit.

Herodes:

Die Zeit ist dir gegönnt. Jetzt aber gebiete ich dir, daß du dich vor allem Umgang mit Menschen hütest, sei es wer es immer wolle, und stets auf deiner Kammer bleibst.

Pharos:

Antipater! groß sind die Gnaden und Wohlthaten, die euer königlicher Vater an euch ausübte; aber auch groß soll die Strafe sein, wenn ihr wirklich derjenige seid, für den man euch glaubt. Sprecht, ob ihr eure Unschuld beweisen könnt; es soll euch Zeit gelassen werden, vielleicht ist es euch möglich.

Antipater:

Edler Pharos. Seid mein Schutz und mein Richter; und wenn ihr von meiner Unschuld überzeugt sein werdet, auch mein Vertheidiger; sagt, kennt ihr das Schwert? wer war es, der mir dasselbe gab, und für wen blutete ich? sagt, hatte ich nicht Gelegenheit meinen Wohlthäter zu verlassen? vielleicht hätten ihn die Araber schon längst in ihren Klauen; aber wer kann Zeuge sein von meiner kindlichen Liebe gegen meinen Vater als Gott, der mein Herz kennt, dem kein Geheimnis verborgen ist; und mein Vater, dem ich hinlängliche Proben ablegte, will meine Liebe zu ihm nicht erkennen.

Herodes:

Ich hatte keinen Zweifel an deiner Liebe zu mir, ich zog dich allen meinen Kindern vor, und verschaffte dir alle Herrlichkeiten; nun aber, deine Unschuld ist noch nicht an Tag, du mußt dich vor allem andern besser verantworten.

(Antipater wird von Ethiel entwaffnet und in den Kerker geführt).

Herodes:

Pharos was glaubt ihr, soll er wirklich schuldtragend sein?

Pharos:

König! wenn ich die Sache als unpartheiischer Richter untersuchen soll, so müssen auch die Kläger gegen Antipater vernommen und das Gift approbirt werden, ob es wirklich ein tödtendes Mittel sei. Ladet Eure Freunde zum Verhör, und so auch euern Blutsrichter, dann noch einen Verbrecher den man des Todes schuldig hätt, an dem man den Versuch macht. König seid ihr einverstanden, so soll dies morgen geschehen. Kommt, ihr braucht Erholung.

Herodes:

Ich folge euch.

Beide gehen ab.

Ismael

(tritt auf und spricht):

Nii ich bin ach reisefartig, ich hib ach alls in Ordnung gebracht, Weib a Kinder bleiben ach do, bis ich wieder kimm, donn zieh dann ich mit den Meinigen nach Bethlem hinauf.

Isack:

Nii ich blei ach do, und hib ach in Bethanien gor nischt zu suchen, die zwo Joch Ackerlohne nebst der miserabla alta Hütte

acht ich ach gor nicht; ich bin a Obkommling Abrahams, a freier Israelit, bin den Gesatz Gottes unterworfen, und richt ach gor kan Zins.

Ismael:

Mei, mei, mei, ich bin ja auch von Abrahams Sam so gut als du, und viele die sich wegen den por Silberlinge hobn den Hols brechen losen, hep wos hohn se jetzt davon? Nischt als hinterlaßne Wasen und unglückliche Weiber; meine Rachl socht, es is alls ans, ob mir den Kaiser oder dem Herodes geben; dos hast a Geschra, nü gih ach weg, bist ach a Ganef, weißt du nicht, doß mir a freies Volk san, hot uns Gott nicht öfter vom Joch fremder Völker befreit?

Löwi:

Und wir hon uns dadurch den Fluch Gottes zugezohn; hör ich sog dir, folg in olln den Willen Gotts, wirds der och mehr fromme als bloßes Geprohl; mit den Gesatz, welches uns Gott selbst gegeben, befiehlt er ach uns zu gehorchen.

Ein anderer Jude:

Ei wei gih ach weg, wie konnst ach so vermessen thun, bist vielleicht vom Römern gut bezolt, oder bist vom bösen Geist verblendt, worst scho oft in Carmel bei den Esaeern, aber jetzt ists, als ob du ka Israelit, sondern ein Erz-Gojem wärst, sog ob du mitgehst und hollt mi nit lange auf.

Ein zweiter Jude Ismael:

Dos haßt a Geschwatz, wenn ach scho gor ka Vorstellungen helfen, so geh ich ach mit dir, aber auf dein Heil, wenn ich dadurch das Gesatz übertrat.

Ein anderer Jude:

Dos ho ich scho oft gesogt, wer sich zwischen Thür und Angel legt, der wird gekwascht.

Der letzte Jude tritt vor und spricht:

Sollst ach verschwatzen, wenn ich irr geh!

Isack

als Wirth betend ganz allein und spricht:

Es ist doch schrecklich wos die Römer in der Welt für Unheil anrichten: Erstens gelobten sie uns Sicherheit von Seite unserer Feinde; jetzt fordern sie Gehorsam, schicken einen Räuber nach den andern nach Jerusalem, wie es denselben nach ihre eig'nen Anordnungen selbst gefällt, und glauben, den Juden wächst Gold und Silber unter dem Bart. Och na ihr irrt euch, es sind scho ka Salomons Zeiten mehr, wo Jeder unter seinem Weinstock saß, Gold und Silber im Ueberfluß hatte, und von allen überaus gesegnet war: jetzt sind ganz andere Zeiten, und wenn selbe so fortdauern, gelangen wir alle am Bettlstab. Wos jetzt für Volksmenge noch Bethlehem onkoma, wo werden alle Obdoch finden und untergebracht werden.

(Josef und Maria treten ein).

Josef

(spricht zum Wirthen Isack):

Gott grüß dich Isack.

Isack:

Ich dank dir für'n Gruß.

Josef:

Du weißt es, daß des Kaisers Befehl im ganzen Lande erging, daß ein Jeder, wo er geboren wurde, sich schätzen lassen soll, weswegen ich in meine Vaterstadt, wo ich wohl keine bleibende Stelle habe, komme, um mich dem Befehl des Kaisers zu unterziehn; sei so gut, und laß mich mit meinem Weibe übernachten.

Der Wirth:

Ja lieber Josef! des Kaisers Befehl hat vieles Volk in Unruhe gebracht, und sind auch schon Auswärtige nach Bethlehem angekommen; aber sieh, mein ganzes Haus ist verzinst; wo noch ein Plätzchen ist, muß seine Rente bringen. Ich kann dir keine Herberge geben; geh, suche dir andere Bekannte.

Der Wirth

(für sich allein):

So hot ma doch vor die arme Teufel gor ka Ruh, es wär besser sie stürben alle, daß ma net immer belästigt wir. Ich muß dem Hausknecht bedeuten, daß jeder arme, der nicht sogleich abzieht, mit Stockstreiche abzuweisen sei.

(Josef und Maria allein).

Josef:

Liebe Maria! Betrübe dich nicht, ich bin die ganze Stadt Bethlehem abgegangen, bei allen Bekannten und Verwandten um Herberge angesprochen, jeder verweigerte mir das Obdach; jetzt weiß ich noch eine Höhle, die unsers Vaters Davids ist. Wenn es dir gefällt, wollen wir dort übernachten.

Maria

(spricht zu Josef):

Lieber Josef! Betrübe dich nicht meinetwegen; du weißt, daß ich die Einsamkeit liebe. Führe mich in jene Höhle, vielleicht wird es Gott dem Herrn angenehmer sein, als der schönste Palast.

Der Wirth

(für sich):

Wieder ein armer Teufel abgespeist. Solche Gäste hätte ich schon längst das ganze Haus voll; ich könnte denselben nicht genug auftragen lassen; heut zu Tage muß ma sehn, wie aner

wos erhaschen kon, um dem Tribut nachzukoma; die Römer haben uns nichts anders thun können, als den Beschnittenen Idomiter zum König aufzudringen; Herodes schickt sich recht gut unter die Römer.

Der Wirth tritt ab.

Die Hirten ziehen über die Erscheinung der Engel am Felde nach Bethlehem und suchen den neugebornen Heiland auf.

Bei der Ankunft im Stalle zu Bethlehem richtet der Hirte Steffl an Josef und Maria folgende Frage:

Hörts ihr guten Leute, ist hier die Geburtsstätte des neugebornen Heilandes?

Maria:

Ja ihr frommen Leute, hier ist der neugeborne Heiland.

(Sie zeigt auf das Kind und die Hirten knien nieder).

Steffel

(spricht):

Sei uns willkommen du süßester Heiland, in dieser so bösen Welt, wie bist du denn so verlassen, daß du bei dem Vieh die Wohnung nehmen mußt? Wir armen Hirten fallen dir zu Füßen, und beten dich an, als unsern Gott und Herrn, o! laß uns doch deine Gnade und Huld genießen.

Maria

Habet Dank ihr guten Hirten, für eure fromme Meinung.

Der Hirte Simel:

Aber hörts ihr guten Leut, laßts enk erzählen, wie wir enk und das gute Kind gefunden hon. Als wir zu Mitternacht

unsre Heerde weideten, kam der Engel des Herrn in voller Klarheit, mit ihm viele himmlische Geister, die Gott unter dem Klange himmlischer Musik unaufhörlich lobten und uns diesen Ort anzeigten.

Der Hirte Joel:

Hörts ihr guten Leut, morgen wenns sein kann, komma wir wieder, und wollen enk in unsre alten Hütten aufnehma, allwo ihrs besser haben sollts als bei den hartherzigen Städtern.

Josef:

Habts Dank für eure gute Meinung, Gott solls euch lohnen.

(Hirten gehen ab):

Simel:

O! möcht an net das Wunder fressen, über das klana Kindl, es is so kolt, und es hot net a Plauzerl Bett.

Steffel:

Dos haß ich böse und Gott vergessen, a so a schönes Kind, a so a zärtliche Mutter, a so an lieben Voter und man versogt denselben in ganz Bethlehem die Herberge.

Lippel:

Jetzt möchten ma wieder a mol schaun, wos der klane Mertl mocht, die Zeit wirdn a scho long werden.

(Gehen ab und singen das Lied): O! Herr! du hast erfüllt dein Wort und uns dein Sohn gegeben).

Alexander und Herodes treten auf.

Herodes:

Er soll mir die Sonne nicht mehr sehen, der Ungerathene.

Alexander:

Mäßige dich, König! und denke, daß du viele Feinde hast, die dir nach Krone und Leben trachten. Jene könnten leicht deinen Sohn bethören; ihm Thron und Schutz versprechen, wenn er Hand an dich legt.

Herodes:

Warum bekennt er nicht, der Thor! Er glaubt, wenn er schweigt, wird er sichs verbessern oder mich zu besänftigen suchen. Nein Antipater, du hintergehst mich nicht mehr; dein Verbrechen liegt zu klar am Tage; du mußt sterben und sollte ich dadurch meine Größe verlieren.

Alexander:

Mäßige dich, König! man muß zuvor untersuchen und dann handeln; sieh deiner jüngsten Schwester Gemahl, dein theuerster Freund bittet dich bei der Heiligkeit unseres Bundes: Laß deinem Vaterherzen freien Raum, untersuche genau und dann handle; denn wisse, er kann auch verführt sein.

Herodes:

Er ist nicht verführt, sondern er ist der Verführer selbst; ich erhielt Briefe von Rom, welche mir Cäsar sandte; Ackmen Anphibius und Cesius sind von Rom aus mit ihm im Einverständnis. Cicedinon hat ihm das Gift durch Anthiphil zugesendet, welches er von einem egyptischen Arzt kaufte. Klavira bekannte, daß sie mich während seiner Abwesenheit morden wollte. Undankbarer! ist das kindliche Liebe gegen deinen Vater; ich habe ihn allen übrigen Kindern vorgezogen, verschaffte ihn alle Herrlichkeiten und jetzt will er mich durch Gift aus dem Wege räumen. Wart du sollst meinen Grimm im vollen Maaße empfinden.

Alexander:

Erlaube mir o König! kann der Bote, der dir diese Briefe hinterbrachte, nicht von deinen und Antipaters Feinden sein? Hat man

nicht genug Beispiele, daß oft durch böse Menschen eine ganze Familie ins Unglück gestürzt wurde; warum bekannte Klavira nicht gleich, ging unter dem Schein das Gift zu holen und stürzte sich vom Fenster; erst dann, als sie ihre letzte Stunde glaubte, dann bekannte sie und warum? Um ihr Leben zu retten, Antipater zu tödten und ihre Schandthat zu beschönigen. O! König, du kennst die Weiber noch nicht recht, sie haben Schlangenlist, denke an Phutiphars Weib, denke an Fachael und Casara.

Herodes:

Was ist das für Getöse, was geht wieder vor?

Ein Trabant tritt ein und spricht:

Gnädiger Herr und König! Eine Menge fremder Völker sind an unsern Hof angekommen, auf Kameelen und Hydromedromidarien, worunter sich drei von Weisheit und hohem Ansehen auszeichnen und mit dir o König, selbst zu sprechen wünschen.

Herodes:

Laß sie vor; ich will hören, was ihr Verlangen sein wird.

Die Könige treten ein und sprechen:

Sei gegrüßt o König der Juden, Gott gib dir Heil!

Herodes:

Dank euch, doch saget mir, wer und woher ihr seid?

Kaspar:

Wir sind drei Weise aus dem Morgenlande und kommen den neugebornen König der Juden zu sehen und zu verehren.

Herodes:

Judenkönig bin ich, sonst weiß ich keinen nicht.

Kaspar:

Wir suchen keinen König der regiert, sondern der erst geboren wurde.

Herodes:

Aus welchen Quellen schöpft ihr die Gewißheit des neugebornen Judenkönigs.

Kaspar:

Erlaube o König, daß ich das Wort führe. Als Israels Enkel an den Mohabitischen Grenzen heran zogen, wurde dem König selben Landes Angst, weil er sich fürchtete, daß sie seine Grenzen überschreiten würden; er ließ daher den Amabitischen Propheten Pallam zu sich berufen und durch Geschenke bitten, er möge den heranziehenden Israeliten fluchen, daß selbe von seinen Grenzen weichen möchten; als er aber im Begriffe war dem König zu willfahren, kam der Geist Gottes über ihn und er segnete Israels Kinder unaufhörlich, wobei er auch diese merkwürdigen Worte sprach: Es wird ein Stern aufgehen aus Jakob und eine Ruthe entspringen aus Israel; er wird schlagen die Fürsten der Mohabiter und Israel wird mächtig sein und ihre Feinde zerstören.

Melchior:

Wir haben uns eilends auf die Reise begeben, um euerm neugebornen Judenkönig zu huldigen; glücklich gelangten wir bis auf eure Grenzen, durch Leitung dieses großen Wundersternes; wir glaubten, jeder Jude wird es wissen und sich darüber erfreun, aber leider alle sahen und staunten uns mit Verwunderung an und keiner konnte uns Auskunft geben; daher faßten wir den Entschluß nach der Hauptstadt zu gehen, um uns von dir o König Nachricht einzuholen.

Balthasar:

Auf den cerastischen Gebirgen wurden zwölf betraute Männer bestellt, welche sehr fleißig Acht haben mußten, wenn dieser

Wunderstern aufgehen würde; diese Beobachtung wurde fortgesetzt von Enkel zu Enkel, durch volle 1500 Jahre, bis der gütige Gott über Judäas Grenzen diesen Wunderstern aufgehen ließ.

Herodes:

Ich kann mich nicht genug wundern über eure Abenteuer, kann euch der Stern nicht getäuscht haben? Haben die Sternkundigen noch niemals geirrt in Auslegung der Planeten?

Kaspar:

Höre o König! ich bin schon sehr alt und in Cerastas Kunst und Lehre gut erfahren, aber einen solchen Stern wie dieser ist, sah noch kein Sterblicher; er steht weit unter den Planeten, hell und klar ist er in seiner Lichte, in der Mitte desselben sitzt ein hebräisches Weib, welches ein Kind auf ihren Armen, auf dessen Haupt eine Krone und in seiner Hand ein Scepterlein führt, zum Zeichen daß er sei ein mächtiger König, dem Himmel und Erde unterthänig.

Herodes:

Um welche Zeit ist euch der Stern erschienen?

Kaspar:

Ungefähr vor dreizehn Tagen.

Herodes:

Das ist mir unbegreiflich, in dreizehn Tagen aus Arabien hierher zu ziehen. Ich kann mich nicht genug wundern über eure Abenteuer; will sogleich meine Priester und Schriftgelehrten rufen lassen, daß sie in den Büchern der Propheten genau nachschlagen, wo der Judenkönig geboren werden soll.

(Ein Trabant tritt ein).

Herodes

(zu demselben):

Geh und rufe in meinen Namen alle Gelehrte zusammen, daß sie in den Büchern der Propheten nachschlagen, wo der neugeborne Judenkönig geboren werden soll, welches mir dieselben allsogleich anzeigen sollen.

Hoherpriester

erscheint und spricht:

Wir haben o König deinem Befehle zu Folge die Schriften der Propheten durchgegangen und bei dem Propheten Micheas folgende Worte gefunden: Du o Bethlehem bist die kleinste unter den Städten Juda; von dir soll hervor gehn der große Fürst und Hirt, der Israel befreien wird.

Herodes

zum Hohenpriester:

Danke dir im Namen der ganzen Versammlung für diese Nachricht.

Herodes

sich zu den Weisen wendend:

Ihr habt also gehört, daß zu Bethlehem der Geburtsort des neuen Judenkönigs sein soll. Drei Stunden von hier ist dieser Ort entfernt, ziehet hin und betet das Kind an. Ich ginge wohl selbst gleich mit euch dahin, um demselben meine Ehrenbezeugung zu machen, aber wichtige Geschäfte erlauben es nicht; doch wenn ihr dies Kind gefunden haben werdet, laßt michs auch wissen, daß ich eben auch hingehe und denselben meine Ehrfurcht bezeige; Gott gieb euch das Geleite.

Die drei Weisen:

Nun so wollen wir im Vertrauen auf Gott diese Reise antreten, vielleicht haben wir das Glück, das Kind zu finden; ach sehet, der Stern leuchtet uns schon wieder.

Ankunft der Weisen zu Bethlehem bei der Geburtsstätte.

Balthasar:

Was kommt uns denn für ein Licht aus dieser Höhle entgegen, hier werden wir vielleicht das Kind finden.

Die Weisen treten ein und sprechen zu Maria und Josef:

Sagt uns ihr frommen Leut, finden wir hier den neugebornen Weltheiland?

Maria:

Ja ihr lieben Könige, hier ist das Heil der Welt.

Kaspar:

Sei uns willkommen, du göttliches Kind, welches uns von den Propheten vor vielen Jahrhunderten ist verkündigt worden, bis uns der große Wunderstern erschien und uns bis zu der niedern Hütte, in welche du dich herabließest, begleitet hat: wir beten dich an und bringen dir Opfergaben, Gold, Weihrauch und Myrrhen zum Geschenke; segne unser Land und Völker und führe uns wieder zurück in unsre Heimat.

Maria:

Habt Dank, ihr frommen Weisen für die köstlichen Geschenke die ihr dem Kinde dargebracht habet.

Balthasar:

Kommt laßt uns den Herodes seines Verlangens gemäß in Kenntnis setzen, daß wir das Kind aufgefunden, daß er auch hergehe und das Kind anbete.

Himmlische Erscheinung:

Haltet ein von euern Vorhaben, ziehet nicht nach Jerusalem. Herodes beabsichtigt nicht das Kind anzubeten, sondern zu tödten; ziehet rechts, so werdet ihr sicher in Euer Land gelangen.

Dank der Weisen für die Warnung:

O Gott! wie groß ist deine Macht und Güte, wie unerforschlich sind deine Rathschlüsse und Wege!

Himmlische Erscheinung dem Josef im Schlafe:

Auf Josef vom Schlafe, nimm das Kind und seine Mutter, zieh nach Egypten, bleibe so lange dort bis ich es dir wieder sage; Herodes trachtet dem Kinde nach dem Leben.

Josef zu Maria:

Maria! nimm das Kind, wir ziehen nach Egypten; mir ist durch eine himmlische Erscheinung angedeutet worden, daß Herodes die Absicht habe das Kind zu tödten.

Maria:

Wir gehorchen dem Befehle Gottes und fügen uns seinem weisen Rathschluß.

Herodes zu Alexander:

Seht, die drei Weisen haben uns belogen; mir scheint, sie sind aus ganz andern Absichten zu uns gekommen, nicht aber dem neugebornen König der Juden zu huldigen.

Alexander zu Herodes:

Erlaube o König! es kann immer so etwas an der Sache sein, denn höre: Als ich neulich in Tempel ging um dort mein Gebet zu verrichten, erblickte ich eine Menge Volkes, unter diesen ein paar Eheleute mit einem Kinde, welches der alte hohe Priester Simeon freundlich auf seine Arme nahm, Gott unaufhörlich dankte,

daß er ihm die Gnade verliehen, den so lang ersehnten Welterlöser zu sehen. Er nannte auch das Kind vor allem Volke den Weltheiland und die alte Anna profezeite von dem Kinde wunderliche Dinge.

Herodes

(verdrießlich):

Warum hast du mir so etwas nicht gleich angezeigt?

Alexander:

Du warst gerade damals auf der Reise nach Rom.

Herodes

(verwundert):

Also schon damals hast du von dem Kinde reden gehört? So sollen es die drei Weisen gefunden und mir nichts angezeigt haben? Ihr Lügner! Ihr Betrüger! Heißt das königlich Wort gehalten? Wartet, es soll euch gereuen. Erst muß ich das Kind haben, dann soll es euch ergehen, wie ihr's in Pallams Schriften findet.

Herodes:

Ethiel, kann ich mich auf deine Treue verlassen?

Ethiel:

König warum zweifelst du an meiner Treue? Habe ich dir nicht genügend Proben abgelegt, was befiehlst du? Soll ich ganz Jerusalem morden, bin ich bereit dazu; habe so nicht viel Freude darin.

Herodes:

Das nicht, sondern höre mich. Die Geschichte von dem Kinde hast du gehört, dem die drei Weisen huldigten. Nimm einige Rotten Söldner, gehe nach Bethlehem, morde alle Knaben, welche zwei Jahre und darunter sind.

Ethiel:

Wie aber die Sache am besten anzustellen, daß uns keines entkommt?

Herodes:

Du gehst mit einigen Rotten Söldner nach Bethlehem und läßt durch einen Herold ausrufen, daß der König alle Knaben, welche zwei Jahre alt und darunter sind, reichlich beschenken will. Zu diesem Behufe sollen sich alle an einem Orte, welchen du bestimmen wirst, einfinden; dann gehst du zu Werke.

Ethiel:

Sehr klug ausgedacht, ich will alles mit den Meinigen auf das genaueste vollziehen. Vom Verschonen soll keine Rede sein, denn es sind ohnedies nur Judenkinder; wir Idomiter sind ihnen ohnedies nur Feind; wieder ein Zahltag für die an uns verübten Grausamkeiten, als sie uns unterjochten und die Beschneidung aufdrangen; aber wartet, ich will euch beschneiden.

Herodes:

Es ist fürwahr eine gräuelvolle That, wegen einem einzigen Kinde so viel zu tödten, doch aber die Umstände zwingen mich; laß ich ihn leben, so stürzt er mich und mein Haus. O Juden warum seid ihr mir so Feind? Ist das für die Wohlthaten, die ich euch erzeugte, die ihr durch mich und Roms Freundschaft genossen habt und mir dieselben mit Undank belohnt.

Ethiel

(nach vollbrachtem Werke wiederkehrend):

König! die Arbeit ist vollbracht, der neugeborne Judenkönig lebt gewiß nicht mehr. Als ich den Befehl ausgab, daß der König alle Knaben, die zwei Jahre alt und darunter sind reichlich beschenken wolle, da kamen die Weiber schaarenweise mit ihren Kindern gelaufen, jede wollte die erste beschenkt sein; als ich aber keine mehr kommen sah, gab ich das Zeichen zum Angriff. Als

einige Weiber ihrer Kinder beraubt waren, da stürzten die Männer mit allerlei Mordgewehre auf uns ein, so verlor auch mancher Mann und Weib sein Leben.

Herodes:

Das heißt recht und billig meinen Befehl vollzogen.

Ethiel:

Höre o König! es kostete auch uns viel Blut. Als eben mehrere durch unsre Schwerter fielen, da stürzte alles über uns her; das ging noch ärger, als wir ehemals das Araberlager bestürmten.

Herodes:

O! könnte ich alle Juden morden, ich würde es auf der Stelle thun.

Alexander

(tritt ein und meldet):

Höre König! die ganze Stadt Jerusalem ist auf und flucht und schilt über dich, wegen der gräuelvollen Mordthat so in und um Bethlehem vorgegangen ist; alles schreit zu Gott um Rache wider dich.

Herodes

aufgeregt:

Nimm einige Rotten Söldner, zerstreue die Haufen und wer sich dir widersetzt, den werfe in das Gefängnis, oder strafe ihn mit dem Tode, nachdem es dir weise dünkt.

Alexander:

Das habe ich bereits gethan. Als ich mit der Wache zum Tempel eilte, den dort vorgehenden Unfug zu steuern, da hatten die Gottlosen den goldenen Adler von der hohen Pforte herabgerissen und denselben in Stücke zerschlagen.

Herodes

zornig:

Was? Den goldenen Adler von der hohen Pforte herabgerissen und denselben in Stücke zerschlagen? Das sind Gotteslästerer, die sollen meine Rache fühlen. Wo habt ihr die Bösewichter? Führt sie mir vor.

(Hohepriester und Schriftgelehrte treten ein).

Herodes

fragt:

Ihr ruchlosen, was habt ihr begangen? Ich baute diesen herrlichen Tempel mit so großem Kostenaufwande, daß dergleichen Werk kein Assemoneer König in 75 Jahren hat aufführen mögen; ich habe nicht allein diesen herrlichen Tempel erbaut, sondern denselben mit vielen herrlichen Dingen versehen, welche zu meinem Gedächtnisse bleiben sollten und ihr Schandbuben habt euch unterstanden, bei hellem Tage die heilige Zierde zu beschädigen; glaubt ihr mich allein hiedurch zu beleidigen? Nein! Das geht Gott an, weil ihr sein Heiligthum beraubt und mit Füßen getreten habt: verantwortet euch, könnt ihr das, so sprecht.

Hohe'rpriester zu Herodes:

Ich spreche hier vor Gott und nicht vor dir, weil du deine Schandthaten mit der Ehre Gottes zu beschönigen suchest. Das unsern Vätern von Jehova so heilig gegebene Gesetz verbietet uns, weder eines Menschen noch Thieres Bild zur Verehrung aufzusetzen; du hast so etwas zur Ehre Gottes gerechnet; pfui, schäme dich, wie willst du die Assemonier beschimpfen. Welcher Israels König mordete, aus bloßem Vorurtheil so viele unschuldige Kinder? Welcher Israels König beraubte die Grabstätte Davids? Keiner als du! du Entehrer und Beflecker des jüdischen Thrones; jetzt hast du meine Verantwortung gehört, jetzt spreche dein Urtheil über uns aus, du vermeinter großer König!

Herodes

zornig:

Nun habe ich deine Schmähungen lange angehört, ich entsetze dich des Priesterthums und verdamme dich sammt deinem Anhange zum Feuer.

Hoherpriester zu den Seinigen:

Seid getrost meine Brüder! Ich sterbe mit euch. Ihr waret meine Schüler; ich ermahnte euch solches zur Ehre Gottes zu thun. Eher wollen wir einen ruhmvollen Tod sterben, als wider das Gesetz unsrer Väter so etwas zuzulassen; wir sterben den Tod der Helden, für unsre Religion; dort oben wohnt der Allmächtige, der uns diese Heldenthat vergelten wird: zittre Herodes vor dessen Angesicht, der dein Innerstes durchblickt; wir gehen gelassen dem Tode entgegen, du aber Herodes wirst den Tod suchen, ihn aber nicht finden und nach überstandenen qualvollen Leiden zur Grube fahren. Jetzt komm und labe dich an dem Anblick der unsre Körper verzehrenden Flammen.

Herodes:

Ja ja, Hartherziger, das will ich auch thun. Ich will euch suchen durch grausame Marter eure Leibe zu vermehren, doch fort aus meinem Angesicht.

Hoherpriester:

Nein das kannst du nicht, weil du uns nicht überwindest. Kommt Brüder! die Engel des Herrn warten auf uns."

Mit diesem tragischen Schlusse endet das Weihnachtsspiel; das sonst übliche Hirtenlied fehlt.

Am Stefanstage führen die Mädchen die Burschen zum Weine, „Stefaniwein", und findet der allgemeine Dienstbotenwechsel statt, denn mit der alten Sunnwend des Winters, mit dem Jul unserer germanischen Altvordern, beginnt das Arbeitsjahr.

Die heil. Weihnachtszeit ist vorüber, die Vorbereitung zum Jahreswechsel beginnt.

Die Sylvesternacht ist eine Losnacht und da sie in jene Zeit fällt, die dem Gotte Fro (Freyr) besonders heilig war, ist sie nach dem Volksglauben für Liebesorakel und vornehmlich für die Brautschau äußerst günstig; daher werden in ihr viele diesbezügliche Gebräuche, wie das Lichtelschwimmen, Bleigießen, Schuhwerfen, Holzraffen u. s. w. vorgenommen.

An vielen Orten hat sich der Gebrauch eingebürgert, daß man nach dem Abendgottesdienste in die Wirthshäuser geht, dort die Mitternachtsstunde erwartet und sich dann gegenseitig das neue Jahr zutrinkt.

Am Neujahrstage, dem Actintage der Alten, seit Einführung des gregorianischen Kalenders der Anfangstag des bürgerlichen Jahres, beeilt sich jeder dem anderen den Neujahrsglückwunsch zuerst zu bringen, welche Sitte aber oft in Professionsbettelei ausartet.

Am Tage vor dem heil. Dreikönigsfeste wird in der Kirche Wasser, Salz und Kreide geweiht; abends geht die Hausfrau im Hause herum, besprengt die Räumlichkeiten mit Weihwasser und macht mit der geweihten Kreide an jede Thür das Dreikönigszeichen C + M + B +. Die so mit den Anfangsbuchstaben der heil. Dreikönige zu einer mystischen Formel verbundene Jahreszahl wehret allen bösen Geistern, ja selbst dem Teufel, den Eintritt in Haus und Stube.

Das Fest der Wintersonnenwende oder das hohe Fest unserer heidnischen Vorfahren währte 12 Tage oder vielmehr 12 Nächte (ze wihen nahten) — denn sie rechneten gleich anderen Naturvölkern nicht nach Tagen, sondern nach Nächten — vom heil. Christabend bis heil. Dreikönige, welche Zeit die „Intenächte" oder auch die „Zwölften" genannt wird.

Mit der zwölften Nacht, die wie die eilf vorhergehenden eine eigentliche Losnacht ist, endigt die unheimliche Zeit. Der um seine Feldfrüchte besorgte Landmann prophezeit aus der an diesen zwölf Tagen beobachteten Witterung die Witterungsverhältnisse für jeden Monat des Jahres.

Mit dem Tage „des brechenden Sterns", die sich eigentlich auf die altheidnische Götin Perchta, oder Holle, die Urmutter der Welt, die an ihm ihren zwölftägigen Umzug beendigte, bezieht, schloß das erste hohe Fest (Hochzeit, Hógetid, Hóchzit) der alten Deutschen.

Die Frühlingsfeste zerfallen in zwei Abschnitte: in die Fastnacht, die mit dem Baßbegraben endigt und in das Osterfest, das den Sieg des Frühlings über den Winter, symbolisch den Sieg des Christenthums über das Heidenthum feiert.

Der Fasching, ein eigentliches Heidenkind, beginnt nach den noch heute giltigen Bestimmungen des Papstes Paul II. am 6. Jänner. Nach diesem Tage ziehen, einem uralten germanischen Gebrauche nach, in vielen Dörfern zwei Burschen, der eine als bartloser Jüngling im weißen Hemde und band- und blumengeschmücktem Strohhute, der andere als graubärtiger Greis mit Zippelpelz und Pudelmütze, den Dreschflegel in der Hand, singend von Haus zu Haus, um den Wettkampf des Winters mit dem Sommer aufzuführen.

Anfangs Februar begingen unsere Altvordern zu Ehren der zunehmenden Sonne die „Lichtfeier", die sich wohl in der „Lichtmesse", die dem Landmanne als wichtiger Lostag besonders für die Witterung gilt, erhalten haben mag.

Zu Maria Lichtmeß hört das Flachsspinnen, die Hauptbeschäftigung der langen Winterzeit, auf, woran das Sprüchlein:

„Maria Lichtmeß — 's Spinne v'rgeß"

Die christliche Kirche weiht am 2. Februar Wachskerzen, die die Gläubigen mit zur Messe bringen. Sie werden dann bei Gewittern zum Schutze gegen das Einschlagen des Blitzes und beim Sterbebette der aus dem Leben scheidenden Familienglieder angezündet, was man „die Kerz einholl'n" nennt.

Der nächstfolgende Tag ist dem hl. Blasius geweiht; beim Nachmittags-Gottesdieste findet zur Verhütung von Halsleiden die „Halsweihe" statt, bei der zwei brennende Kerzen kreuzweis unter den Hals dessen gehalten werden, der die Weihe bekommt.

Einer alten Bauernregel zufolge beginnt nach Fabian und Sebastian, an welchem Tage die größte Kälte herrschen soll, der Saft in die Bäume zu steigen; für die Kinder ist diese Zeit der Beginn des sogenannten Pfeifchenmachens. Ein Weidenzweig wird zugerichtet und damit sich die Rinde vom Holze ablöse, unter Absingung eines Zaubersprüchleins, mit einem Messer am Oberschenkel beklopft; haben sie das Sprüchlein beendet, muß das Pfeifchen fertig sein.

In der Faschingszeit schlachtet jeder Bauer wenigstens ein Mastschwein und veranstaltet ein Wurstessen, „Sautanz", was wohl dem letzten Faschings-Donnerstage den Beinamen „fetter Dun'r-stig" gegegen hat.

Die drei letzten Faschingstage, die die lebhaftesten der ganzen Faschingszeit, „Vohs'nd" sind, bringen auf dem Lande allerlei Belustigungen und Mummenschanz hervor. Die ledigen Burschen „Vohs'ndknecht", veranstalten das Rösselreiten, Störköpfen (Hegen des Gerichtes), Entenschlag (ein rohes Vergnügen) und beenden mit dem Baßbegraben um Mitternacht die Tänzereien, die jedoch ihren eigentlichen Abschluß am Aschermittwoch durch den „Aschermittwochsbär" erlangen.

Die Landskroner hatten früher am Faschingsdienstage die Erlaubnis, in dem der Stadt gehörigen Walde Hasen und Rehe zu jagen.

Mit dem Aschermittwochstage, an welchem Alt und Jung mit bußfertiger Miene schnellen Schrittes zur Kirche eilt, um sich „einäschern" zu lassen, beginnt die Fastenzeit und mit ihr die Vorbereitung auf das hohe Osterfest.

Das christliche Osterfest, mit dem bei den verschiedenen deutschen Stämmen uralte Bräuche Hand in Hand gehen, fällt in jene Zeit, in der die Natur aus dem Winterschlafe zu neuem Frühlinge erwacht und in der die alten Germanen die Frühlingsgöttin „Ostara" feierten.

So mancher Cultus der Ostarafeier aus jener grauen Vorzeit hat sich noch erhalten, aber ein christliches Gewand angethan.

Am Sonntage Lätere, „Maiesunntog" geht vormittags der junge Nachwuchs des weiblichen Geschlechtes mit einem Fichten-

oder Tannenbäumchen herum, dessen Zweige kronenartig gebunden und mit gefärbten Eierschalen und bunten Bändern geschmückt sind.

Die „Modlich" singen dabei Liedchen, „Maiesinge;" z. B.:

„Maie, Maie, summergrün,
Die lieben Engeln singe schön,
Sie singen olle zugleiche
Bis in's Himmelreiche;
Klane Fischl'n, gruße Fischl'n
Schwimmen auf'n Teiche;
Weiße Rosen, rothe Rosen
Wochs'n auf dem Sträuche;
Weiße Lilien, weiße Lilien
Wochs'n auf dem Stengel.
Der Herr i's schön, die Frau i's schön,
Die Kinder wie die Engel.
Dort'n steht a hohes Haus
Schaut a schöne Jungfer raus;
Wird sich wohl bedenken
Mir an Groschen schenken.
Schenk Groschen, schenk
Auf ein gold'nes Kränzelein,
Daß m'r lustig und fröhlich sein."

wofür sie ein kleines Geschenk erhalten.

Der Palmsonntag, mit dem die Charwoche beginnt, ist erschienen. Die Zweige der Palmweide (Sahlweide) und womöglich des Eibenbaumes werden am Palmsonntage beim Frühgottesdienste geweiht. Von frommen Wünschen beseelt, steckt man diese Zweige in der Stube hinter ein Kreuz oder ein Heiligenbild, im Stalle hinter das Bild des Viehpatrones, ein Brauch, welcher nach dem Volksglauben das Haus gegen allerlei Noth und Gefahr, wie Feuersbrunst, Blitz, Viehseuche u. s. w. schützt, sowie das Verschlucken dreier Kätzchen das Fieber verscheucht.

Während der Priester am Palmsonntage die Passion liest, öffnen sich nach dem Volksglauben alle Zugänge zu den ver-

borgenen Schätzen, welche den Augen des Menschen alsdann sichtbar sind.

Am grünen Donnerstage fliegen die Glocken nach dem Frühgottesdienste nach Rom, um den Segen des hl. Vaters zu empfangen; nun schweigen ihre ehernen Zungen bis zum Samstag und statt dieser ertönen Klappern und Schnarren. Der fürsorgliche Landmann reicht seinen Leuten an diesem Tage Brod mit Honig, um sie gegen Halsschmerzen zu feien und nach dem Gloria waschen sich die Leute mit Bachwasser, da um diese Zeit dem Wasser eine besondere Heilkraft für das Auge innewohnt.

Der Charfreitag ist der stillste Tag des Jahres; es darf keine Arbeit unternommen werden und in Städten wird vormittags der Charfreitagsmarkt abgehalten. Alles besucht das hl. Grab, um in stillem Gebete dem Welterlöser, der für die sündige Menschheit sein Blut vergossen, zu danken. Nach dem Nachmittagsgottesdienste, „Pumpermetten," treiben die Kinder den Judas aus der Kirche, indem sie mit ihren Klappern und Schnarren die Kirche und selbst die Gassen durchlaufen.

Am Charsamstag wird der Ueberrest des hl. Oeles vor dem Kirchenthore verbrannt, wozu das Feuer durch Stein und Stahl erzeugt wird, „Judasverbrennen." Die Landleute warten da mit ihren Birkenscheiten, die der Priester segnet und machen auf dieselben mit der geweihten Kohle des obgenannten Feuers das Kreuzeszeichen (Holzweih'). Nachmittags begibt sich Alt und Jung zur Auferstehungsfeier, mit welcher die strengen Fasttage schließen.

Sehr besucht wird in der Charwoche der Kreuzweg und dabei oft ein altes Kreuzweglied:

„Ols der Herr Jesus vom Gort'n ahs giht,
Betrocht er sei bitter's Leid'n, sei Gefängnis
Gonz traurig, gonz traurig,
Es eit a Lohd un a Graus." u. s. w.

gesungen.

Der Osterheiligetag ist ein großer Festtag und macht an demselben nach dem Volksglauben die Sonne bei ihrem Aufgange

drei Sprünge; um dies zu sehen, begeben sich die Leute auf eine Anhöhe und begrüßen die Ostersonne mit lautem Jubel. Auch läßt die fromme Hausmutter beim Frühgottesdienste ein Osterbrod, rothe Eier und Salz weihen, wovon das Hausgesinde vor dem Mittagsessen einen Theil erhält.

Am Nachmittage findet das sogenannte Kreuz'lsteck'n" statt. Die am Palmsonntage geweihten Palmen und die aus den geweihten Birkenscheiten gemachten Holzkreuzchen werden an den Ecken des Ackers in den Boden gesteckt, um dadurch den Segen des Himmels auf das Gedeihen der Feldfrüchte herab zu flehen. Später werden dann die Zweige beim Pflügen kreuzweise übereinander in die Furchen gelegt.

Morgens am Ostermontage wird „geschmeckustert." Die Knaben und Burschen gehen mit einer aus Ruthen oder Lederriemchen geflochtenen, oft mit bunten Bändern gezierten Art Peitsche oder mit Süßholzwurzel-„Schmeckuster" herum und peitschen unter Hersagen eines Spruches die Mädchen.

Das Mädchen bekommt einen Trunk rothen Liqueurs, „Usterschnops," wofür sie ein gefärbtes Ei schenken muß. Am Dienstage zahlen die Mädchen den Burschen das „Schmeckustern gihn" ab.

Vom Dreikönigstage bis zum Ostermontage sieht man die „Brezelbuben" auf Gassen und Plätzen. Angethan mit weißer Schürze, auf dem Kopfe einen runden Hut, geschmückt mit rothen Bändern (während der Fastenzeit sind diese schwarz) von angemessener Länge, künstlichen Blumen und Flittergold, trägt er auf einem Drahtreif sein Gebäck zum Verkaufe; sein Erscheinen kündet er durch Blasen auf einer Horntrompete an, welche Ausrüstungsstücke Eigenthum der ehrsamen Bäckerzunft waren. Auch dieses Gebäck, die noch jetzt beliebten Bretzeln „Bagl'n" scheint alten Ursprunges zu sein, denn das Sonnenrad, das sich vom Julfeste an wieder zu uns wendet und das Wachsthum befördert, wurde von unseren Altvordern durch ein ähnliches Gebäck versinnbildlicht.

Die Kreisform stellt das Sonnenrad und die vier Speichen, welche diese Bretze früher hatte, stellen die vier Jahreszeiten vor. Nach Gräters Meinung wäre das Julfest nicht im Mittewinter, sondern

erst in der Zeit gefeiert worden, da die Umkehr des Sonnenrades bemerkbar wurde, also ungefähr im Februar, womit zusammenhängen soll, daß die Bretzen vorzugsweise um diese Zeit gebacken werden.

Märznoth und Märzwind, der die Tannen- und Buchenwipfel durcheinander rüttelte, ist vorüber. Berg und Thal beginnen zu grünen, smaragden erscheinen die Wiesen im stillen Grunde; das duftige Märzveilchen, vom schmeichelnden Sonnenstrahle wach geküßt, schlägt sein blaues Auge auf, auf feuchten Wiesen wiegt das große Schneeglöckchen (März'nbecher) sein Köpfchen auf und nieder, auch das holde Himmelsschlüsselchen entfaltet seine gelben Blümlein. Durch die Lüfte surrt und summt das Heer der vom langen Winterschlafe erwachten Insectenwelt und mit ihr verlassen auch deren Feinde, die Schleicher und Kriecher, ihren Winteraufenthalt.

Der Volksglaube hält Letztere noch für giftlos; da erscheint der heil. Georg, der Drachentödter und ihr Leib strotzt von diesem Tage an voll des gefährlichen Giftes.

Der Georgitag, dessen Cultus ebenso verbreitet, wie alt ist, war früh schon ein Haupttermin des Jahres, indem die Bauern an ihm ihre Zinsungen dem Grundherrn zu leisten hatten und rufen die Glocken von diesem Tage an erst um 8 Uhr zum Abendgebete.

Am Sct. Markustage findet eine den Rogationen ähnliche Procession statt, die sehr alt ist und ihre Einführung Gregorius dem Großen verdanken soll.

Wie am ersten April pflegen Witzbolde auch am letzten „in den April zu schicken“ und gilt der Spaß fast überall, aus der Apotheke Krebsblut zu holen.

In erster Linie ist es die Jugend, die diese wahrscheinlich keltische, im germanischen Alterthume unbekannte Sitte, benützt und dem in den April Geschickten voll Freude zuruft:

April, April, April!
Schickt mr'n Esel wohin mr will.

Der Mai war es, in welchem das deutsche Volk das Hauptopferfest und die alten Mai-Versammlungen abhielt und noch lange Zeit nachher fanden am 1. Mai die ungebotenen Gerichte statt.

Ueberall ist der Glaube verbreitet, daß die Hexen in der Walpurgisnacht (vom 30. April auf den 1. Mai) auf Besen, Heu- und Mistgabeln durch die Lüfte reitend die alten Opferstätten, die sich gewöhnlich auf Erhöhungen befanden, besuchen, um sich mit ihrem Meister zu belustigen.

Da nach dem Volksglauben in der Mainacht die Hausthiere von den Unholden viel zu leiden haben, werden die Stallthüren, unter deren Schwelle man Messer legt und die Düngerhaufen mit Birkenreisern besteckt, um die Grausigen fern zu halten und so das liebe Vieh vor Ungemach zu schützen.

Die jungen Burschen zogen früher am Vorabende des 1. Mai auf Anhöhen, die man für Hexentanzplätze hielt, zündeten in Pech getauchte Besen an und schleuderten sie unter Sprüchen in die Lüfte, um die Hexen zu vertreiben.

Waren die Unholdinnen vertrieben, so ging's an's Maischlagen.

Eine schlanke, junge Tanne wurde gefällt, die Aeste bis zur Krone wurden abgehauen und der Stamm ward abgeschält. Dieser Maibaum, dessen Aeste mit flatternden bunten Bändern verziert waren, prangte am Morgen des 1. Mai vor dem Hause, in dem der Bursche sein Liebchen hatte.

In den Städten ziehen früh Morgens Musikkapellen umher, den ersten Tag des Wonnemonats würdig zu begrüßen.

Das Fest des hl. Florians, des Feuerpatrons, wird durch einen öffentlichen Bittgang gefeiert und haben alle mit Feuer arbeitenden Handwerker einen Feiertag.

Mit dem Sonntage Rogate, dem fünften nach Ostern, beginnen die vom Bischofe Mannertu zu Vienne eingeführten, ursprünglich um die Osterzeit abgehaltenen Bittgänge (Feldumgänge) durch die Flur, über Hügel und Thal, wo die Feldfrucht grünt. Laut schallt das „Großer Gott wir loben dich," oder „Strenger Richter aller Sünder" über Flur und Au, um den

Segen des Himmels zur Erhaltung der Feldfrüchte zu erflehen und Abwendung von Gewittern und Hagelschlägen zu erbitten.

Die durch den Volksmund als Eismänner bekannten Heiligen: Pankraz, Servaz und Bonifaz sind mit ihrer „Schlehdornkälte" gefürchtete Gäste des Landmannes. Auch hiefür hat das Volk sein Sprüchlein:

„Der Mai ist nichts zu gut,
Er setzt jedem Pflock einen Hut."

Am Vorabende des 16. Mai werden die Bilder und Statuen des heiligen Johannes von Nepomuk reich mit Blumen bekränzt und durch die ganze Vigilie hört man von den Gläubigen, die vor dem Bildnisse des Heiligen ihre Andacht verrichten, alten Gesang:

„Heiliger Johann von Nepomuk
Auf der großen Prager Bruck,
Hast müssen
Dein Leben büßen
Im Moldaufluß.

Von Festgebräuchen, die in anderen deutschen Gauen zur Pfingstfeier begangen werden, hat sich im Schönhengster Ländchen nichts erhalten.

Das Frohnleichnamsfest (zu Ehren des Leibes unseres Herrn, 1264 eingesetzt,) bringt die Sitte, Blumen auszustreuen und die Kirche mit frischen Birkenbäumchen zu umstellen.

Die Frohnleichnamsprocession, an der die Obrigkeit, die Schuljugend und die andächtige Menge theilnehmen, zieht durch die mit Birken verzierten und mit Gras und Blumen bestreuten Gassen oder um die Plätze zu den daselbst im Freien aufgerichteten, reich geschmückten Altären.

Am Sonntage darauf bricht das Volk von den Birkenbäumchen Aeste ab und steckt sie in den Stall, um das Vieh vor Krankheiten zu schützen.

Medardus ist für den Landmann ein Lostag, denn

„Regnet's am Medarditag
Es wohl noch 40 Tage regnen mag."

Um Anton wird „Antoni-Lein" gesäet: hat es aber am Dreifaltigkeits-Sonntage geregnet, so muß das Leinsäen unterbleiben, da der Lein dann nach dem Volksglauben ausbrennt, mag es später noch so sehr regnen.

Die Frühkirsche hat ihre volle Reife erlangt und bald rückt die Heumahd heran und erfüllt die Wiesenflächen mit Lust, Leben und Arbeit.

Um Johanni feierten unsere heidnischen Vorfahren durch Volks-Versammlungen, Gerichthalten (ungebotenes Thing, wozu jeder erscheinen mußte) das Sommerfest und in diesem die größte Erdennähe der alles erwärmenden und belebenden Sonne.

Die Johannesnacht ist besonders geeignet, um heilkräftige Kräuter zu sammeln, Schätze zu heben und die Wünschelruthe vom Haselstrauche zu schneiden. Auch darf nach dem Volksglauben eine Mutter, deren Kind vor Johanni starb, keine Erdbeeren vor dieser Nacht pflücken, da sonst dem Liebling im Himmel leid geschehe.

Die Sitte, am Vorabende des Geburtsfestes des Vorläufers Christi, Feuer, die Johannis- oder Sonnwendfeuer anzuzünden, entstammt der heidnischen Vorzeit und ihrem Cultus.

Diese Feuer wurden meist auf Bergkuppen, von wo sie weithin ins Land leuchteten, auf zu diesem Zwecke errichteten großen Steinhaufen angezündet und war es in manchen Orten üblich, daß Burschen und Mädchen paarweise über das Feuer durch den Rauch sprangen, um den Teufel von sich zu bannen. Auch wurde ein mit Pech oder Theer bestrichenes Faß in Flammen gesetzt und den Bergabhang hinabgerollt.

Vom schönen altgermanischen Johannisfeuer ist bei uns leider keine Spur mehr vorhanden; indessen dürfte sich die alte Sitte leicht wieder einführen lassen.

Der Johannistag hat für den Landbewohner eine besondere Wichtigkeit, da an diesem Tage gewöhnlich der Hof oder Grund an den jungen Besitz-Nachfolger übergeben wird.

Das Getreide geht der Reife entgegen.

Als Gott der Ernte wurde von unseren Vorfahren Odin verehrt. Mit seinen Wölfen Geri und Freki ritt Odin, begleitet

von Fro, der auf einem goldenen Eber saß, Gedeihen spendend durch die Flur. Noch heute sagt der Landbewohner, wenn die goldenen Halme sich neigen: „Der Wolf läuft über's Getreide."

Schnitter ziehen nach den üppigen Getreidefeldern zur Ernte.

Nach vollbrachter Arbeit wurden früher die Schnitter vom Felde mit Musik abgeholt und in den Wirthschaftshöfen mit einer Mahlzeit von fünf Gerichten bewirthet. Auch sonst, so lange die Ernte-Arbeit dauerte, war es üblich, fünf Gerichte zu verabreichen, welche die Schnitter im Schatten eines alten Buschbirn- oder Kirschbaumes verzehrten.

Singend und jauchzend zieht die Jugend am Abend des Erntefestes durchs Dorf. Die vorangehenden Mädchen singen im hohen Tone ein Erntelied und die Burschen beschließen jeden Absatz des Liedes durch einen langgezogenen „Jauchzer."

Im Gemeindewirthshause, wo zum Tanze aufgespielt wird, geht es hoch her. Die älteste Schnitterin, am Kopfe einen mit Feldblumen durchflochtenen Ährenkranz, eröffnet den Tanz.

Beim Weizenschnitte läßt man um Müglitz einen kleinen Theil des Weizens stehen. Diesen schneidet dann ein junges ährenbekränztes Mädchen, die sogenannte „Weizenbraut" (weil sie noch in diesem Jahre Braut werden soll) unter allgemeinem Jubel der Schnitter ab.

Ehemals erhielten in Altstadt die Unterthanen nach dem Weizenschnitte von der Herrschaft ein Festmahl, welches später durch Naturalgaben, worunter Bier (Weizenschnitterbier) ersetzt wurde. Dieses Bier verzehrten die hiezu Berechtigten bei Tanz und Musik am Tage der „Kirmes."

Der Spätsommer bringt für die Jugend die Freuden der Heidelbeerzeit. Truppenweise ziehen die Kinder mit Töpfen und Bechern, die sie an den Leib binden, in den Wald um „schwarze Beeren."

Eingescheuert ist die Halmfrucht, der Pflug durchfurcht von neuem die Erde, um das Beet für die Wintersaat zu bereiten. Hoffnungsvoll streut der Landmann den Samen aus und achtet

strenge, daß nicht ein Beet übersehen werde, da sonst Jemand im Hause sterben müßte.

Der liebliche Gesang der Heimatsvögel ist verstummt; sie rüsten zur fernen Wanderschaft über's weite Meer, denn:

„Maria Geburt — Zig'n die Schwolb'n furt," sagt der Volksmund.

Am ersten Sonntage des Herbstmonates (hervist mânôth nach Karl d. G.) wird das Schutzengelfest gefeiert. Hatte doch jeder altdeutsche Hof einen Schutzgeist oder Hauspatron, an deren Stelle nach christlicher Auffassung die Schutzengel traten.

St. Michael, der Teufelsbesieger, war ehemals Terminheiliger und trat an die Stelle Wuotans. Er wurde als Herzog Michael in alten Schlachtenliedern angerufen und sein Bildnis prangte auf den alten Reichsfahnen.

An die Stelle dieses altdeutschen Termines ist eine Art Kirchweihe, die „Engerlekirmes" getreten. An ihr werden von bemittelteren Leuten, denen bereits Kinder gestorben sind, Kuchen gebacken und an arme Kinder vertheilt.

Die Zeit der Kartoffel-Ernte ist da. Auf allen Kartoffelfeldern sieht man kleine Feuer, in deren Asche Erdäpfel braten und die höchste Lust der Kleinen ist es, die gebratenen Knollen aus der Asche herauszuholen, um selbe zu verzehren.

Trübstilles Gewölk hängt vom Himmel, die schönste Zeit des Jahres ist vorüber. Die Fäden der Wanderspinnen jagen durch die Lüfte über die Stoppelfelder hin, oder hängen am Geäste der Bäume. Der Volksmund sagt: „Der Sommer (Altweibersommer) fliegt fort." Auch „Mariengarn" oder „Marienfäden" nennt man diese Fäden und tritt da die hl. Maria oder „Liebe Frau," welche an Stelle der Holmutter getreten, als Beschützerin des Spinnens auf. Um diese Zeit pflegen auch die Knaben ihre Luftdrachen steigen zu lassen.

Mitte October beginnt mit einem Sonntage die Kirchweihzeit, welche drei Tage dauert. Ursprünglich Kirchmesse genannt, ging sie schon früh in allgemeine Volkslustbarkeit über, gegen welche Päpste und Kaiser vergebens eiferten. Durch Kaiser Josef's II. weise Verfügung wurde die allgemeine Kirchweihe auf den dritten

Sonntag im October verlegt und das Volk hat ihr den Namen „Kaiserkirchweih" oder „große Kirmes" gegeben.

Am Sonntage blickt uns aus jeder Dachlucke ein „Kirmesfändel" von den Kindern gewöhnlich aus buntem Papier angefertigt, entgegen. Die geschäftige Hausfrau hat vollauf mit der Herstellung der „Kirmeskuchen" die ja nicht fehlen dürfen, zu thun.

Montag nach dem Frühgottesdienst, „Omt und Predig," begibt sich Alt und Jung in's Wirthshaus, um dem Tanze, dem Hauptvergnügen der „schönen Stunde" die von 11—12 Uhr währt, zu huldigen.

An allen drei Abenden sieht man hie und da in den Vorhäusern beleuchtete Tische stehen, welche mit Lebkuchen bedeckt sind, um welche Kinder wie Erwachsene würfeln, „Lebzeltschibn."

Die Dorfburschen lassen sich fleißig im Wirthshause ihre „Leibstückln" aufspieln und drehen die drallen Dirnen lustig im Kreise herum. Der „Stets" (eine Art Nationaltanz) hat aber bereits den modernen Tänzen den Platz geräumt. Am letzten Kirmestage verlassen dann die Burschen nach Mitternacht die Dorfschenke, indem sie das Lied singen:

„Kirmes komm weid'r — un stärk ma mei Gleid'r."

Das ganze Jahr freut sich das Volk auf die Kirmes, während welcher sich die Gastfreundlichkeit im rechten Lichte zeigt: je mehr Freunde und Verwandte kommen, desto mehr Freude und Ehre im Hause.

Trotz dieser allgemeinen Kirchweihe hat dennoch jeder Ort oder jedes Kirchspiel noch seine eigene Kirmes oder „Gnod" — alte Gemeinden hatten deren sogar jährlich vier (wohl die vier Ting-Zeiten des Jahres) — wobei es ebenfalls lustig hergeht und manch' alter Brauch herrschte. So feiert z. B. die Gemeinde Altstadt ihre Kirchweihe nach Katharina. Als Volksbelustigung gesellte sich zu diesem Feste der Bocksturz, der darin bestand, daß ein Ziegenbock unter Vorantritt einer Musikcapelle durch die Gemeinde geführt und endlich vom Kirchthurme herabgestürzt wurde. Der anwesende Metzger schlachtete sofort das Thier, dessen Fleisch zubereitet und von den Festtheilnehmern ver-

zehrt wurde. Bei diesem gemeinschaftlichen Mahle wurde das „Weizenschnittbier“ vertrunken.

Der Bock war dem Gott Thor oder Donar, der besonders die Landleute liebte, geweiht. Den Wagen dieses altdeutschen Gottes zogen zwei stattlich gehörnte Böcke, Zahnknisterer und Zahnknirscher (Tanngniostr und Tanngrisnir) genannt.

In diesem Brauche hat sich der Bock als Opferthier noch aus Urväter-Zeiten her erhalten und dürfte das Herunterstürzen des Bockes ein Rest der ehemaligen Opferfeste sein.

Das Abschiedsfest des Sommers wurde von unseren heidnischen Vorfahren im Anfange des Novembers begangen und mit dem Gedächtnisse des geschiedenen Sommers verband man zugleich das Gedächtnis der dahingeschiedenen Seelen, welch' Letzteres sich im „Allerseelenfeste“ erhalten hat und überall mit großer Pietät begangen wird.

Am Abende Allerheiligen versammeln sich die Angehörigen der Abgeschiedenen auf den Friedhöfen, schmücken die Gräber ihrer Lieben mit Blumen und Lichtern und die Kinder, denen man kleine Wachskerzchen zu kaufen pflegt, zünden diese für die „armen Seelen“ an.

Nach dem Volksglauben ziehen die Verstorbenen um Mitternacht zur Kirche und der beherzte Bursche kann kann da alle jene lebenden Nachbarn erblicken, die im Laufe des Jahres sterben werden.

Eigenthümlich graue Wolken jagen am Himmel hin. Kleine Flöckchen schweben zur Erde, immer dichter und dichter und breiten über die Flur eine weiße Decke. Fröhlich klatschen die Kleinen in die Händchen und rufen freudig:

„Der hl. Martin kommt am Schimmel geritten.“

Der hl. Martin hat das Pferd und den Mantel Odin's beibehalten und erwartet ein Opferthier des Spätherbstes: die jetzt noch überall gern gegessene „Martinsgans“ an deren Brustbein der Landmann die Härte oder Milde des nahenden Winters erkennen will. An vielen Orten sind die „Martinihernd'ln“ (eine Art Kipfel) üblich, die an die Hufe von Odin's Roß oder an die

Trinkgefäße (Hörner) der alten Germanen erinnern; auch war dieser Tag (noch im 17. Jahrhundert) sowie Johanni ein Termintag.

Der Winter ist in's Land gerückt und die „Wetterhexen," voran die „Windsbraut," eines Jägers Töchterlein, treiben in den Lüften ihr tolles Spiel. Wenn so der Sturm um das Hausdach tobt und die Schneeflocken an den Fenstersimsen sich häufen, huschen die „Enenk'ln" zu Großmütterchen die fleißig das Spinnrad dreht, an den lustig knatternden Ofen. Die Bitte der Kleinen löst ihre Zunge und die alte Frau erzählt den lauschenden Enkeln von verborgenen Schätzen, verschwundenen Prinzessinnen, Raubrittern und Drachen und überliefert so diese Schätze, die nur in ihrem Gedächtnisse liegen, der Nachwelt.

Das Jahr geht zur Rüste, St. Andreas beschließt es. Sein Vorabend ist ein „offener Abend" und, von Neugierde geplagt, versuchen besonders die Mädchen in die Zukunft zu schauen oder durch allerhand Mittel, wie: Schuhwerfen, Bleigießen, Holzraffen, Zaunschütteln, wobei sie sprechen:

„Zaun, ich schütt'l dich,
Hl. Andreas, ich bitt dich,
Gib mir heute den Traum ein,
Welcher wird mein Geliebter sein." ꝛc.

im Buche des Schicksales zu lesen. Vor dem Schlafengehen pflegen auch die Mädchen zu sprechen:

„Bettbrett ich drück dich,
Hl. Andreas ich bitt dich,
Schenk mir einen Mann,
Den ich im Traume schauen kann."

Mädchen und Burschen schneiden in der Andreasnacht Weichselzweige, stecken dieselben in ein Gefäß mit Wasser und stellen dieses hinter's Fenster oder sonst an einen gesicherten Ort. Am hl. Abend wird Nachschau gehalten: diejenigen, deren Zweige zur Blüthe gelangt sind, heiraten im kommenden Jahre.

Der Reigen von Brauch und Sitte hat sich geschlossen; so manch' alter Brauch mag längst in gänzliche Vergessenheit ge-

rathen und von der Alles ebnenden Macht moderner Civilisation geändert worden sein; allein dem Andenken des Volkes ist sicherlich noch Vieles erhalten geblieben aus den Tagen der Väter, wenn es auch heute nicht mehr praktisch geübt wird und es ist gewiß nur zu wünschen, daß mancher alte, schöne Brauch im Interesse unseres Volksthums aufgefrischt werde und erhalten bleibe.

Am lebhaftesten würde ich diesen Wunsch haben für die alten Hochzeitsgebräuche und die sinnig gemüthvollen Späße des Hochzeitbitters, Druschmannes oder Redmannes, der in ganz Mähren auf den Aussterbezettel gesetzt ist.

Wie anheimelnd und gemüthvoll klingt nicht beispielsweise nachstehende Einladung zur Hochzeit:

„Wohlgeehrte und hochschätzbarste Freunde! Wir wollen Sie recht freundlich bitten, wenn sie uns möchten erlauben, einige Worte zu sprechen, welches wir und meinem Mitcollegen wird von Nöthen sein. Wir sind zwei (oder drei) gesandte Boten absonderlich von Gott, wie auch von dem viel ehr- und tugendsamen Junggesellen Bräutigam N. N., sowie auch von der viel ehr- und tugendsamen Jungfrau Braut N. N. und von den Brauteltern von beiden Seiten. Sie lassen Ihnen recht freundlich grüßen und bitten, wenn Sie möchten am künftigen Montag bei ihrem Ehrentag erscheinen, mit in die Kirche gehen und bei der priesterlichen Copulation mit einem andächtigen Gebete einstimmen, damit ihnen Gott der allmächtige Glück und Segen in ihrem Ehestande verleihe. Nach diesem wollen wir eine kleine Unterhaltung mit Essen und Trinken im hochzeitlichen Hause zubringen. Wir bitten unsere Rede wohlverstanden zu haben. Auch bitten wir um einen kleinen Bescheid und baldige Antwort."

Bei den Schönhengstern wurden übrigens nicht nur an den Druschmann, sondern auch an den „Brautführer" oratorische Anforderungen gestellt. Es war u. A. eine Pflicht des Brautführers, das sogenannte Aufwerfgeld für die Braut einzusammeln. Das geschah, sobald die Gäste an der Hochzeitstafel Platz genommen hatten. Der Brautführer stellte ein Gefäß mit Getreide, gewöhnlich Hafer auf den Tisch und sprach:

„Wohlgeehrte, hochschätzbare Hochzeitsgäste! Weil uns Gott der allmächtige durch das Getreide die Lebensnahrung mittheilt, so will ich bitten, diese vorgesetzte Frucht zu untersuchen und mir dafür einen Kaufpreis aufzulegen."

Dieser Aufforderung kamen die Gäste nach, indem sie Geldstücke in das Getreide steckten.

Offenbar hatte das Getreide den sinnigen Zweck, den einen Hochzeitsgast nicht etwa durch das höhere Geschenk eines Nachbars zu beschämen.

Auch das Auftragen der Suppe war Sache des Brautführers, der dabei Folgendes sprechen mußte:

„Wohlgeehrte und hochschätzbare Herren und Frauen Hochzeitsgäste! Erstens will ich mir ausbitten bei der viel ehr- und tugendsamen Jungfrau Braut, wie auch bei den Nebenfrauen und Jungfrauen, Sie wollen von mir annehmen diese Speise und Trank, die uns Gott der Allmächtige durch seinen väterlichen Segen gegeben hat. Zweitens will ich bitten, Sie wollen auch Gott den Allmächtigen mit einem andächtigen Vaterunser zur Hochzeit einladen, damit er auch bei uns erscheinen wolle, so wie er zu Kana in Galiläa erschienen ist und daselbst das Wasser zu wohlschmeckendem Weine verwandelt hat."

An Humor hat es dem Schönhengster nicht gefehlt, dafür spricht mancher Umstand. Zwar sind meine Bemühungen, Volkslieder und Sprüche aufzutreiben, bisher erfolglos geblieben, allein ich zweifle nicht, daß der Volksmund noch manches aufbewahrt hat; nur daß der richtige Sammler bisher nicht zum Vorschein gekommen ist. Einstweilen bitte ich die freundlichen Leser mit den in dem Capitel über die Mundart mitgetheilten Proben sich zufrieden zu stellen.

Im Kuhländchen.

Sangesfroh und liederreich, wie keine andere, deutsche Landschaft in Mähren ist das Kuhländchen. Das literarische Deutschland kennt diese Thatsache seit dem Jahre 1817, beziehungsweise seit dem Jahre 1808. Schon des Knaben Wunderhorn, erschienen in 3 Theilen 1806—1808, brachte einige sinnige Proben von Kuhländer Volksliedern und im Jahre 1817 erschien Professor Meinerts „Fyelgie," eine reichhaltige, fast 300 Seiten umfassende Sammlung von Volksliedern im Dialecte mit einem Anhange historisch topographischen Inhaltes und einem die Mundart erläuternden Wörterbuche. Professor Meinert sagt in der Einleitung zu seiner Sammlung: „Sie enthält, etwa nur bemerkte Fäile abgerechnet, wo aus gegründeter Vermuthung oder aus gedruckten Volksliedern berichtigt und ergänzt worden, nicht ein Wort, nicht eine Silbe, die nicht aus dem Munde des Volkes genommen wäre" und ich kann auf Grund einer von autoritativer Seite erhaltenen Mittheilung diese Behauptung nur als Thatsache bestättigen.

Meinerts Sammlung sollte aus zwei Bänden bestehen; es kam jedoch nicht zur Herausgabe eines zweiten Bandes, weil der eigentlicher Sammler dieser herrlichen Volkslieder, von dem ich sogleich sprechen werde, nicht die Mittel zur Herausgabe und Professor Meinert sich inzwischen einer anderen literarischen Beschäftigung zugewendet hatte.

Professor Josef Georg Meinert kam im Jahre 1811 nach Partschendorf. Er hatte dieses Gut käuflich erworben und kam nun als Gutsbesitzer und Patronatsherr sofort in Berührung mit dem damaligen Partschendorfer Pfarrer Johann

Bayer. Dieser würdige Mann besaß eine hübsche Stimme und pflegte mit Vorliebe bei jeder Gelegenheit nicht nur die heimischen Volkslieder sondern auch Lieder vorzutragen, zu denen er selbst den Text gedichtet hatte. Es ist ganz zweifellos, daß er seinen Patronatsherrn, der ebenfalls ein großer Liederfreund war, schon in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft mit den einheimischen Volksliedern bekannt gemacht hat. Uebrigens dürfte Professor Meinert schon durch den ihm persönlich bekannten Eichendorf, der um das Jahr 1796 auf seinem Gute Sedlnitz verweilte und für „des Knaben Wunderhorn," herausgegeben von Achim von Arnim und Clemens Brentano, Beiträge sammelte, von dem Liederreichthume der hiesigen Gegend Kenntnis gehabt haben.

Jedenfalls waren Meinert und Pfarrer Bayer in der kürzesten Zeit intime Freunde geworden und Bayer begann jetzt noch eifriger als früher die Rockenstuben aufzusuchen und Volksliedertexte zu sammeln. Diese Thatsache ist meinem Gewährsmanne in Partschendorf, Hansdorf und Kunewald von alten Leuten, welche Meinert und Bayer noch persönlich kannten, vielfach bestättigt worden. Ebenso ist es bekannt, daß Professor Meinert außer mit seinem Dienstpersonale im gutsherrlichen Meierhofe nur mit sehr wenig Leuten Verkehr hatte; doch pflegte er während der Ruhepausen und auch des Abends sich von den Arbeitern vorsingen zu lassen und schrieb jedes neue Lied, das er hörte, sofort auf. Als Belohnung zahlte er seinen Barden Schnaps. In die Rockenstuben, wo der Quell des Volksliedes am reichhaltigsten floß, kam er nicht, weil er keinen Winter in Partschendorf zubrachte und den Dialekt dürfte er auch nicht vollständig beherrscht haben, da er im Ganzen nur durch zwei Sommer in Partschendorf verweilte. Es ist aber anzunehmen, daß ihn Pfarrer Bayer bei der Sammlung der Volkslieder außerordentlich unterstützte und außerdem leistete ihm sein Verwalter Ullmann, ein geborener Schimmelsdorfer, dessen Tochter heute als 86 Jahre alte Matrone noch lebt, die besten Dienste.

Professor Meinert stellte im ersten Bande seiner Sammlung die Herausgabe eines zweiten Bandes in Aussicht. Dieser

Band ist nicht erschienen u. zw. aus dem naheliegenden Grunde, weil Professor Meinert bald Partschendorf verließ und die Verbindung mit Pfarrer Bayer löste. Dieser jedoch besaß, abgesehen davon, daß er in seiner Stellung als Seelsorger nicht daran denken durfte, eine Volksliedersammlung selbstständig herauszugeben, nicht die Mittel, um die Druckkosten für einen neuen Band der Sammlung zu bestreiten, wohl aber hinterließ er bei seinem Tode eine in drei Kisten aufbewahrte Sammlung von Liedermanuscripten und Erzeugnissen seiner eigenen Muse. Diese ganze Sammlung wurde leider als „werthloses Zeug" in den Ofen gesteckt und nach und nach zum Feuermachen verwendet. Da man nicht Alles auf einmal verbrannte, erhielten sich zufälliger Weise einzelne Blätter der Sammlung und diese gelangten in den fünfziger Jahren in den Besitz eines Mannes, der sie pietätvoll aufbewahrte und später meinem Gewährsmanne übergab.

Es sind, wie schon bemerkt wurde, nur einzelne Blätter, aber unzweifelhaft von der Hand Bayers geschrieben.

Es könnte auffallen, daß sein Name nur ein einziges Mal und auch nur so nebenbei, in der Anmerkung Seite X der Vorrede des Meinert'schen Buches erwähnt ist. Dieser Umstand erklärt sich jedoch aus den persönlichen Verhältnissen Bayer's. Dieser liebenswürdige und gute Mensch war nämlich ein Freund des Volkes im schönsten Sinne des Wortes. Außerordentlich freidenkend, in Josefinischen Traditionen erzogen, haßte er allen Geisteszwang und beförderte die Aufklärung und den Fortschritt unter seinen Pfarrkindern, die er durch sein eigenes Beispiel zu sittlichem Handeln anzuleiten wußte, ohne sie viel mit dogmatischen Auseinandersetzungen zu belästigen. Auf diese Weise verschaffte er sich wohl die Liebe seiner Pfarrkinder und Landsleute, — er war ein gebürtiger Wagstädter — aber nicht die Gewogenheit seiner geistlichen Vorgesetzten, mit denen er häufig in Conflict gerieth. Ein solcher Conflict war gerade zu jener Zeit ausgebrochen, als Professor Meinert in Partschendorf anwesend war. Bayer nahm nicht den geringsten Anstand, mit Hand anzulegen und die ihm so sympathischen Bestrebungen Meinert's

in jeder Weise zu unterstützen, wohl aber konnte ihm nicht passen, in dem Werke selbst, dessen Tendenz von dem Olmützer Consistorium gewiß keine Billigung erfahren würde, als hervorragender Mitarbeiter erwähnt zu werden und deshalb auch in seinen materiellen Verhältnissen Einbuße zu erleiden. Es gieng dem liebenswürdigen Pfarrer ohnehin schlecht genug, denn, so anspruchlos er selbst war, so viel brauchten die Armen und Elenden des Kuhländchens und für diese hatte Bayer stets offene Hand, so daß er bei seinem Tode nichts als viele Schulden und die erwähnte Handschriftensammlung hinterließ. Wie sehr aber Meinert die Verdienste des Freundes zu schätzen wußte, dafür spricht das im Pfarrhofe befindliche Bild Bayer's. Dasselbe wurde auf Kosten Meinert's von dem Maler Ignaz Chambrez, angefertigt und hat auf der Rückseite folgende Inschrift: „Admodum reverendus Dominus Joannes Bayer, origine Wagstadie creatus Parochus Partschendorfensis 1802 œtatis suœ LVI a me Ignatio Chambrez olim artis delineandi et sublimiosis Architecturœ in antiquissima Universitate Cracoviensi Professore.“

Mit Chambrez war Professor Meinert persönlich befreundet. Um Bayer ein sichtbares Zeichen seiner Dankbarkeit zu geben, ließ er seinen Freund Chambrez nach Partschendorf kommen und übertrug ihm die Anfertigung eines Porträts des Priesters.

Pfarrer Bayer starb im Alter von 75 oder 76 Jahren, tiefbetrauert von der ganzen Umgebung am 14. November 1830. Knapp vor dem Eingange in die Sakristei zur Partschendorfer Pfarrkirche ruht seine Leiche. Ein flacher Stein ohne jede Aufschrift bezeichnet das Grab des gutherzigen, fröhlichen Sängers, dem das Hauptverdienst an dem Zustandekommen der Meinert'schen Sammlung zuerkannt werden muß, der im Munde des Volkes heute noch fortlebt als Dichter verschiedener Lieder, die so in Fleisch und Blut der Bewohner übergegangen sind, daß sie jeder mit den eben erwähnten Verhältnissen Unbekannte für echte, alte Volkslieder erklären würde. Sie sind es thatsächlich und unterscheiden sich von den Uebrigen nur dadurch, daß sich eben noch ihr Autor nachweisen läßt. Ich theile als Proben davon an späterer

Stelle mit: „der böse Mann,“ „die böse Frau,“ „das Flohlied,“ „die schöne Sin“ und das „Botenwälder Lied.“ Alle diese Lieder wurden mir als „Volkslieder“ ohne Bezeichnung eines Autors eingesendet und erst später erhielt ich von maßgebender Seite die entsprechenden Auskünfte.

So viel zur Entstehung der Meinert'schen Sammlung, bisher der einzigen, die aus deutsch-mährischen Gegenden vorliegt. Die Klage darüber, daß das Buch keine Fortsetzung fand, wird in Kürze verstummen. Ein wackerer deutscher Mann hat sich abermals an die Arbeit gemacht, hat, dem Beispiele Meinert's und Bayer's folgend, vor zwanzig Jahren damit begonnen, von Neuem zu sammeln und thatsächlich eine überraschende Fülle von Material an Volksliedern und sonstigem volkskundlichem Materiale in Sicherheit gebracht. Es ist alle Aussicht vorhanden, daß dieses, wie schon bemerkt wurde, überraschend reiche Material binnen kurzer Zeit der Öffentlichkeit durch den Druck bekannt wird und es freut mich, heute schon auf die Publication aufmerksam machen zu können. Sie wird das Meinert'sche Buch vollständig in den Schatten stellen, denn sie umfaßt, obwohl mittlerweile wieder zwei Menschenalter unter dem Einfluße der modernen ausgleichenden Cultur vergangen sind, ein weit reicheres, ein viel umfassenderes Materiale, als Meinert zu Gebote stand und wird in Folge dessen auch für die älteste Geschichte Mährens voraussichtlich ungemein wichtig sein.

Nach dieser, für die Deutschen Mährens gewiß sehr erfreulichen Mittheilung darf ich mich damit bescheiden, über die Verhältnisse des Kuhländchens in volkskundlicher Beziehung einen kurzen, orientirenden Ueberblick zu geben.

Das Kuhländchen umfaßt einen Theil des Oderthales, in einer Gesammtfläche von fünf Quadratmeilen und erreicht seine größte Ausdehnung etwa in der Richtung von Neutitschein nach Fulnek. Es bildet den östlichen Theil des geschlossenen nordmährisch-schlesischen Sprachgebietes der Deutschen und zählt rund 40.000 Einwohner. Daß die Landschaft ihren Namen nicht von den Herrn von Karwarz, die ihr Stammhaus bei Troppau besaßen, hat, ist selbstverständlich. Die Ableitung von der „Kuh“ liegt auf der Hand

und deutet auf die hier seit Jahrhunderten emsig betriebene Viehzucht, die bekanntlich im Jahre der Wiener Weltausstellung zur officiellen Anerkennung der „Kuhländer Viehrace“ führte.

Die Ausläufer der Sudeten und Karpathen umsäumen die Landschaft im Norden und Süden und senden noch einige wellenförmige Erhebungen aus, die sich jedoch bald in den fruchtbaren Niederungen der Oder verflachen. Menschlicher Fleiß hat die mit landschaftlichen Reizen und einer ungemeinen Fruchtbarkeit ausgestattete Gegend in ein wahres Eden verwandelt und dem Nationalcharacter der Bewohnerschaft das Gefühl einer Behäbigkeit aufgedrückt, die in dem Bestreben, sich gelegentlich durch einen gewissen Prunk bemerkbar zu machen, zum Ausdrucke kommt.

Auch in dem Äußern der Wirthschaftsanlage, zum mindesten der neueren Wohn- und Wirthschaftsgebäude ist diese Behäbigkeit in die Augen fallend. Nur wenige Bauernhäuser im Kuhlande zeigen noch den Typus des alten Wirthschaftshauses, der sich nicht wesentlich von dem sogenannten „fränkischen“ Typus unterscheidet. Wir finden auch hier die rechteckige Haus- und Hofanlage in der für Nordmähren geltenden Anordnung: auf der einen Seite die Wohnräume, anstoßend daran die Küche, Pferde- und Kuhstall sammt Kammer unter einem Dache, gegenüber das Ausgedingehaus in derselben Anordnung wie das Bauernhaus, nach vorn zu gegen die Gasse einen Hofabschluß, oft in Verbindung mit einer Kammer oder Wagenremise und, an der vierten Seite gegen das Feld zu abschließend, die Scheuer. Von der Gasse aus führt jetzt durch den Hofabschluß gewöhnlich nur ein Thor, nur ganz alte Häuser haben noch den doppelten Eingang, nämlich das Einfahrsthor und die kleine Thür.

Im Ganzen und Großen ist der alte Typus der Anlage schon vielfach verwischt, da die regsame Bevölkerung seit Jahrzehnten in den Wirthschaftsanlagen auch manches gewerbliche und industrielle Unternehmen pflegt, das zur Aenderung der altgewohnten baulichen Anordnung zwang.

Neben der sich in bescheidenen Grenzen haltenden Prunksucht des Kuhländers ist seine Zutraulichkeit und Herzlichkeit eine angenehm auffallende Charaktereigenschaft.

Als solche läßt sich der Gruß bezeichnen, mit dem die Bewohner von Botenwald, Sedlnitz und Partschendorf und wohl auch anderer Ortschaften einander ansprechen. Sie grüßen sich gegenseitig mit den Worten: „Haze, Len,“ „Haze, Seff.“ Die Kinder begrüßen ihre Mutter mit den Worten: „Haze Mutter“ und diese antwortet: „Haze Franz“ oder Seff oder wie der Sohn sonst heißen mag.

„Haze“ bedeutet: ich herze oder ich liebkose dich. (Das Fürwort wird von den sehr rasch sprechenden Kuhländern weggelassen.) In der That ein schöner Gruß, vielleicht der schönste und liebevollste unter den verschiedenartigen Grüßen, eine prächtige Blüthe an dem Baume des deutschen Volksthums, von der man lebhaft wünschen muß, daß sie lange nicht verwelke.

Auch sonst ist manch schöner Rest altehrwürdiger Volksbräuche erhalten, wiewohl nicht zu verkennen ist, daß die fortschreitende Cultur täglich mehr und mehr von den alten Sitten und Bräuchen aus dem Wege schafft.

So verschwindet z. B. die dem Ländchen eigenthümliche hübsche Tracht vollständig. Kaum die Haube der Mädchen und Frauen ist noch übrig geblieben, aber hoffentlich bleibt diese noch recht lange erhalten.

Auch diese Haube des Kuhländchens hat bereits ihre Wandlungen mitgemacht. Wie sie heute von den Mädchen und Frauen getragen wird, besteht sie aus drei Theilen u. zw. dem vorderen („die Speitz,“) dem Mittelstücke („de Bend“ oder „Laist“) und dem rückwärtigen Theile (dem „Boden“.) Das Ganze ist durch feine Zierraten auf Spitzengrund decorirt. Der vordere Theil ist ein 10—12 cm. breiter Streifen aus Spitzengrund, an einer Längsseite mit Handarbeit ausgenäht. An diesen schließt sich die eben so verzierte Binde und an die Binde der in Falten gelegte „Boden.“ Das Mittelstück wird auf einem entsprechend hergerichteten Holze in zwei Winkeln steif gebügelt. An dem untern Theile der Haube läuft ein Ziehband, durch welches die Haube anschließend gemacht wird und von dem hinteren Theile des Bodens hängt ein in Maschen gelegtes Seidenband, gewöhnlich

rosafärbig, bis zu 80 cm. lang in zwei Enden über den Rücken hinab.

Um der Haube auf dem Kopfe Halt zu geben, wird das Haar in einen Zopf geflochten, flach an das Hinterhaupt gelegt und durch eine „Senkelnold“ (Senkelnadel) an der Haube befestigt. Nur verheiratete Frauen tragen die Haube. Die erste Haube schenkt die Brautfrau der Neuvermählten; sie wird ihr am Morgen nach der Hochzeit unter entsprechendem Ceremoniell aufgesetzt.

Den wichtigsten Bestandtheil der früheren weiblichen Tracht im Kuhländchen bildete das Kopftuch. Es war dies ein bandförmiger Streifen aus selbstgesponnener Leinwand, der in malerischen Falten um Kopf und Oberkörper geschlungen wurde. Mädchen und Frauen wetteiferten miteinander, dieses Kopftuch mit prächtigen Stickereimustern zu verzieren.

Ich hatte Gelegenheit eine größere Sammlung solcher Kopftücher aus dem vorigen Jahrhunderte zu sehen und war überrascht von dem feinen Farben- und Formsinne, für den die Stickereimuster dies r Kopftücher überzeugende Beweise lieferten.

In Brauch und Sitte des Kuhländchens kehrt Manches wieder, das sich auch im Volksbrauche der andern deutschen Landschaften in Mähren wiederfindet. So spielt beispielsweise der Druschmann, den wir aus Nordmähren und dem Schönhengst schon kennen, auch im Kuhländchen noch zuweilen seine lustige Rolle. Er heißt hier „Fürsprich“ und seines Amtes ist das lustige, sowie das ernste Wort im Brauthause und hinter dem Hochzeitstische. Auch die Bettenweiber, deren Name schon ihr Amt anzeigt, treten bei Hochzeiten noch auf die Scene. Sie haben auch die Aufgabe, am Polterabende mit den Betten der Braut, die mit bunten Bändern geschmückt und ihr größter Stolz sind, unter lärmendem Juchhei durch das Dorf zu fahren. Aber das geht nicht so leicht, denn mancher in der Eile provisorisch errichtete Schranken hemmt die Passage, hinter der ein Dorfbewohner in umgedrehtem Pelze, mit Strohseilen umgürtet, verlarvt und mit einem mächtigen Stocke in der Hand grimmigen Blickes auf- und absteigt und der staunenden Menge mit fliegenden Worten oder mittelst geknittelten Versen auf einem Zettel verkündet, er

werde die Herrschaften nicht weiter reisen lassen, es sei denn, daß sie sich zu einem guten Geldgeschenke verstehen. Man bittet und protestirt, aber unser Cerberus bleibt so lange unerbittlich, bis endlich ein entsprechendes Geldgeschenk dem Spasse ein Ende macht.

Am Hochzeitstage erhalten die Gäste ledigen Standes einen Blumenstrauß aus künstlichen Blumen, die Verheirateten einen Rosmarinzweig. Nach der Trauung wird zum Tanz gegangen. Der Brautführer hat das Recht auf den ersten Tanz mit der Braut, den Brauttanz. Das Hochzeitsmal findet getrennt im Hause der Braut und des Bräutigams statt. Im Hause der Braut umkreist ein Teller die Tafelrunde — derselbe empfängt — mitunter sehr reichliche — Spenden „auf ein Wiegenband.“ Die Sammlung wird der Braut unter manchen Scherzen übergeben.

Den Schluß des Hochzeitsmales macht in vielen Ortschaften ein Honiggries. Nach dem Male vereinigen sich beide Theile wieder zu einem gemeinschaftlichen Tanzvergnügen und für den weiblichen Theil der Gäste endet das Hochzeitsvergnügen erst am nächsten Morgen, nach der „Behaubung“ der Braut, für die vormals ein ziemlich weitläufiges Ceremoniell vorgeschrieben war.

Die vordem treu gepflegten Taufgebräuche sind fast allenthalben abgeschafft.

Von alten Weihnachtsspielen sind einige hochinteressante Reste erhalten, ja es liegt sogar der vollständig erhaltene Text eines Weihnachtsspieles vor, das noch heute in einigen Ortschaften um die Weihnachtszeit zur Aufführung gelangt.

An diesem Weihnachtsspiele betheiligen sich in der Regel sieben Personen: zwei Engel, der heilige Josef, das Christkindlein und drei Hirten. Die Engel, die von erwachsenen Mädchen dargestellt werden, tragen lange, weiße Gewänder und einen Kranz von Papierblumen auf dem Kopfe. In der linken Hand tragen sie ein aus einem Tannenwipfel bestehendes Scepter, an dessen dreitheiliges Ende ein Mistelzweig angebunden ist. Originell ist der hl. Josef, ein Knecht oder Bauernbursche, costümirt. Er hängt sich vorn und hinten ein Sieb an und verbindet sie an den

Hüften. Aus dem vorderen Siebe ragt ein krummes Holzstück vor, das einen Pferdekopf vorstellen soll. Ueber beide Siebe werden Leintücher oder weiße Weiberröcke geworfen und am Pferdekopfe befestigt. Außerdem wird hier ein Zaum angebracht und angenäht, rothe Fleckchen deuten die Augen an. Am hintern Siebe wird jetzt noch ein wirklicher Roßschweif befestigt und nun ist Sct. Josef beritten gemacht. Der Reiter selbst ist gewöhnlich weiß angezogen, hat einen langen Bart von Flachs angehängt und trägt eine abenteuerliche Kopfbedeckung, die unter Umständen auch ein alter Cylinderhut sein kann.

Das Christkindlein ist ebenfalls weiß gekleidet und trägt einen kleinen Christbaum in den Händen.

Die Hirten spielen ihre Rollen ohne Costüm, höchstens, daß sir ihre Winterpelze verkehrt anziehen.

Die Engel

treten als die Ersten würdevoll in die Stube und singen:

„An schiene Obed gar dar Got!
Mir sain de ausgesandte Bot;
Vu Got sain mr dohar gesandt.
De hailige Engel sain mr genannt.
Aen Zapter hon mr ai dr Hand,
Dan hon mr durch Gots Suon erlangt.
Mr sain ju nie allaen dohier:
Ar stiet schun dasse vu dar Thir.
O hailiger Josef, kuom voe herein
Oun loß heren daine Steimme fain!“

Darauf reitet der heilige Josef würdevoll in die Stube, bleibt in der Mitte stehen und singt:

„Jech kuom, do rai getrate
Ob aier Keinder flaißig bate on seinge
Do wome ich ihne Gov breinge;
Wenn se ober nie flaißig bate on seinge
Do wird wuol a de Ruott em dan Desch reimspreinge:

Wenn de Kainder ai de Schul' giehn,
Blein se off olle Gosse stiehn
Thun de Bleter aus dam Beichle raiße
Ond ei olle Weinkel reim schmaiße
Suolche Posse thun se traive . . ."

Bei diesen Worten reitet der heilige Josef zum Tische und schlägt mit dem Stabe, den er in der rechten Hand trägt, heftig darauf. Da öffnen die Engel die Thür und sprechen:

„Dar haile Chreist stieht schun
Dasse onn wiel schun rain
Zu diesen klainen Kinderlain."

Christkindlein

trit ein; die Engel treten links und rechts zur Seite und singen:

„Du hailiger Chreist, kuam du do rain
Loß heren deine Stimme fain!"

Christkindlein:

„Och soet o lieve Engel main,
Wie holte sich de Keinderlain?"

Engel:

„Och Chreist, wenn ich dir's soge sol:
De Welt ies biese Keinder vuol,
De Kainder thun neischt olls schelte on liege
On de Eltern woß ai dan Tuod betriege."

Christkindlein:

„Ihr Engel, ihr breingt m'r schlaechte Post!
Su wiel iech wieder raese furt.
Het iech de Red zufor geheät
Do waär iech do nie aigekeät."

Die Engel:

„O hail'ger Chreist, sai ni so hoet!
De Keinder sain ni noch aener Oet,
De Keinder sain ni noch aener Seitte
Du soest iene doch a Gov scheicke.“

Christkindlein:

„Wenn meich de Engel a su schien beitte
Su wiel iech iene a Gov rai scheicke.
Dasse hoe iech Roß onn Woge
Druff hoe iech chreistliche Gove
Für de jounge Maedelain,
Für de jounge Knaebelain.“

Hierauf werden von den Engeln die Gaben ausgetheilt und dann kommen die Hirten in die Stube gesprungen. Sie tanzen um die versammelte Gruppe durch einige Minuten und singen zum Schluße folgendes Lied:

„Laefet ihr Hirtle
Laefet olle zugleich!
Nammt Schalmachain
Onn Faifen meit aich!
Laeft olle zumal
Meit fraideraiche Schal:
Ouf Betlehäm zonn Keinderlain
Zonn Kripperlain aim Stol.

Ihr Menschen laeft huetech
Breingts Wiegerle dohar!
Weilln's Keindle nailege
Es schlefert a su seär:
Hai haidl popai
Liev's Keindle schlof ai
Eim Kripperlai zoets Jesulai!

Jech hoe a Keindle geseän
Wie a Engel su schien,
Darbai om a Altar
Dar Voter thut stiehn
Ae Joungfrav zu zoet
Noch heimlische Oet
Do hot meich derboemet
Gotjemmerlich onn hoet.

Wos sol iech dan Keindle
Vereären zue Gov?
A Lammle wil iech gan
Onn wos iech mae hov;
Ae Weindrle drzue
Es giet a schien Bull
Drmeit mr dos Keinderlai
Kon decke sain zue.

Och wenn iech ock duetn
Mei Haiserle hett

Wos donnte aim Thole
Alaene thut stiehn:
Wie waär iech su frou
Bliev ollewaille dou;
Ae Wiegerle wuolt iech kaefe
Wuolt wrete sain ouff.

Nach der Absingung dieses Liedes verläßt die Gesellschaft das Haus, um in einem andern dasselbe Spiel zu beginnen.

Auch andere Liedertexte aus der der Weihnachtszeit sind noch erhalten. Meinert hatte schon acht Fulneker Weihnachtslieder mitgetheilt, bezüglich deren er die Vermuthung ausspricht, sie dürften Bruchstücke mittelalterlicher theatralischer Aufführungen sein. Diese Auffassung scheint um so wahrscheinlicher, als noch heute hin und her im Kuhländchen „Krippenspiele" zur Weihnachtszeit stattfinden, wobei diese Lieder benützt werden. Zur Gewißheit aber wird Meinert's Ansicht durch das folgende ihm unbekannt gebliebene Lied, das vollkommen dramatisch gehalten ist und eine richtige Bühne voraussetzt. Bis in die neueste Zeit bewahrte dieses Lied seine volksthümliche Kraft In der Pfarrkirche zu Fulnek wurde es zur Weihnachtszeit „in der Mette" mit unverwüstlicher Zähigkeit von einigen alten Leuten gesungen und zwar ohne Orgelbegleitung, belegt mit dem Verbot verschiedener Pfarrer. Die Nachgiebigeren unter den Alten ließen sich nur zu der Concession bewegen, daß sie den Text möglichst der Schriftsprache anpaßten; die Mehrzahl wies jedoch selbst dieses kleine Zugeständnis zurück und sang mit kindlicher Freude das uralte Lied im breiten Dialect. Dir Weise wechselte fast mit jeder Strophe, was wieder darauf hindeutet, daß wir einen ehrwürdigen Rest eines altdeutschen Weihnachtsfestspieles vor uns haben.

Hier der Text des Liedes:

Wie Josef und Maria Herberg suchten.

I. Josef:

Gottlow, mer san ze Bethlehäm!
Wenn ouns nur wer zur Hebrich nähm!

(Zu einem Kinde):

Mai Keind, waeßt du zu soge,
Wu Hebrich ies zu erfroge?

Das Kind:

Wos fräest du miech? bei dam Haus
Steckt ni dar Wirth dan Zaiger raus?
Houst du nur Geld zum Zehre,
Har wird dir dos ni wehre.

Josef:

Maria, Gott sai Lov:
Dar erste Gruoß ies grov.

Maria:

Eim Fenstern laichtet Gottes Leicht,
De Fensternis begraeft es neicht.

Beide:

So meissen wir hald wandern
Vo aenem Haus zem andern.

II. Josef:

Herr Wirth, Got grieß aich! kuoun es sain?
Gait ouns a klaenes Stiebelain
Wer wollen ruhig wohne,
Dar Herr wird's aich belohne.

Wirth:

War beist du? waest du, waer ech bien?
Kan Plotz hoe iech: geh heine hien!*)
Ech meißte mich jo schaeme,
So schlaechte Lait zu naehme.

Josef:

Maria, lievster Schotz,
Es ies em Haus ka Plotz.

Maria:

In Demut laichtet Gottes Leicht,
Du stoulze Welt begraifst es neicht.

Beide:

So meissen wir hald wandern,
Vo aenem Haus zum andern.

III. Josef:

Frav Wirthein, ies a Zeimmer laer?
Wer beitten, wenn's doch möglich waer,
Doß si sich onn ous Oeme**)
Om Gottes Liev erborme.

Wirthin:

Mai Nuppert†) kriegt sunst raiche Lait.
Su neimmt ar ao die orme hait;
Ar wohnet glai darnebe —
Har kon aich Hebrich gebe.

*) Geh hinten herum (um das Haus, damit es Niemand sieht).
**) Arme.
†) Nachbar.

Josef:

Mai Schotz! Got sai's gekloet,
Di Hebrich wied ous versoet.

Maria:

In Lievgunst laichtet Gottes Leicht,
War naidig ies — begraeft es neicht.

Beide:

So meißen wir hald wandern
Vo aenem Haus zem andern.

IV. Josef:

Mai lievster Hausknecht, sog es glai,
Ob hier a Oet zur Hebrich sai?
Wer wollen ouns bequeme,
Fürliev met wenig nehme.

Knecht:

Hier ies dar besteste Wain eim Schonk,
Hier muoß ma zohlen Spais oun Tronk;
Die Hebrich muoß ma kaofe,
Meit Frasse oun meit Saofe.

Josef:

Maria, lievstes Keind,
Wi schlaecht ies das Geseind!

Maria:

In Obbruch laichtet Gottes Leicht,
Die Völlerei begraeft es neicht.

Beide:

So meissen wir hald wandern
Vo aenem Haus zem andern.

V. Josef:

Mai froumes Dienstmensch, sog es mir:
Faind ich aem Ort ka Hebrich hier?
Wer wellen ehrbar labe,
Ka orges Baespiel gabe.

Dienstmagd:

Wo maenst du, wos von ounserm Haus?
Wer keusch will labe, geh hinaus!
Hier haeßt es: tanzen, springen,
Vo schiener Buhlschaft seingen.

Josef:

Des Haus ies nie gebaut
Für mech oun maine Braut.

Maria:

In Keuschheit laichtet Gottes Leicht,
Die gaile Welt begraeft es neicht.

Beide:

So meissen wir hald wandern
Vo aenem Haus zem andern.

VI. Josef:

Mai guder Gosthherr, griß aich Got!
Wer beitten aich ien groußer Not,
Fir mich oun maine Fraue
A Ortlein zu vertraue.

Zweiter Wirth:

Wos nitzet soeche Battlerei!
War zohlt, dan ies mai Gosthaus frai!
Do wo ka Geld em Baitel,
Do ies di Hoffnung eitel.

Josef:

Mai Schotz, in diesem Ort
Empfang ka gudes Wort.

Maria:

In Demut laichtet Gottes Leicht.
War gaizig ies, begraeft es neicht.

Beide:

So meissen wir hald wandern
Vo aenem Haus zem andern.

VII. Josef:

Mai ehrlichs Waiv, giet, schaet hinain,
Ob Herr oun Frav zufrieden sain,
Doß mer hier darfen wohne;
Got wird die Liev belohne.

Das Weib:

Ihr kennt noch eimmer waiter gien,
Mer ies verdrießlich aufzustien,
Mer hot vo soechen Gästen
Nur Müh oun Sorg zum Besten.

Josef:

Mai Schotz, es giet wie voer:
Man sperrt ouns Thier oun Thoer.

Maria:

In Gebete laichtet Gottes Leicht,
Di faule Welt begraift es neicht.

Beide:

So meissen wir hald wandern
Vo aenem Haus zem andern.

VIII. Josef:

Hatzlievster Herr, loußt ous hinein,
Dos mir neicht gonz verloße sain;
Holts ouns doch neicht für übel:
Gaet ouns a klaens Stübel.

Der Herr:

Nur packt aich naus aus meinem Haus,
Sounst hetz iech aich meit Hounde naus!
Dos Stodtthor stieht noch offe:
Diet kennt ihr Hebrich hoffe.

Josef:

Wer seind sehr mied oun mot,
Oun meissen aus dar Stodt!

Maria:

In Sanftmuth laichtet Gottes Laicht.
War zornig ies, — begraift es neicht.

Beide:

So meissen wir hold wandern
Vo aenem Oet zem andern.

IX. Josef:

Mai guder Fraend, no thut es wol,
Sogt wo ich Hebrich feinden sol?
Nur ni auf fraier Gossen,
Sunst sein wer gonz verlossen.

Der Angeredete:

Mai liever Older, laßt es sain:
Es nimmt ja doch ka Wirth aich ain;
Saht, ob dar Stoll oun Hehle
Aich tauglich, zu erwehle.

Josef:

Maria, liebster Schotz,
Dar wüste Stoll mocht Plotz.

Maria:

No sai's, mai Josef, kehr nur ain,
Der Stoll sol ounser Hebrich sein.

Beide:

Got in saen Aegenthum käme —
Oun kaener iehn uofnähme!

An die altgermanische Frühlingsfeier erinnert auch im Kuhländchen das Todaustragen und der Maisonntag.

Die Sitte des Todaustragens hat sich nur in einigen Dörfern, wie in Deutsch-Jaßnitz und Seitendorf erhalten. Bemerkenswerth ist, daß die Ceremonie am Sonntag Oculi, dem vierten vor Ostern vorgenommen wird und in dem dabei vorkommenden Volksliede ausdrücklich gesagt wird, der „lieve Summer" trete an die Stelle des „Tuod," der somit ausdrücklich als „Winter" erscheint.

Die Feier besteht darin, daß sich die männliche Dorfjugend an dem erwähnten Sonntage versammelt und gemeinschaftlich

unter Jauchzen und Lärmen eine Strohfigur ausstopft; man gibt ihr meist eine Pelzmütze auf den Kopf, stattet sie aber auch, wenn solche zu bekommen sind, mit alten Lederhosen aus. Die Puppe wird auf eine Stange gesteckt und von den versammelten Burschen und Knaben, gewöhnlich um 3 Uhr Nachmittags, auf das freie Feld getragen. Während des Weges singen dieselben:

Wr troen dan Tuod do uobe naus,
Wr breinge dan liewe Suommer eis Haus;
Dan Suommer onn ao dan Maie,
Viel Bliemelai ollerlaee.

Wr troen ne sald ondr de Tonne,
Sald onder de biese Wonne;
Do derlaev mr de Uostern,
Se waen ouns ni schmeckuostern.

Wr troe ne sald onder de Waide,
Sald onder de biese Weiver!
Do drlaev mr de Uostern,
Se waen ouns ni schmeckuostern.

Wr troen ne sald onder de Aeche,
Sald onder de biese Knaechte!
Do drlaev mr de Uostern,
Se waen ouns ni schmeckuostern.

Wr troen ne sald onder de Laede,*)
Sald onder de biese Maede;
Do drlaev mr de Uostern,
Se waen ouns ni schmeckuostern.

Wr troen ne sald onder de Uover,**)
Sald onder de biese Buve;
Do drlaev mr de Uostern,
Se waen uns ni schmeckuostern.

Mr troen ne sald onder de Laedlen,
Sald onder de biese Maedlen:

*) Leite = Abhang, wüster Platz.
**) Ufer.

Do drlaev mr de Uostern,
Se waen ouns ni schmeckuostern.

Welcher Knaecht, dos ni heilft dan Tuod naus troen,
Dar muß mit dem Pauer ai di Robot foen.
Welche Moet dos ni heilft den Tuod nausschreike,
De muß dan Knaecht de Hose fleike.

Onn wenn dan Knaecht ai de Robot foen,
Do henge 'ses Bruod auf Guometh oen.
Wenn de Knacht seillen Arbes drasche,
Do meicht'n se liewer ouff dam Tenn ouff frasse.

Ist der Zug singend an dem bestimmten Platz angelangt, so bilden alle einen Kreis um die Puppe; alles brüllt, schreit und heult, so viel sie nur im Stande sind, und dabei tanzen sie im Kreise herum. Auf einmal löst sich die Gruppe auf, alle fallen wie rasend über die Puppe her und zerreißen dieselbe mit bloßen Händen auf kleine Stücke. Zum Schluße werden die Stücke zusammen auf einen Haufen geworfen, die Stange wird zerbrochen und alles angezündet. Um das Feuer aber tanzt die ganze Gesellschaft in fröhlicher Lust und Freude über den errungenen Sieg des Frühlings. Ist das Feuer nahezu erloschen, dann gehen die Theilnehmer zu den Besitzern, um sich für eine fröhliche gemeinsame Eierspeismahlzeit die nöthigen Eier auszubitten, wobei sie sagen:

Mr hon dan Tuod nausgetroen,
Wr weilln defir Aer hon.

Aber auch die Feier des Maisonntages Lätare, der dritte Sonntag vor Ostern, ist im Kuhländchen von characteristischem Interesse. Mein Gewährsmann schildert dieselbe in folgender Weise:

Schon einige Tage vor Lätare finden sich drei hübsche Mädchen im Alter von 15—17 Jahren zusammen, die einen mittelgroßen Tannenbaum herbeiholen.

Der Baum muß an der Spitze drei oder auch vier Äste haben, welche mit den Spitzen an den Stamm nach abwärts gebunden werden. Die Spitze des Wipfels selbst wird etwas abgeschnitten und dann der Baum mit Blumen und Kränzen, Bändern und anderem Flitterwerke geschmückt, wobei die größte Sorgfalt auf die Krone, das sogenannte „Faderkraiz“ verwendet wird, von welchem einzelne bunte Seidenbänder herabflattern müssen.

Beim Aufputz des Maibaum's wird im Singen fleißig geübt, wozu sich ein oder mehrere alte Mütterchen einzufinden pflegen, die den Gesang prüfen, — und wenn alles gut und schön ist, — dann — erglänzen vor Freude die Augen der Alten, sie erinnern sich an ihre eigene Jugendzeit, — sie erzählen, wie schön alles gewesen ist und eine Freudenthräne perlt an ihren Wimpern. Diese drei Mädchen kleiden sich am Sonntag Lätare in ihre schönsten Kleider; sie gehen nebeneinander, und die in der Mitte trägt hoch den Maibaum.

Die Mädchen gehen in die Häuser der bekannten Bauern. Eines, das mit dem Maibaum, bleibt vor der Thüre stehen, während eine andere sich in die Stube begibt und vor den Eheleuten des Hauses Folgendes singt:

Jech trat do rai on ainem Spot,
An guden Tog dan gav aich Got,
An guden Tog, a freliche Zeit,
Es hot meich dar lieve Got do rei gewaißt.

Wos weinsch mr dan Her offs naie Joe?
A jonges Maedle meit schwoezbraun Hoe.
Wos weinsch mr dan Her off'm gedockte Teisch?
Off ieder Ecke an Koepe Feisch.

Onn ai dar Maitt a Kannle meit Wain,
Do seill'n Her onn Frav raecht loustich sain.
Dar goldene Reing flog aim dos Haus,
Do gunge de Hern spoziere raus.

Ist das vorüber, dann gehen alle aus der Stube, das Mädchen stellt sich an die Seite des Maibaumes, dem Bauer und der Bäuerin gegenüber und die drei Mädchen singen:

Do hoo mr dan Mai dohar gebrocht.
Dos hot dar lieve Got drdocht,
Dar Suommer onn dar Maie
Meit Bliemlen ollerlaie.
Ju stecke mr dan Mai do ai de Aed,
Doß aier Hof sol vulle waen,
Vul Raender onn vul Schoafe.
Got beheitt aich aier Soate,
Got beheitt aich aier Weintersote,
Drzue de Reßle ouff dar Stroße,
Got beheit aich olle meit ainander
Vor Seinde onn vor Schande.
A fruomme Wietheinn doreinne wohnt,
Dos waße Schlaerle uoffe hot.
Dos waße Schlaerle stieht'r grod ave,
Dar lieve Got hot'rs ihr gave,
Z'we weär's ihr ni ave oh stiehn?
Wail se a fruomme Wietheinn ies.
A fruomme onn a raiche
Onn a schiene ies derglaiche;
A fruommer Wieth do reinne wohnt
Dos schwoezbraun Hietle uoffe hot,
Dos Hietle stieht ien ave
Dar lieve Got hot's ien gave,
Z'we wied's ien ni ave o stiehn?
Wail har a fruommer Wiethe ies
Onn a fruommer onn a raicher,
Dos har schien ies drglaiche.
Die Wietheinn hot an rosche Rock,
Se grafft wuol ai dan Gruoschetop,
An Gruosche wied se onns schenke,
An Gruosche ni allaene,

Drzue a Mand'l Aer
Onn vu heinne weil mr o wanke,
Onn für ihre Gov weill'n mr danke.

Hierauf erhalten die Mädchen gewöhnlich eine kleine Gabe und entfernen sich. Aber auch den Bauernburschen wird diese besondere Ehre mit dem Maibaume ertheilt, wo man dieselben nur immer findet. Sofort wird der Baum auf die Erde gestellt, sei es im Hofe oder auf die Straße und Brauch ist es, daß der Bursche sich gegenüber stellt und an dem Lobgesange sein Wohlgefallen bezeigt. Für ihn ist es eine besondere Ehre, denn eine solche wird nur einem züchtigen und gesitteten Jünglinge zu Theil.

Frisch, fröhlich erklingt das Lied:

Wir trate iever de Schwelle,
Wi schien stieht iem sai galwaiß Hoe,
Wir seinge dann Jonggeselle
Wi schien stieht iem sai Lievle voe,
Wir weillen ane nenne
Wi schien stieht iem sai galwaiß Hoe,
Wir kenne se ni drkenne,
Wi schien stieht iem sai Lievle voe
Eitz weill'n mr N. Bauers Annle nenne.

(Der Bursche winket verneinend mit dem Kopfe).

Wi schien stieht iem sei galweiß Hoe
Eitz weill'n mr N. Bauers Liesle nenne,
Wi schien stieht iem das Lievle voe
Wos treät ar off sai Hieterlai,
Wi schien stieht iem sai galwaiß Hoe
Vu Rußmarin a Reicherlai,
Wi schien stieht iem sai Lievle voe
Ar treät a Feder heidrn Hut,
Wi schien stieht iem sai galwaiß Hoe,
Onn se hot an Mund, se lacht recht gut,
Wi schien stieht iem sai Lievle voe
Onn s' thoe deich ni verdreiße,
Wie schien stieht iem sai galwaiß Hoe,

An Tholer raus ze schmeiße,
Wi schien stieht iem sai Lievle voe.

Daß es der Bursche nicht unterläßt nebst einem Geschenk sein besonderes Lob über den schönen Gesang zu spenden ist selbstverständlich. Der Erlös wird gewöhnlich für religiöse Zwecke verwendet.

In den Bereich des alten Frühlingsfestes gehört auch das Osterei. Den Brauch, Ostereier in der Osterwoche zu verschenken, finden wir in ganz Deutschland. Auch im Kuhländchen ist diese hübsche Sitte erhalten u. zw. werden hier in einigen Ortschaften die Ostereier gewerbsmäßig nach alter Väter Sitte bemalt und mit altererbten Sinnsprüchen versehen. Derzeit ist in Deutsch-Jaßnik noch ein solcher Eiermaler thätig, der seine Kunst von einer alten Frau in Zauchtl erlernt hat. Die characteristischen Figuren auf dem Osterei sind gewöhnlich eine Frau, eine Wiege und ein Thier mit einem Fähnchen, unter welchem die Einen das Osterlamm, die Anderen den Osterhasen verstehen wollen. Der berufenste Kenner des Kuhländchens sagt darüber: „Ich glaube, daß die Abbildungen auf den Ostereiern keiner Erklärung bedürfen, indem die Frau, der Hase und die Wiege nur zu deutlich das Symbol der Fruchtbarkeit und des Segens der Göttin Ostara bedeuten.“ Es wird gegen diese Deutung kaum etwas einzuwenden sein.

Nicht ohne Interesse ist die alte Spruchdichtung auf den Eierschalen, welche die Gefühle des Gebers an den Beschenkten vermittelt.

Hier einige Proben davon:

Liebstes Patherl, ich grüße dich
Recht getreu und inniglich,
Liebstes Patherl aus Lieb und Treu
Schenk ich dir das Osterei.

Wer Jesum ehrt,
Thut was er lehrt.

Gut sein, nicht Gold,
Macht lieb und hold.

Daß die Freundschaft nicht soll weichen,
Schenk ich dir das Ei zum Zeichen.

Sei was du bist
Und werde was du kannst.

Edle Freundschaft nur verbindet
Seelen zu der schönsten Pflicht,
Und die Kränze, die sie windet,
Welken selbst im Grabe nicht.

Adje klaenes Walvegerlai
Schweing dich zur Herzlievste nai,
Ni zu huoch onn ni zu nieder
Breing mr a gude Botschaft wieder.

In meiner Brust steht fest
Die Wahrheit eingeschrieben:
Immer werde ich dich
Vom ganzen Herzen lieben.

Dich hot mai zoeles Haez drkore,
Mai Gleick ouff dieser Welt zu sain,
Fir mich allaen beist du gebore,
Mai Haez geheret dir allein.

Das ganze Dorf ist voll,
Daß ich heiraten soll:
Ich mach' mir nicht daraus
Und lach' die Leute nur aus.

Schönster Schatz und Engel,
Du bist ja ein grober Bengel,

Du laufst ja bald hin und her,
Und machst alles in der Quer.

Drei goldene Buchstaben laß ich dir schreiben:
Das erste von rothem Gold —
Ich bin dir vom Herzen hold;
Das zweite von Edelgestein —
Du bist mir geschrieben ins Herz hinein;
Das dritte von Sammt und Seiden —
Mich sollst du lieben, die andern meiden.

Schatzerlein,
Mei Lieb ist fein,
Ich sah dich von fern,
Und hab dich so gern.

Wie man sieht, fehlt es hier eben so wenig an tiefempfundener Spruchweisheit des Volkes, wie an Humor.

Direct kirchlichen Einfluß verrathen einige mir aus Senftleben mitgetheilte Hausinschriften, die das Capitel beschließen mögen. Es sind dies folgende:

1. Wir bauen Häuser hier auf Erden
Und müssen in die Ewigkeit.
Gott laß uns zum Lohne werden
Die Krone der Barmherzigkeit.

2. Gott laß über dieses Haus dein Auge*) offen stehen Tag und Nacht.

3. O Gott auf dich vertrau' ich,
O, bester Vater, schütze mich!

---

*) Das Dreieck mit dem offenen Auge Gottes war als Giebelzierrath früher durch ganz Nordmähren und Schlesien zu finden.

4. Ich bau' dies Haus mit vieler Schuld,
Doch Gott spricht: Hab Geduld;
Wenn dich auch die Schulden plagen,
Denk' an mich, thu' nicht verzagen!

In dem letzten Spruche schlägt der Volkshumor schon wieder durch und von ihm gebe ich nunmehr als Anhang einige kleine Proben in den schon früher avisirten in Fleisch und Blut des Volkes übergegangenen Dichtungen des Pfarrers Bayer.

Da sind zunächst „Das böse Weib“ und „Der böse Mann“, zwei sich ergänzende Dialectdichtungen, die nach gleicher Melodie gesungen werden. Es fehlt ihnen keineswegs an Derbheit, so daß ich nur einzelne Probestrophen zur Wiedergabe bringen kann:

I.

Das böse Weib.

1. Herr Pforr, dos is a Teufelsweib,
Die Ihr mr ongetraut;
Sie argert mir die Seel' vom Leib
Noch ei dr kurzen Zeit.
Och helft m'r wieder vo ihr luß,
Sonst starb ich plötzlich om Verdruß.

2. Se zankt on brummt da ganze Tag,
Als wie a Zeiselbär,
Se flucht on schreit so viel se mag,
als wenn se närrisch wär.
Me derf ihr a ke Wertle sän,
Sonst würd' ma ei de Gusch' geschlän.

3. Su schier de Hohne Wenters krehn
Do muß me aus'm Bett,
De Spell om biese Rocke dreh'n,
Se schofft noch: spenn' mr's nett

On spenn' ich nie en Zospel raus,
so rafte sie de Hoor mir aus.

4. Der Sonntog, denk ich, is a Tog —
Du werst a beßle ruhn;
Do schreit se glai: „Du fauler Sog,
Du host wull noch zu thun."
Flugs brengt se m'r zahn Secheln rein,
Die müsse noch getengelt sein.

9. A fettes Lamm, a fettes Schwein,
Derzu da schänste Hohn,
Herr Pforr, ihr müßt nie bise sein,
Dos gan ich euch zum Lohn.
Nammt etz da Kirchenspruch herbei,
On macht mich vo dam Weibe frei!

II.

Der böse Mann.

1. Herr Pforr, das is a Geyers Mon,
Dan ihr mir ongetreut:
Es hot mich, doß ich ihn mir nohm,
Schun tausendmohl gereut.
Ich säh euch wirklich nie zu viel,
Der Hunger macht noch do a Spiel.
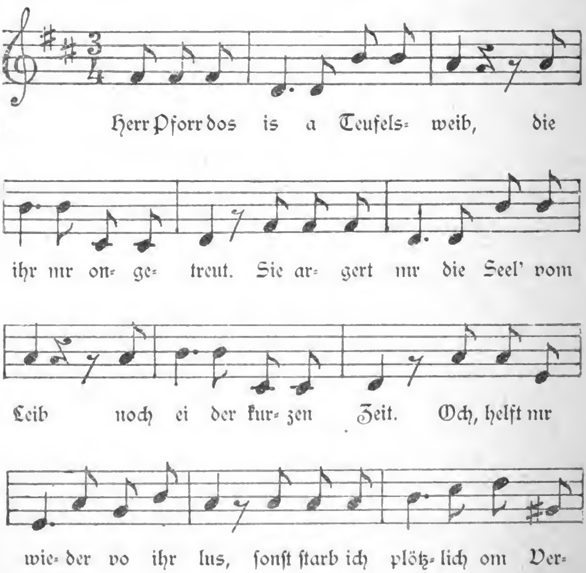
2. Ich bit euch gor schin, hört mich on,
On lot mich's aich ok klän.
Ich thu mir salber noch wos on,
Ich kons ni mehr erträn,
Es liegt do rein a Zente schwer,
Un beißt ols wenn's a Krabes wär.

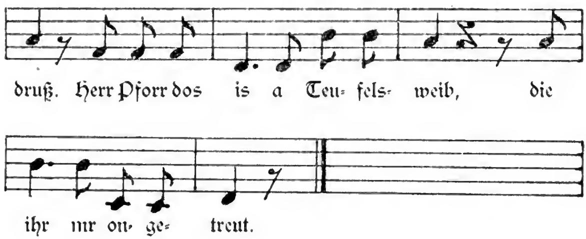
3. Dar brommt on bellt da ganze Tog,
Ols wi a welder Stier,

Do flucht und schreit dar faule Sog,
Dos mr a Norr schier wir,
On schlet oft rem, ols wie a Pferd,
Wenn a di Soch ke Dräkle werth.

23. A Tennle Putter, wi a Korn,
Zahn Hühnlen met ain Hohn,
Dos schenk ich aich vo Harze garn,
Un wil a noch wos thun.
Och thut mich vo dam Mon befreyn,
Ich kon aich ni mehr bey ihm blein.

Die Melodie der beiden Lieder ist folgende:





Ein Erzeugnis von derb-humoristischer Urwüchsigkeit ist das „Flohlied.“ Ein wandernder Quacksalber unterhält sich mit einem Kuhländer Mädchen über die verschiedenen Arten von Flöhen, zeigt ihr im Microskop einen Floh in gewaltiger Vergrößerung und gibt ihr zum Schluße scherzhafte Mittel zur Vertreibung der Flöhe an. Das Mädchen macht davon einer Kameradin Mittheilung und diese Mittheilung bildet den Inhalt des Liedes. Als Probe mögen folgenden Strophen — das Gedicht zählt deren 50 — dienen:

1. Anne Marie, Anne Marie,
Stih' a beßle, stih',
Hör' mich nur a Weille on,
Doß ich dir wos erzähle kon.
Anne Marie, Anne Marie,
Stih' a beßle, stih'!
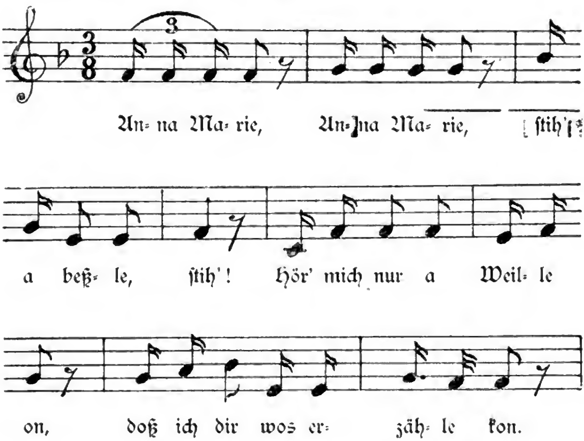
43. Do satt, sprach er, (der Quacksalber) dos Polver on,
Dos is a Medicin,
Ich mag derfür ken Kreuzer hon,
Helfts euch nie vo dan Flihn,
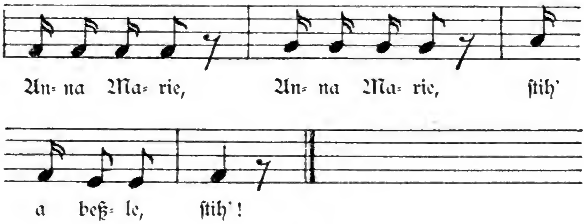
Gatt jeden Fluh a beßle ai,
On olle sein se flugs verbei.
Anne Marie, Anne Marie,
Etz stieg mr de Goll ei de Hih.

45. Wellt ihr se ober labe lon
On and're Wonder sahn,
Su kaft 'ne fette Schalle on,
Su sprenge se für Schom drvon.
Anne Marie, Anne Marie,
Etz sprang ich uf on schrie:
Zum Hanger (Henker) ihr, ihr Geiersmon,
Ihr mocht mr etz schun Goll,
Ihr wellt mich och zum Norre hon
Mit euerm Remgetoll.

u. s. w. u. s. w.

Hier die Melodie des Liedes:

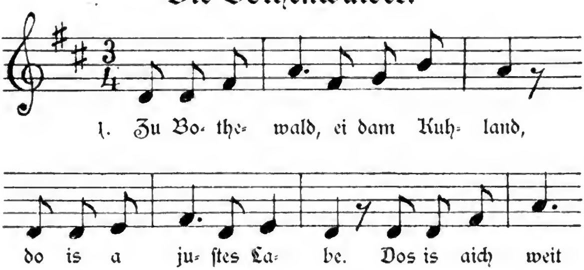


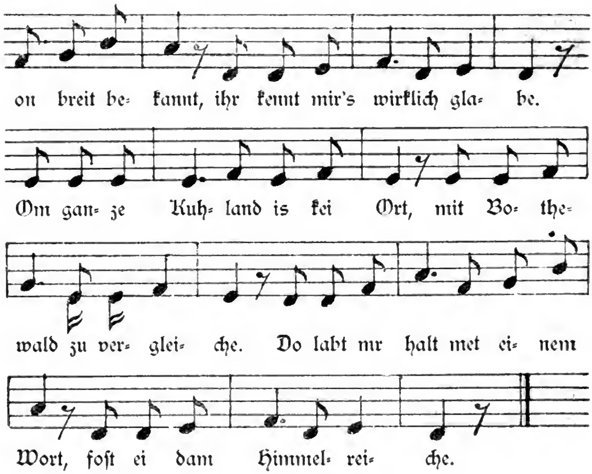


Am meisten Aufsehen erregte Pfarrer Bayer mit dem hier folgenden Bothenwalder Liede. Er geißelt in demselben ziemlich derb die Schwächen der Bothenwalder und diese fühlten sich durch den Inhalt des Liedes, das bald in den Rockenstuben überall mit großer Heiterkeit gesungen wurde, so getroffen, daß sie dem Pfarrer Rache schwuren. Er durfte sich thatsächlich eine Zeit lang in Bothenwald nicht sehen lassen und erst, nachdem die Sache ein wenig in Vergessenheit gekommen war, fand eine Versöhnung statt.

Hier Melodie und Text des Liedes:

Die Bothenwalder.





2. Durt let me aich da liebe Gott
Für oll's eim Himmel sorge,
Do is mr, wenn mr flugs nischt hot,
Doch lostig olle Morge,
Do hört mr seinge Allegro
Durch die ganze Woche.
Jude wird vo Kirmes do,
Vo Arbeit weing gesproche.
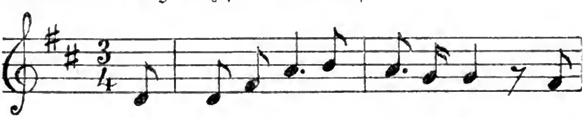
4. Früh, su bald der Wirth sich rührt,
Do muß dos Pfeifle gleime
On eim Kaps werd remgestiert,
Ob a noch wos is dreime,
On hon ai a poor Kraizer wu
Vo gestern sich verborge,
O, wie is dar Wirth su fruh,
Ar wird sie bald versorge.

13. Dar Brandwein is halt's Element
Bei am Bothenwälder,
Dam verschreibt für seinem End
Gor moncher 's Haus on Felder.
Die liebe Söhnle treat mr scheu
Zum Brenner noch der Taufe,
Zum Zeiche, doß's a praver Suhn,
muß lerne Brandwein saufe.

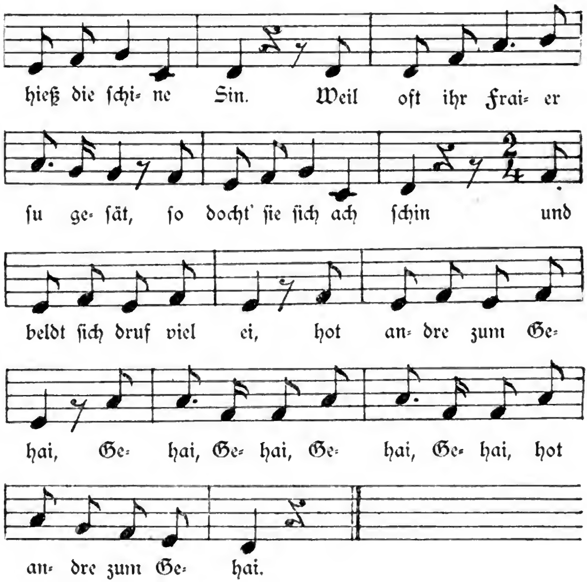
18. Drum werd wul ach der liebe Gott
Off Meitel müsse denke,
Doß's a eim Himmel Brandwein hot,
A Poor durt Brandwein schenke;
Denn stellt ar durt kenn Brandwein ein,
Ke Rachtabak abalde,
Su mag ke Bothenwälder nei,
Se blain zu Bothenwalde.

Die Spötterin.

Weniger derb, sondern eher moralisirend gehalten ist „Die schine Sin'" oder „Die Spötterin". Pfarrer Bayer hat es in diesem auch sehr bald populär gewordenen Liede auf den Uebermuth der Kuhländer Mädchen abgesehen und führt ihnen an dem Beispiele der „schinen Sin'" vor Augen, daß sie unrecht thun, wenn sie unter ihren Freiern allzu wählerisch herum klauben. Melodie und einige Textproben lauten so:



1. 'S wor aich a mol a Pau- ers- mäd, sie



5. Viel lern on arte*) mocht se nie.
Se sproch: Dos thu', war wil.
Ich krieg' a Gutt on zahn Steck Küh'
On Geld, war waß wie viel
On roth war ihr wos ai,
Dan hot se zum Gehai.

6. Do wor kä Mensch su schin wie sie,
Kä Mäd' ein Dorf ihr glaich,
Nie Rechters Ulke,**) nie Marie,
Nie Märtens Ditt***) beim Taich.

---

*) arbeiten. **) Juliane. ***) Judith.

Die Mäde noch der Raih,
Hot sie do zum Gehai.

10. De Kirmes, Huchste, Tanz on Spiel
On Jormerig ei dar Stot
Wor inde Wosser of ihr' Mühl,
Grod wie sie's ganne hot,
Do trug se sich oft ai
A Puttvoll zum Gehai.

Nachdem sie ihre Freier Jahre lang verspottet hat und ein altes Mädchen geworden ist, entschließt sie sich, um nicht sitzen zu bleiben, den häßlichen alten Hans zu nehmen.

22. Kai Mensch ein Dorf wollt euch dos glän,
Hans kriegt de schine Sin?
Ich muß se, hört man jede sän,
Erst ei de Kirch sahn ziehn.
Olls luf drzu, on nai,
Hot etz sie zum Gehai.

Hans prügelt die „Sin" richtig fleißig durch und daraus folgt die Moral in der letzten Strofe:

28. Packt aich der Sine Ungestüm,
Su kriegt ihr kane enen Mon
On kriegt ihr ann, su is halt schlimm,
Ar prügelt auch prav on
Do watt ihr schrei'n: ai, ai,
Bis doß ihr lott of emol dos Gehai.

Der Text aller dieser Dichtungen ist nicht reine Mundart, sondern wie man sieht, vielfach durch das Schriftdeutsch beeinflußt. Um mit einem echten und rechten Dialectworte zu schließen, bringe ich hier noch ein sinnvolles Liebesgedicht aus der Meinert'schen Sammlung zum Abdrucke. Es heißt: „Unendliche Liebe" und lautet:

„Schotzle! Wos hor ich dir Laeds gethon,
Doß du dai Pirschla ni schaoest o —
Doß du dai Aigerlein ounder dich schleägst,
Doß du zu mir kae Liv meh treäst?
Schao mir ounder mai Ongesicht,
Schao, wie mich de Liv hot zugericht?
Schmeckt mir ju wader Spaise noch Trank,
Ich bien ju vir lauter Liv a su krank.
Wenn glai der Hiemmel popiren wear,
On jedes Stanla a Schraiberle wear,
On schrieben a'n jedes meit sieve Hen'd,
Se queme ni meit mai'r Liv zu End'.

Sitte und Brauch der Iglauer Sprachinsel.

Eine der größten deutschen Sprachinseln in Oesterreich ist die Iglauer. Sie liegt im südwestlichen Mähren und im anstoßenden Theile Böhmens und umfaßt 81 Ortschaften, darunter Iglau, die zweitgrößte Stadt des Landes. Bei dem südlich von Stannern gelegenen Orte Otten beginnend breitet sie sich von hier auf der mährischen Seite bis Heinzendorf, — Misching einerseits und Wolframs andererseits aus. Von hier setzt sich die Sprachinsel zwischen den Endpunkten Höfen und Seelenz, auf der böhmischen Seite schmäler werdend, nordwärts fort und erreicht endlich bei Saibendorf, östlich von Deutschbrod ihre äußerste Grenze. Den Mittelpunkt der Sprachinsel bildet die uralte Bergstadt Iglau.

Zum mährischen Antheile der Sprachinsel gehören außer der Stadt Iglau noch dreißig Ortschaften; die Einwohnerzahl des deutsch-mährischen Theiles der Sprachinsel beträgt über 20.000. Im vorigen Jahrhunderte war die Sprachinsel noch

bedeutend größer. Das beweist die Tracht und das Vorkommen deutscher Minderheiten in zahlreichen Ortschaften an der Grenze des deutschen Sprachgebietes. Noch in der letzten Zeit sind viele Ortschaften, z. B. Wiese, Bradlenz, Haslitz, Beranau, Pucklitz in Mähren und eine Reihe von Ortschaften in Böhmen dem Schicksale der Czechisirung verfallen.

Doch kann jetzt mit Befriedigung festgestellt werden, daß das nationale Gefühl allenthalben erwacht ist und daß sich die Iglauer Deutschen muthig ihrer Haut wehren, wie sie überhaupt deutsches Wesen und deutsche Sitte treu und ausdauernd bewahrt haben inmittten der slavischen Umgebung.

Ueber die Besiedlung der Sprachinsel durch Deutsche und über die Herkunft dieser Deutschen gehen die Meinungen noch vielfach auseinander und es wird eines langen Studiums der Mundart bedürfen, um darüber einige Klarheit zu schaffen.

Der Dialect — und der Volksbrauch, kann hinzugefügt werden — deutet zweifellos auf bairisch-österreichische Abstammung; doch hat wohl die Přemysliden-Colonisation auch mittel- und norddeutsche Elemente dem ursprünglichen Volksstamm angefügt. Die einwandernden Bergleute waren zumeist Sachsen, die Ackerbauer Franken.

So hätten wir denn, wie in Mähren, auch in der relativ kleinen Sprachinsel ein Bild von Gesammtdeutschland, in so fern wir die dreifache Abstammung der Bevölkerung gelten lassen wollen.

Im südlichen Mähren, in der Gegend von Zlabings über Frain, Znaim und Dürnholz bis östlich von Nikolsburg haben wir fast reines österreichisch-bairisches Volkswesen vor uns. Die an der Thaja wohnenden Südmährer sind im Allgemeinen ein hochgewachsener, kräftiger und wohlgenährter Menschenschlag. Sie sind, wie die Baiern und Oesterreicher, gesellig, voll Frohsinn und guter Laune, gegen Jedermann offen und nicht selten derb in ihrer Ausdrucksweise. Gleich den Bewohnern der meisten Weingegenden sind sie leicht erregbar und schnell zu Kampf und Streit bereit, doch eben so bald wieder versöhnt. Die

Iglauer dagegen sind im Allgemeinen schwächer gebaut, aber sehr abgehärtet; auch sind sie bedächtiger und langsamer in ihrem Handeln, dafür ausdauernder.

Interessant ist die leider ebenfalls immer mehr der Stadtmode weichende Tracht in der Iglauer Sprachinsel:

Kurze, schwarzlederne Kniehosen, an grünen Hosenträgern befestigt, blaue wollene Strümpfe und Schuhe mit großen Messingschnallen, eine rothtuchene Weste mit einer langen Reihe glänzender Metallknöpfe, ein hellblauer Oberrock und ein Filzhut mit breiter Krämpe bildeten den Sonntagsanzug der Männer.

Der Hut, früher sehr breitgekrämpt, darüber kleinhalbkugelig, von einer schwarzen Schnur mit herabglänzenden Quasten umschlungen (der „Plebling") hat sich in einen modernen Stadthut mit weicher Krämpe verwandelt. Die großen Metallknöpfe der Weste sind kleiner geworden, der „Spenser" reicht nur bis an die Hüften und darunter zeigt sich hoch bis an den Hals die Weste aus grünem Sammt, über welche der Hemdkragen, von einem rothgeblümten Halstuch festgehalten, hevorlugt.

Zum Schutze in der rauhen Jahreszeit dient der Mantel aus schwarzem Tuch und im strengen Winter der Winterrock: „Porer", „Burnus", früher auch „Rückel" genannt, oder der Pelz, mit weißem Leder verbrämt und mit rothen Blumen verziert.

Und nun die Iglauerin! Wer hätte noch nicht von ihrer kleidsamen Tracht gehört: dem kurzen, faltenreichen Rocke, den hochrothen Wollstrümpfen, dem blauen oder rothen Seidenmieder, dem weißen Oberhemd mit breiten Ärmeln und reichem Spitzenbesatz. Mit Stolz singt von ihr der Bauernbursch:

„Unsere Deandaln dö san schön,
Wann mr's sicht zur Kirche gehn.
s' Tüchel macht an Kranz am Kopp,
Rückwärts hängts als wie a Zopp;
d' Leiberle san bold blau bold grün
Und a Menge Rosen drin.
Rothe Strümp, sammtene Schuh

Blaue Scharkerln dazu;
Aber erst in derer Tracht
's Gesichterl, das annah furt lacht
d' Wongen sein wie d' Äppeln rund
Roth wie d' Kerschen ist der Mund:
Drein sein weiß und fein
Zehnt' wie 's Elfenbein."

Zur Erläuterung dieser appetitlichen Schilderung Folgendes:

Den weiblichen Kopf bedeckt das sogenannte „Ledertüchl," das rückwärts zopfartig herabhängt und an der Stirne in eine Wulst über den Kopf gesteckt wird. Diese „Ledertüchl" sind bald roth, bald dunkelbraun, entweder durchaus geblümt oder nur an den Rändern mit Rosen verziert, die dann immer an der Stirnwulst zu sehen sind. Das „Ledertüchl" bildet die einzige Kopfbedeckung der Bäuerin. Für die kalte Zeit dient ein großes grünes oder braunes Tuch. Die Mieder sind grün, blau, violett, mit Silberfäden durchzogen und mit Rosen durchwirkt; an der Brust werden sie mit einem rothen Bande zusammengehalten, das von einem Miederknopf zum andern läuft. Dieses Schnürband heißt „Hin und wieder" (im Schönhengst: Reiber on neiber"). Den Hals ziert eine breite, weiße Krause (das „Kres"), vom Oberhemd sind nur weite Puffärmel sichtbar, die den größten Theil des Armes frei lassen. Ueber das Mieder wird, kreuzweise um die Brust geschlungen und am Rücken gebunden, das „Tübethtuch" getragen. Es ist mit Rosen durchwirkt, gefranst und von grüner, blauer oder brauner Farbe. Die Mädchen tragen es nur an kühleren Tagen und abwechselnd mit dem „Spenser," einer Tuchjacke, die mit Sammt und schwarzen Perlen aufgeputzt ist. Der Rock der Bäuerin ist weiß-blau; er reicht kaum bis über die Knie und ist mit einem rothen oder blauen Seidenbande abgepaßt. Die Schürzen der Bäuerinnen sind entweder blau, mit einem Silberbördchen verziert oder schwarz, die gewirkten Strümpfe sind von hochrother Farbe. Zur Fußbekleidung dienen am Sonntage Schuhe aus Sammt mit Glanzlederkappen; früher trug man Lederschuhe mit Schnallen.

Das „G'wändi" steht deutschen Bäuerinnen recht gut und bietet ein lebhaftes, farbenwirksames Bild. Daß die großen Iglauer Goldhauben, welche dem bekannten Schriftsteller Clauren im Jahre 1813 so gut gefielen, jetzt fast gänzlich verschwunden sind, ist sehr zu bedauern.

Um nun die nationale Eigenart des Iglauer Deutschen kennen zu lernen, wollen wir ihn bei den wichtigsten Augenblicken im Verlaufe des menschlichen Lebens beobachten.

Verweilen wir also zunächst einen Augenblick an der Wiege des jungen Weltbürgers und der jungen Weltbürgerin und betrachten wir die bei den Deutschen der Sprachinsel üblichen

Taufgebräuche.

Ist das Kindlein zur Welt gekommen, so bespritzt die Hebamme, die wie der Druschmann bei Hochzeiten für die richtige Beobachtung aller Taufgebräuche sorgt, vor Allem den kleinen Heiden mit Weihwasser, auf daß nichts Böses über ihn Einfluß gewinne. Hierauf begießt sie ihn mit völlig kaltem Wasser und die Mutter darf es im Hinblicke auf den schweren Stand des neuen Weltbürgers nicht unterlassen, mit der Handfläche seinen Rücken zu schlagen, damit er ein fester, gegen die Schicksalsschläge abgehärteter Bauer werde. Die Hebamme hängt sodann dem Kinde einen geweihten Rosenkranz um den Hals, damit es die weiße Frau nicht vertausche und einen Wechselbalg unterschiebe. Ist dem Kindlein die erste Pflege zu Theil geworden und hat es in der Wiege, die mit einem Trudenfuß versehen sein muß, Platz gefunden, so geht die Hebamme zu den Gevattersleuten, dem Tothherrn oder der Tothfrau,*) je nachdem das Kind männlichen oder weiblichen Geschlechtes ist. Der Gevattersmann,

*) Eigenthümlich ist es, daß man auch in manchen Gegenden Tirols, so im oberen Innthale, den Pathen Töth, die Pathin Totha (Mhd. tote, totte) nennt. Vergleiche übrigens die Mundart im Schönhengst, die den gleichen österr.-bairischen Ausdruck für Pathe hat.

meldet die Hebamme, möge von der Güte sein, das neuangekommene Kind aus der Taufe zu heben. Sie erhält für diesen Gang das vorgeschriebene Maß von Mehl, Brot und Erbsen. Kommt dann der Tag der Taufe, so bereitet wieder die Hebamme alles zum Kirchgange vor. Das Kind wird in ein weißes Kissen eingewickelt, das mit einem brennendrothen Bande zusammengeschnürt wird, denn dies hilft gegen das Verschreien. Während des Einschnürens nähert sich der Totherr in unauffälliger Weise, um der Hebamme heimlich das Eingebinde zuzustecken. Dies Eingebinde besteht meist in Silbergeld, oft von namhaftem Betrage. Aber auch Schenkurkunden, die dem jungen Bauernsohne einen Acker oder eine Wiese zusichern, werden manchmal eingebunden. Der bedächtige Pathe thut dies besonders dann nicht selten, wenn der Täufling ohnedies einst sein Erbe soll. Bevor man mit dem Kinde das Zimmer verläßt, wird es allen Anwesenden zum Küssen gereicht, damit sie es im späteren Leben recht gerne haben. Auf daß der erste Ausgang ein glücklicher sei und somit auch für die Zukunft Glück verbürge, legt man ein Gebetbuch auf die Thürschwelle und überschreitet dasselbe mit dem rechten Fuße. Die Mutter bleibt zu Hause, sie darf sechs Wochen die Stube nicht verlassen. Der Vater aber muß das Kind zur Taufe begleiten, denn durch seine Gegenwart anerkennt er es vor aller Welt als das seine. Nach der Taufe wird, wie bei jedem Familienereignisse von größerer Wichtigkeit, getafelt. Freunde (Verwandte) und Nachbarsleute sind nebst der Familie des Pathen geladen. Bei jedem Trunke wird ein Glückwunsch ausgebracht, da sonst das Glück des Täuflings gefährdet sein könnte. Jeder Gast bekommt von übrig gebliebenen Speisen mit nach Hause. Daß etwas Erkleckliches übrig bleibe, dafür wird gleich von vornherein gesorgt. Die Gevattersleute lassen ihren Theil oft auf einem Wägelchen abholen. Dafür müssen sie aber genau so viel an Eßwaaren der Mutter des Pathenkindes abliefern, die sich während der ganzen Zeit einem schier sprüchwörtlich gewordenen Vielessen hingibt. Erst nach den sechs Wochen verläßt die Bauersfrau die Stube. Ihr erster Weg ist in die Kirche zur „Einführung“. Auch diese wird durch eine

kleine Mahlzeit gefeiert. Von nun an darf auch das Kind, das nach der Taufe nicht von der Seite der Mutter kommt, aus dem Hause getragen werden. Um es aber beim ersten Austragen gegen das Verschreien zu schützen, muß es mit einem rothen Bändchen geschmückt sein. Auch von diesem Tage wissen, wenn er nicht mit dem der Einführung zusammenfällt, die vielen Lücken in der Almere*) (Speisekasten) zu erzählen. Kommt das Kind zum erstenmale in ein fremdes Haus, so erhält es zwei Eier. Man versucht zuerst damit, ob es schon ein Zähnchen habe, denn, wer den ersten Zahn findet, erhält von der Mutter ein Geschenk. Diese Eier bewirken auch, daß das Kind bald zu reden beginnt und man heißt sie daher Schnattereier oder Plappereier. So viel über die Taufe.

Und nun einige Worte über das sechste, wie man zugeben wird, für den Bestand der Sprachinsel gewiß nicht unwichtige Sakrament, über die Ehe und die damit zusammenhängenden

Hochzeitsgebräuche.

Wenn einer denken sollte, es gebe bei einer bäuerlichen Hochzeit eitel Lust und Freude, Scherzen und Lachen, wie es wohl anderswo sein mag und Name und Bedeutung des Festes erwarten ließen, so ist er in argem Irrthum befangen. Zur Äußerung ungebundener Lust, dazu ist dieser Ehrentag viel zu ernst, dazu besitzt unser Bauer viel zu viel Ehrfurcht vor der von seinen Altvordern überkommenen Sitte, die dies zu thun nicht erlaubt.

Man sollte doch glauben, daß der wichtigste Theil der ganzen Feier — die Trauung in der Kirche nicht ausgenommen — die Rede des „Druschmannes**) oder Redmannes," dessen Rolle auch manchmal ein besonders kundiger Brautführer übernimmt und

*) In den übrigen deutsch-mährischen und den schlesischen Mundarten Almer. Man vergleiche auch das lateinische armarium.

**) Druschmann oder Druschemann, ein angestellter Narr, Pickelhering. In Schlesien und Mähren der Hochzeitbitter. In der

der sowohl den Ehesprecher als den Lustigmacher des Mittelalters vertritt, auf die Zuhörer komisch wirke, da das krauseste Zeug darin vorkommt, untermischt mit obligaten Schnurren. Aber weit gefehlt! der Pfarrer in der Kirche hat, wenn er später die Brautleute zu gottseligem und einträchtigem Leben ermahnt, keine aufmerksameren und andächtigeren Zuhörer, als kurz vorher sein weltlicher Vertreter, der Redmann im Hause der Braut. Wie es der Gebrauch haben will, kommt der Bräutigam nicht ersehnt in das Haus der Braut, um ihren einzigen Lebenswunsch, die Vereinigung mit dem Manne ihrer Wahl zu erfüllen. Nur gezwungen folgt sie ihm, dem Räuber der schönen Mädchenzeit, nach langem Sträuben. Man sollte sich fast an jene Zeit erinnern, in der manch' ungefügiger Geselle sich selbst das Weib holte, nach dem sein Herz begehrte, ohne zu fragen nach der Einwilligung der Eltern, ja vielleicht, ohne zu fragen nach der Liebe der Braut. Nicht wonnetrunken tritt die Braut dem Bräutigam entgegen, kein noch so heimliches Thränchen der Freude schleicht sich ein. Gerade in diesem Augenblicke geht das Jammern recht an. Die Braut weint und schluchzt, daß es einen Stein erbarmen möchte. Freilich gelingt nicht Jeder diese Rolle gleich gut. Manchmal hört man, wie die Mutter ihr Töchterlein leise an ihre Pflicht erinnert: „Grein' (weine) nur, grein', du bist ja Braut!" Sind die oft jahrelangen Verhandlungen beendigt, so findet das „Freien" statt. Die Braut wird nochmals feierlich im Beisein der Eltern um ihr Jawort gefragt, die Aussteuer wird festgesetzt und die Brautleute tauschen Silbergeld aus. Erinnert uns das Silberstück des Bräutigams an die Zeiten des Brautkaufes, so gemahnt der Silbergulden der Braut, den sie dem künftigen Manne reicht, an die Mitgift, die bereits im Mittelalter eigentlich dem Manne zufiel.

Niederlausitz heißt er Drauschmann, in der Oberlausitz Drauschmer und Drauschke, in Posen Druschber. Im Polnischen heißt der Hochzeitsführer družba, die Braut druška. Das Wort hängt zweifellos mit dem Verbum „dreschen" in der Bedeutung „sich abmühen" oder „viel mit einander reden" zusammen. In dieser Bedeutung findet sich das Wort im Mittelhochdeutschen und bei Hans Sachs.

Ist der Tag der Hochzeit, der, wie vor mehr denn tausend Jahren, nach altgermanischem Herkommen ein Dienstag, oft ein Dienstag der Herbstmonate ist, bestimmt, so wird der „Druschmann," den Hut geziert, mit einem mächtigen Strauß aus künstlichen Blumen, ausgeschickt, um die Gäste zu laden.

Der Spruch des besagten Druschmannes ähnelt sehr dem des Hochzeitsladers in Schlesien und Steiermark. Der tugendsame Bräutigam lasse „Guten Morgen" wünschen und lade auf künftigen Dienstag zur Hochzeit ein. Er werde es abstatten, ob Freude oder Trauer dazu Gelegenheit biete. Er werde schon „hinschauen", meint der geladene Bauer. Mancher sagt es ungern, denn eine ordentliche Hochzeit kostet dem Gast nicht wenig. Aber gehen muß er, zumal, wenn er den Brautleuten „befreundet" (verwandt) ist. Bereits am Samstag wird das Brautbett hergerichtet oder vielmehr aufgethürmt. Es soll im künftigen Haushalte das wichtigste Schaustück sein. Verwandte und bekannte Familien schicken Geschenke, die ledigen Freundinnen kommen, um die Ausstattung zu bewundern und die Braut zu beglückwünschen. Ob sich nicht manchmal ein kleinwinzig Tröpflein Neid in den Becher der Freude mischt? Die „glückliche" Braut muß bereits, wie es die Sitte heischt, weinen und schluchzen, um anzudeuten, daß sie nicht Eile habe, das Elternhaus zu verlassen und daß sie nur nothgedrungen, weil es schon einmal so sein müsse, ihrem Bräutigam in sein Heim folge. Am Sonntag werden „Flecken" und „Kolatschen", „Kuchen mit Butter und Zibeben" bestreut und, nur der Größe nach von einander verschieden, gebacken.

Am Montag geht das Brautpaar, wenn Beide aus demselben Kirchspiel sind, zusammen zur Beichte. Dies ist der erste officielle Ausgang, den sie zusammen machen. Während des Brautstandes thun sie, als ob sie einander nicht kennen würden. Selbst Grüße tauschen sie nicht aus, obgleich sonst Bauersleute selbst bei öfterem Begegnen nie stumm an einander vorübergehen. Die jungen Leute thun, als wüßte Niemand von ihrem Verhältnisse, als müßten sie es geheim halten, was doch durchaus nicht nothwendig ist. Süßer mag ihnen dann in verschwiegener Nacht das durch die Sitte gestattete „Fensterln" dünken und trau-

liches Kosen im Kämmerlein der Braut. Am Hochzeitsmorgen hat man gern schönes Wetter; dies ist eine gute Vorbedeutung für einen wolkenlosen Ehehimmel. Die Braut erscheint an diesem Tage natürlich im vollen Schmucke ihrer kleidsamen Tracht, die nicht wenig dazu beigetragen hat, die Sprachinsel in ihrem jetzigen Umfange zu erhalten, das bunte, künstlich geschlungene Kopftuch, der blaugestreifte Rock, der bis auf die Waden reicht und die rothen Strümpfe sind auch in Wien nicht ganz unbekannte Dinge. Die Braut trägt noch außerdem eine kronenartige, aus Gold- und Silberflitter, Spiegelblumen u. s. w. verfertigte Haube, wie man sie in Schwaben findet und die dort „Schappl" heißt. Während die Braut in ihrer Kammer sich kleidet und schmückt, versammeln sich die von der Familie der Braut geladenen Gäste, die alle ein Sträußchen aus künstlichen Blumen im Knopfloch tragen, in der „großen Stube".*) Es erscheinen die Beistände, der Redmann, wenn seine Rolle nicht der Brautführer übernimmt, die Musikanten. Endlich erscheint der Bräutigam mit den von seiner Familie geladenen Gästen. Er darf aber nicht gleich eintreten, die Thür wird ihm vor der Nase zugeschlagen. Erst wenn er, was man ihm angeboten, gegessen und getrunken, darf er mit seinen Begleitern die Schwelle überschreiten.**)

Wenn alles versammelt ist, nimmt man vor Allem ein Frühstück ein, das zumeist aus Backwerk und Schnaps besteht.

Die bürgerliche Vereinigung der Brautleute übernimmt gewöhnlich der „Redmann", der als Sprecher bei Hochzeiten und Begräbnissen, häufig auch als Vorbeter bei Wallfahrten seinen Erwerb findet. Der Bräutigam läßt alles still über sich ergehen, die Braut bleibt anfänglich in der „Kammer" und läßt sich nicht sehen. In altväterischer Weise, mit Titulaturen, an denen sich früher der Bürger erfreute, beginnt der Redmann unter lautlosem Schweigen, die Anwesenden stehen aufmerksam lauschend.

*) In andern Gegenden tragen die Gäste Rosmarinsträußchen.

**) Eigenthümlicherweise findet sich dieser Gebrauch auch in Frankreich im Flecken Batz bei St. Nazaire und, was noch eigenthümlicher ist, die Leute sagen dort, daß sie von sächsischen und normanischen Seeräubern abstammen.

Er nennt die Versammelten „Ehrbare, wohlweise, großgünstige Herrn und gute Freunde“. Im Verlaufe seiner längeren Rede sagt er: der tugendsame Jungherr Bräutigam habe sich entschlossen, in den Stand der heiligen Ehe zu treten und das Joch Jesu Christi auf sich zu nehmen. Um dies zu begründen, greift er auf die Schöpfungsgeschichte zurück. Gott habe schon im Paradiese zu Adam gesprochen, es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei, er wolle ihm eine Gehilfin geben. Im Weiteren bittet er dann im Namen des Bräutigams die Schwiegereltern um ihr vielgeliebtes Kind als Frau und Hausfrau, und verspricht, Treue gegen sie zu halten und sie zu lieben bis in den Tod. Die tugendsame Jungfrau Braut bitte er um ihren jungfraulichen Ehrenkranz, den sie von ihrer Kindheit bis auf den heutigen Tag erhalten habe. Wie sie über die Gassen und Straßen gegangen, hätten sie einen Täuber gefangen, sie hätten gerne eine Täubin dazu. Die „Kranzeljungfer“ steckt nun dem Bräutigam einen Strauß an die Brust. Dies sei der Schwanz, der beim Fangen der Täubin ihr in der Hand geblieben, sie selber sei entwischt, man möge sie nur weiter suchen. Der Redmann geht nun selbst in die Kammer, um die ersehnte Täubin zu holen. Zum allgemeinen Erstaunen bringt er, wie es auch bei Hochzeiten in der Tepler Gegend Sitte ist, ein altes Weib zum Vorschein. Die verlegene Miene des Bräutigams sagt ihm aber gleich, daß er nicht das Richtige getroffen und unter allgemeinem Gekicher führt er selbes unter Scherzreden wieder weg. Wie er wiederum erscheint, bringt er ein etwa zehnjähriges, hochzeitlich geschmücktes Mädchen. Sie könne alles Mögliche und Unmögliche leisten. Das hartnäckige Schweigen des Bräutigams jedoch, der sich beeilt, dem Mädchen ein Geldstück in die Hand zu drücken, um sich so endlich seine wirkliche Braut zu erkaufen, deutet darauf hin, daß er auch jetzt noch nicht zufrieden sei.

Jetzt erst holt der Redmann die eigentliche Braut.

Diese erscheint zögernd, schluchzend und weinend, die Augen mit den Händen verhüllend. Das Zieren der bäurischen Braut ist hier sprüchwörtlich geworden. Den ersten Blick soll sie auf den Bräutigam werfen. Der Redmann führt sie diesem zu und

übergibt sie ihm im Namen ihrer Eltern. Hierauf fordert er die Gäste auf, das Brautpaar in die Kirche und dann in das Haus des Bräutigams zum Mahle zu geleiten. Den eben jetzt durch das Band der Ehe zu Verbindenden und allen, die noch durch dasselbe Band jemals verbunden würden, wünsche er hier Glück, und dort Seligkeit. Mit einem „Gelobt sei Jesus Christus!" schließt er, wie er begonnen. Da fällt nun die Braut, Abschied nehmend, der Mutter laut weinend um den Hals und sagt tausendmal „Vergelt's Gott" für Alles, was sie ihr Gutes gethan. Weinend verläßt sie mit den Uebrigen die Stube.

Vom Hause der Braut geht der Zug, die Musikanten voraus, in die Kirche. Pistolenschüsse geben der lauten Freude Ausdruck. Sehen etwa Arbeiter den Zug, so eilen sie herbei und spannen ein Band über den Weg. Durch Verabreichung eines Geldstückes macht sich der Bräutigam den Weg frei. Den Begegnenden wird Schnaps angeboten. Daß eigentlich Wein für diesen Minnetrunk bestimmt war, sieht man daraus, daß der Schnaps regelmäßig roth gefärbt ist.

Während der Hochzeitszug zur Kirche wandert, fährt meist der Kammerwagen (Brautwagen) mit der Ausstattung der Braut zum Hause des Bräutigams. Weiber sitzen darauf, mit Ruthen in den Händen und singen Lieder, wie es bereits in heidnischer Zeit beim Brautlauf Sitte war. Vorübergehende müssen es versuchen, Gegenstände herunter zu reißen, werden aber dafür von den Weibern mit den Ruthen geschlagen.

In die Kirche sollen die Brautleute mit dem rechten Fuße voran eintreten, damit sie Glück haben im Ehestand, den zu betreten sie sich in diesem Augenblicke anschicken. Die Trauung findet Vormittags nach der Messe statt. Verspätet sich das Brautpaar, so ist der Priester berechtigt, die Trauungsgebühr zu erhöhen. Nach der Trauung geht das Brautpaar um den Altar herum zur Opferung. Hinter dem Altare, wo es Niemand sieht, gibt die „neue Frau" ihrem eben erst angetrauten Manne Rippenstöße und will ihn damit ermahnt haben, das Geld für die Opferung ihr zu geben, damit sie es in den bereit gestellten

Teller lege. Diese Rippenstöße darf die junge Frau nie unterlassen, denn durch sie macht sie ihren Eheherrn gefügiger und bewirkt besonders, daß er ihr immer für ihre Bedürfnisse Geld gibt.

Ob es wohl hilft? Nur dies Eine halte ich für erwiesen, daß er wenigstens diesmal die Stöße nicht erwidert. Nachdem dann der Pfarrer, der selbst regelmäßig Hochzeitsgast ist, den jungen Leutchen zugesprochen und sie zu wahrhaft ehelichem Leben ermahnt, begibt sich der Zug in die Wohnung des Bräutigams, wo, wenn die Braut nicht eine Erbtochter ist, das Mahl gehalten wird. Die Schwiegermutter wird um gütige Aufnahme gebeten, die „Schnur" verspricht ihr sie in Ehren zu halten, so lange sie lebe.

Bevor man sich zu Tische setzt, verrichtet der Redmann das Tischgebet. Zu dem gewöhnlichen „Aller Augen u. s. w." fügt er bei dieser feierlichen Gelegenheit noch hinzu:

Herr Gott Vater im Himmelreich,
Wir sein deine Kinder allzugleich;
Wir bitten dich aus Herzensgrund,
Speise uns in dieser Stund;
Gib uns Freud' und Einigkeit,
Verwahr' uns, Herr von theurer Zeit,
Damit wir leben seliglich,
Dein Reich besitzen ewiglich,*)
Durch unsern Herrn Jesum Christum. Amen.*)

Vor lauter Niedergeschlagenheit darf die Braut nichts essen. Sie bekommt blos drei Löffel Suppe, die ihr die Kranzeljungfer in den Mund zu geben hat. Auch in Griechenland muß sich die ländliche Braut besonderer Enthaltsamkeit befleißen und bei den mährischen Croaten, die natürlich mit unserer Sprachinsel nicht zusammenhängen, dürfen Braut und Bräutigam bis zur Mitternachtsstunde weder essen noch trinken. Unter dem Schutze der Brautmutter, die anderwärts auch Brautfrau heißt, sitzt die Braut während des ganzen Mahles ruhig im „Brautwinkel" in der

*) Dieses Gebot stammt nach Inhalt und Form wohl aus der Protestantenzeit, von der man trotz der Gegenreformation noch viele Spuren findet.

Ecke unter dem Crucifix. Gleicher Enthaltsamkeit brauchen sich glücklicherweise die Uebrigen nicht zu unterwerfen. Hier feiert denn auch die Leistungsfähigkeit des bäuerlichen Magens ihre Triumphe und beweist, daß unsere Bauern wenigstens körperlich nicht degenerirten und ihren Urahnen alle Ehre machen.

Der Brautführer trägt die erste Schüssel auf. Sie ist aber wohlweislich blos mit Wasser gefüllt. Kommt er nämlich damit bis in die Mitte der Stube, so muß er stolpern und die Schüssel fallen lassen. Natürlich dankt ihm homerisches Gelächter für diesen Scherz, den Mancher schon hundertmal gesehen. Von den Speisen sind die meisten versüßt. Auf Suppe folgt Rindfleisch mit einer „Tunkein" (Tunke), deren Hauptbestandtheile Milch und Zimmt sind. Unter den Braten lieben unsere Bauern besonders den Gansbraten, der auch, da die Gänse in Masse gezüchtet werden, leicht zu haben ist. Der Teller wir nie gewechselt. Fast berghoch häufen sich die Ueberreste an. Dieses „Beschoad-Essen," das in Nord-Böhmen Provente (Proviant) heißt, wird den Gästen für die Angehörigen mitgegeben. Am Schluße erscheint der „Schlängglkuchen." Es ist dies wohl der Abschiedskuchen, wie ja auch in Tirol das Scheiden der Dienstboten „Schlänggeln" heißt, was wieder mit schlenkern, Schlanggl, ja selbst mit Schlingl verwandt sein mag.

Während des Mahles werden die Brautleute, wie dies auch in Steiermark der Fall ist, mit Mandeln, Rosinen, Erbsen u. s. w. beworfen. Arme Dorfkinder zeigen sich an der Thür und warten bis man ihnen etwas gibt.

Bevor sich die Gäste niedersetzen, findet der „Einwurf" statt. Auf die zwei Tische, von denen der eine für die Männer, der andere für die Weiber bestimmt ist, werden große Schüsseln gestellt. In diese Schüsseln muß dann jeder Gast entweder ein größeres Geldstück oder einen Gegenstand, der für den jungen Haushalt paßt, legen. Die Geldstücke schüttet man der Braut in den Schoß, die anderen Gegenstände werden auf dem „Fensterbrettl" (Fensterbalken) zur Besichtigung ausgestellt. Auch im Mittelalter bildete bei Schenkhochzeiten die Uebergabe der Hochzeitsgeschenke an das Brautpaar einen Theil des Festes. In Frank-

reich kommt diese den Brautleuten so zu statten kommende Sitte ebenfalls vor. Nach der Mahlzeit erscheint an der Thür die Köchin. Die eine Hand hat sie, als wäre sie wund, verbunden, in der anderen hat sie einen Schöpflöffel voll „Hirschgasch“ (Hirsebrei), die bei keiner Hochzeit fehlen darf. Sie habe sich die Hände verbrannt und erbitte sich eine Kleinigkeit für eine Salbe. Die Sechserl und Kreuzer, die sie geben, werfen die Gäste in die Gasch. Doch noch ist des Zahlens nicht genug. Es kommt der Brautführer mit einer Schüssel voll Wasser, damit sich die Gäste darin die Hände waschen können. Während des Waschens läßt man Geldstücke in das Wasser fallen, die sich dann der Brautführer herausfischt und dem Bräutigam für Bier übergibt. Wenn, wie es häufig Sitte ist, die Gäste das Bier selber bezahlen, behält der Bräutigam das Geld für sich. Interessant werden diese Vorgänge, wenn man bedenkt, daß sie der findige Bauer jedenfalls ursprünglich dazu angewandt, um dem Heischen eine anständige Form zu geben.

Nun geht es zum Tanze. Die Musikanten, die nur drei Instrumente handhaben, die Klarfidel, die Großfidel und den Baß, spielen manche originelle und beachtenswerthe Melodien. Der Dudelsack, der sich bei verschiedenen slavischen Stämmen findet, ist den deutschen Bauern unbekannt. Der Brautführer sorgt dafür, daß beim Tanzen die Ordnung aufrecht erhalten wird, daß vor Allem für Bräutigam und Braut immer Platz sei und vom jungen Volke der Anstand gewahrt werde. Es ist Sitte, daß der Verheirathete blos mit seinem „Weiba“ tanzt. Fremde ehrt man, indem man ihnen seine Tänzerin anbietet oder ihnen zu Ehren die Musikanten „tuschen“ läßt. Daß man dafür den Musikanten Bier zahlt, hält man für selbstverständlich. Unter den Tänzen ist der „Hatschóh“, eine Art Rundtanz, der beliebteste. Er beginnt als „Landler“ und steigert sich, indem die Tanzenden verschiedene Evolutionen machen, bis zum Galopp, während dessen die Tanzenden „Hatschóh“ rufen. Die Reihenfolge ist genau vorgeschrieben. Den Tanz beginnt die Braut mit dem Brautführer, ihnen folgen der Bräutigam mit einer „Kranzeljungfer“ und dann die Uebrigen nach Stand und An-

sehen. Gleich nach dem Bräutigam zu tanzen gilt als eine Ehre, die meist nur Ehrengästen zu Theil wird.

Um Mitternacht wird Kaffee gereicht. Damit wird aber noch nicht der Schluß gemacht. Jetzt erst beginnt die Braut ihren durch das bloße Zuschauen gewiß bis zum Äußersten gereizten Hunger zu stillen. Die nächsten Angehörigen, die sich am Tanze nicht mehr betheiligen, setzen sich mit ihr zum „Nachtische“. Die Braut muß um diese Zeit zu entfliehen suchen und die Kranzeljungfern haben die Aufgabe, sie ängstlich zu bewachen.*)

Gegen Morgen zu, wenn man sich bereits satt getanzt, satt gegessen und getrunken hat, wird die Braut angesungen. Es wird das Ehestandslied angestimmt. Sein Inhalt beweist, daß der Bauer die Ehe eigentlich als „harte Buß“ ansieht, in die man sich geduldig ergeben und denken solle, es müsse gelitten sein, so lange eben Gott wolle. Noch interessanter ist ein zweites Lied, das unmittelbar an die Zeiten des Mädchenraubes erinnert. Es beginnt:

„Es jaget ein Jäger ein wildes Schwein,
Er jaget's bei Tag und bei Mondenschein,
Er jaget's über Berg und tiefen Strauch,
Er jaget ein schwarzbraunes Madel heraus.“

In des „Knaben Wunderhorn“ findet sich eine ähnliche Form dieses gewiß alten Liedes.

Während dieser Gesänge wird der Frau der „Schöp“ (Schopf) aufgesetzt. Wenn auch die Braut genug eigene Haare besitzt, so muß dieser doch aus fremden bestehen, die Sitte begünstigt eben solche, die wenig Haare haben. Und dies ist wegen der jeglichen Ausdünstung hemmenden Kopftücher oft genug der Fall. Während des Absingens dieser Lieder sucht einer der Braut heimlich

*) Dies ist dieselbe Sitte wie in Tirol und Steiermark das Brautstehlen: nur daß dort die Braut wirklich in ein anderes Wirthshaus entführt und von den Gästen gesucht wird.

einen Schuh abzuziehen. Gelingt dies, so muß der Bräutigam denselben mit Geld auslösen.*)

Man sucht es zu veranlassen, daß der Bräutigam sich unachtsamerweise auf einen polsterartigen Brustfleck setze, den blos die verheiratheten Frauen tragen. Gelingt dies, so muß er den Musikanten Bier zahlen. Bei einem anderen Scherze spielt ein Nünnl (Nönnlein-Puppe) eine bedeutsame Rolle. Ueberhaupt sank die Bezeichnung „Nunne“ zu einem Schimpfworte herab.

Das Trinken und Tanzen wird oft noch am Mittwoch und Donnerstag fortgesetzt. Schließlich muß die Lust und Fröhlichkeit doch enden und dem Ernst des Lebens Platz machen. Die junge Frau erhält von der Schwiegermutter den Schlüsselbund und bekommt somit die Herrschaft über Truhen und Schränke. Um aber kein Heimweh zu bekommen, dreht sie sich in der Küche dreimal unter dem Schornsteine im Kreise herum, damit sie sich an den neuen häuslichen Herd gewöhne. Diese Sitte weist auf eine Zeit zurück, in der der Herd der Mittelpunkt des Hauses war.**)

Am kommenden Sonntag ist Nachhochzeit. Freilich betheiligen sich jetzt nur mehr die näheren Verwandten und auch die Freude geht nicht mehr so hoch. Man hat sich bereits an das alltägliche Leben gewöhnt. Von den Flitterwochen ist bei den

---

*) Die Bedeutung dieser Gebräuche ist natürlich unbekannt. Sie erklären sich aber von selbst, wenn man ähnliche Gebräuche vergleicht. So war es in Frankfurt Brauch, daß einer der Brautführer die junge Frau in das Brautgemach führte und ihr dabei den linken Schuh auszog, der dann an einen Junggesellen verschenkt wurde. In Frankreich und sogar in Paris soll es noch vorkommen, daß ein Knabe sich unter den Tisch schleicht und der Braut das Strumpfband löst. Im Mittelalter spielte in manchen Gegenden Deutschlands der Schuh beim Verlöbnis eine Rolle. Der Bräutigam reichte der Braut einen Schuh oder trat ihr auf den Fuß. Die Walachinnen hoffen, daß sie in Folge dieses Fußtrittes ihre Männer beherrschen werden. Das Aufsetzen des Schopfes deutet an, daß das Mädchen nun zum Weibe geworden. Im Mittelalter schürzte die Braut nach dem Beilager das jungfräuliche Haar und legte die Stirnbinde an (sie bant ir houbet). Auch etwas derbere Scherze kommen vor, die alle auf dasselbe hinweisen.

**) In der mährischen Walachei umfängt zu demselben Zwecke die junge Frau den Ofen, in den Rauchfang aber, sowie in das Firmament schaut sie, um blauäugige Kinder zu bekommen.

Bauern wenig zu merken. Die Prosa des Lebens hält gleich nach der Hochzeit ihren Einzug in das Bauernhaus. Arbeit und Mühsal ist das Los der meisten Bauern und nur der Wohlhabendere kann sich hie und da einen Genuß gönnen, ohne in seiner Wirthschaft zu Schaden zu kommen. Ist der Bauer reich, wie es in einzelnen Dörfern fast alle sind, so sitzt er angenehm auf seinem Erbe und weiß sich auch als unabhängiger Mann zu gehaben. Daß man sich aber auch über ärmlichere Verhältnisse zu trösten weiß, beweist einer der „Vierzeiligen", die hier wie im Süden die Schnadahüpfeln in unseren deutschen Dörfern vielfach gesungen werden:

„A g'scheckerts (geschecktes) Paar Oechsla a ploscherte Kuh (Kuh mit einer Blässe oder Stirnfleck.)
Dös gibt mir mei Vater, wenn ich heirathen thu:
Zwa Hendla (Hühnlein), zwa Hendla, a kruppete (krüppelhafte) Gaß (Geiß).
Dös gibt mir mei Mutter, daß der Vater nichts waß (weiß).

Wie die Geburt, ist auch der Tod bei den Iglauer Deutschen mit manchen Ceremonien verknüpft und sind die nachstehenden

Gebräuche bei Sterbefällen

üblich: das Sterben hebt sich Jeder „bis z'lötzt" auf, doch wird man durch verschiedene „Zeichen" an den Tod erinnert. Wenn ein Bild herunterfällt, ein Licht auslöscht, ohne daß man sich die Ursache sofort erklären kann, dann „wittert sich's im Hause." Geht man die Thüre aufmachen, ohne daß Jemand draußen steht, so hat man „dem Tode die Thüre aufgemacht." Kränkliche Leute sterben, „wenn das Laub fällt und die Bäume in den Saft gehen." „Wenn Einer noch grünes Gras tritt," so lebt er

bis zum Welken des Laubes. Die gefährlichste Tageszeit ist die siebente Stunde Früh und Abends, „wann sich Tag und Nacht scheiden.“

Ist der Tod wirklich eingetreten, so wird das Fenster geöffnet, um der Seele einen Ausweg zu lassen: die Uhr läßt man stehen, denn des Hausherrn Lebensuhr ist abgelaufen. Lautes Jammern und Klagen muß unterdrückt werden. Durch zu lautes Weinen wird der Todte wieder „aufgeschrien,“ die Seele kehrt wieder in den Leib zurück. Der Sterbende weiß aber dafür keinen Dank. So hat sich ein Bäuerlein in Weißenstein, in der Nähe von Iglau, bitterlich darüber beklagt. Er wäre bereits in Steindorf, dem nächsten Ort, gewesen und müsse nun den Weg noch einmal machen und, der Weg ins Jenseits sei ohnedies so weit.

Den Menschen wird der Tod nicht besonders angezeigt, ihnen wird er durch die Glocken und das Gerede der Leute verkündet. Allemal wird aber „das liebe Vieh“ davon verständigt, es versteht ja nicht den Sinn der Glocken, betheiligt sich nicht an dem Gerede der Leute und steht doch dem Bauer so nahe. Ein Knecht oder ein Verwandter tritt an die Stallthür, klopft an und ruft hinein: „Der Herr ist gestorben.“ Desgleichen geschieht bei jedem einzelnen Bienenstocke. Geschieht dies nicht, so „geräth“ das Vieh nicht mehr und die Bienen sterben ab.

Die Leiche wird gewaschen, das dazu verwendete Wasser manchmal aufgehoben als probates Mittel gegen die Trunksucht. Ob dies geschieht, weil der Schnaps ja auch nur ein „Todtenwasser“ ist oder weil gewöhnlichere Mittel nichts verfangen möchten, konnte man mir nicht sagen. Kinder und Angehörige küssen dem Todten die nackte Zehe des rechten Fußes, damit sie sich nicht fürchten. In der „Stadt“ findet sich noch der Brauch, dem Todten die Fußsohlen zu küssen, um damit für alles Gute zu danken, das ihnen der Verstorbene erwiesen.

Sodann wird der Todte in der „Kammer“ auf dem „Leichenbrette“ aufgebahrt und sauber angezogen. Gewöhnlich gibt man ihm wieder das Hochzeitskleid, wahrscheinlich deswegen, weil dies überhaupt sein schönstes Kleid ist.

Die Hände werden auf der Brust gefaltet, ein Rosenkranz darum gewunden, die Rechte hält ein Crucifix. Um alle bösen Einflüsse fernzuhalten, bedecken die Angehörigen den Leichnam völlig mit Heiligenbilden, bespritzen ihn mit geweihtem Wasser und machen ihm das Zeichen des Kreuzes auf Stirn, Mund und Brust. In manchen Dörfern ist es Sitte, wie auch vielfach südlich der Donau, bei der Leiche zu wachen.

Die Gebete werden außer für die abgestorbene Seele noch verrichtet für die verstorbene Blutsverwandtschaft und die verstorbenen Gemeindemitglieder, für die Seelen, deren Niemand eingedenk ist, für die Seelen, welche unter dem Gericht und für die Seelen, welche vor dem Feind gestorben sind und endlich für alle im Fegefeuer leidenden Seelen. Die Anwesenden werden sodann mit Schnaps und Brod bewirthet.

Unmittelbar vor der „Funes“ (Leichenbegängnis), sobald die Trauergäste erschienen sind, wird wieder die geweihte Kerze angezündet. Der Sargdeckel wird erst zugemacht, wenn der „Geistliche kommt. So lange als möglich soll der Verstorbene unter seinen Angehörigen weilen, er vernimmt ja noch ihre Reden. Wenn der Sarg von dem Leichenbrette, das auf zwei Stühlen aufruht, gehoben ist, so werden die Stühle umgestürzt. Getragen wird der Leichnam nach altgermanischer Sitte von den Nachbarn, von denen sich jeder kränken möchte, wenn er übergangen würde und diesen letzten Liebesdienst nicht leisten dürfte. Ist der Kirchort weit entfernt, so werden Ochsen angespannt, obwohl des hiesigen Bauern gewöhnliches Zugthier das Pferd ist. Der Ledige muß in vielen Dörfern unter jeder Bedingung getragen werden.

Und weil der Bauer schon einmal auf Ordnung sieht, achtet man ängstlich darauf, daß die Leiche mit den Füßen und nicht mit dem Kopfe voraus hinausgetragen wird. Auf der Schwelle wird der Sarg dreimal niedergestellt. Das sind die letzten Tritte, mit denen der Bauer Abschied nimmt für immer von seinem ehemaligen Heim. Wird die Leiche zu Wagen weiter befördert, so muß dieser dreimal halten.

Während der Geistliche seine Gebete verrichtet, wird von allen Anwesenden das eine oder das andere Todtenlied gesungen.

Etwa: „Der grimme Tod mit seinem Pfeil, thut nach dem Leben zielen," oder: „Ein Würmlein bin ich, arm und klein, mit Todesnoth umgeben."

Nach Absingung des Todtenliedes begleitet die ganze Gemeinde — ein Leichenbegängnis ist als eine Gemeinde-Angelegenheit anzusehen — in buntem Gewirre, Männer und Weiber untereinander, den Sarg. Begegnet man einem Kreuze auf dem Wege, so wird für dessen Stifter gebetet. Wer daher etwas wohlhabend ist, beeilt sich, an einer Stelle, wo viele Leichenzüge vorbeikommen, ein Kreuz aufstellen zu lassen. Das Trauerkleid fällt blos bei den Weibern auf. Der kurze Rock ist schwarz oder dunkelbraun, das Kopftuch blau geblümt, Schürze und „Leibl" sind ebenfalls dunkelfärbig. Ist man vor der Kirche angekommen, so wird der Leichnam hineingetragen und häufig gleich die Todtenmesse gehalten, da das Leichenbegängnis, wie früher allgemein, Vormittags vor sich geht. Nicht selten sind die Seelenmessen erst nach der Beisetzung. Es wird die Leiche auf eine Bahre gelegt und ein Baldachin darüber gebreitet. Vom Kirchenvater kauft man Kerzchen und zündet sie an. Wie während der heiligen Handlung das Flämmchen des Kerzleins, also soll dem Verstorbenen im Jenseits das ewige Licht leuchten. In der „Sacristei" werden „Bittgroschen" abgegeben, nach der Messe werden dafür vom Pfarrer unter Nennung der Namen, für die gezahlt wurde, Gebete verrichtet. Während der Messe machen die Leidtragenden einen Opfergang um den Altar. In manchen Orten opfert man nach alter Sitte Wachskerzen.

Nach der Messe wallt der ganze Zug unter fortwährendem Beten dem „Freithof" zu. Daselbst wird die Leiche nochmals eingesegnet, ins Grab gelegt und die Bekannten werfen mit der rechten Hand dreimal Erde auf den Sarg. Leicht solle dem Verstorbenen die Erde sein, die Freundeshand auf ihn geschüttet; das Kollern der Erdschollen, die sodann der Priester mit einem Schäufelchen hinabwirft, ist das Letzte was der Todte noch hört. Bis jetzt vernahm er Alles, was man über ihn gesprochen, Gutes und Böses. Rasch schließt sich das Grab vor den Augen der Angehörigen. Noch ein kurzes Gebet und die kirchliche Feier

ist beendet — den Trauergästen wird für das „christli Glat“ (Geleit) nach alter Sitte gedankt und im Namen des Todten Verzeihung erbeten. Art der Deutschen war und ist es theilweise noch heute, daß jede wichtigere Angelegenheit in der Trinkstube sie vereint. So verhält es sich, wie einst wohl allgemein auf deutscher Erde und in manchen Orten noch heute, in unseren deutschen Dörfern. Nachdem die Leute mehr oder weniger nachdenklich den Friedhof verlassen, begeben sie sich in das Gasthaus, um das „Lad“ (Leid) zu vertrinken. Ob dies schicklich ist? Je nun, gegen das Unschicklichste spricht sich das Volk selbst aus. Lautes, fröhliches Zechen weist es als ungebührlich zurück. Dies entspreche nicht dem Zwecke. Man soll eben in ruhiger Weise unter Gesprächen, die sich lobend über die Thaten und Erlebnisse des Verstorbenen verbreiten, das Leid vertrinken. Das Leid ist wohl bald vertrunken, nicht aber wird der „Gottselige“ so leicht vergessen. Es hebt ja schon Tacitus von unseren Altvordern rühmlich hervor, daß sie Wehklagen und Thränen nicht lange Raum geben, Schmerz und Wehmuth aber nur langsam verlieren. Weibern gezieme laute Trauer, dem Manne stilles Gedenken. Es wird ein Jahrtag gestiftet, um jährlich das Andenken an den Todten zu erneuern. An diesem Gedenktage wird wieder eine Seelenmesse gelesen, wobei Verwandte und Bekannte sich betheiligen. Die Witwe trägt, so lange das Jahr der Klage und des Leides dauert und noch darüber, die Trauerkleidung. Es gilt für nicht wohlanständig, wenn sich die Witwe vor Ablauf des Trauerjahres wieder vermählt. Beim Witwer ist man weniger streng. Er braucht einen Gehilfen für die Wirthschaft und eine Pflegerin seiner Kinder. Das Grab wird mit Kränzen geschmückt. Am Allerseelentag wie überall und überdies hier noch an den Pfingstfeiertagen, werden die Gräber besucht und ein Lichtlein angezündet. Schon in heidnischer Zeit wurden bei dem Grabmale durch ein Licht die bösen Geister verscheucht. Am Palmsonntag legt man einen geweihten „Palmzweig“ auf das Grab; auch der Todte soll an seiner segensreichen Kraft Antheil haben. Führt einen Verwandten oder Bekannten der Weg am Friedhofe vorbei, so unterläßt er es nie,

wenn er anders kam, einzutreten, um das Grab mit Weihwasser das er zu diesem Zwecke hier zu Lande selbst mitnehmen muß, zu bespritzen. Dies bringt den im Fegefeuer leidenden Seelen Sühne und erleichtert ihre glühenden Qualen. Das Kreuz, welches das Grab ziert, wurde besonders früher von einem Dorfkünstler verfertigt, bemalt und mit einer mehr oder weniger passenden Inschrift versehen. Die Inschrift bietet häufig drollig genug eine Uebersicht über das Leben und die Thaten des Verstorbenen. So stand auf einem Kreuz am Grabe eines Vorbeters in Stannern, einem Marktflecken an der Südgrenze der Sprachinsel:

„Er strengte oft seine Kehle an
Zu Gottes Lob und Preis,
Er reiste oft nach Mariazell,
Zu der Mutter Gottes Gnadenquell."

Am häufigsten findet man: „Hier in diesem Rosengarten, thu' ich auf meine Kinder warten" und ähnliche trostreiche Gedanken. In Iglau selbst, auf einem Grabstein, der in die Südseite der St. Jakobs-Kirche eingelassen ist, erhält ein gewisser Herr Franz Josef Faschankl folgende Biographie: „Er war geboren in Iglau, liebte die Arbeit, war gerecht, litt viel, schwieg und starb."

Doch überlassen wir diesen frommen und bescheidenen Vorfahren seiner ewigen Ruhe und kehren wir wieder zu den Lebenden zurück, die wir nunmehr bei der Feier des Osterfestes beobachten wollen.

Ostergebräuche.*)

Der Palmsonntag ist, weil er an den feierlichen Einzug Jesu in Jerusalem mahnen soll, trotz der Fasten ein Tag der Freude. Die eben knospenden Weidenzweige, die statt der Palmen eintreten müssen, werden auf lange Stangen gebunden und von den Knaben in die Kirche getragen, um dort geweiht zu werden. Diese geweihten „Palmzweige" werden dann auf die Felder gestellt, wo sie den Hagelschlag abwehren, oder hinter ein Bild in die Stube, wo sie den Blitz abhalten. Wenn im Sommer ein Gewitter den Bauer ängstigt, werden drei Palmzweige kreuzweise ins Feuer gelegt und verbrannt, damit der Blitz nicht einschlage.

Wenn man aber ein geweihtes „Palmkätzchen verschluckt, was nicht gar leicht geht, so bekommt man kein Halsweh das ganze Jahr. Am Palmsonntag sind, während der Papst die Passion liest, alle Schätze der Erde offen.

Auf den Palmsonntag folgt der blaue Montag, der gelbe Dienstag und der krumme Mittwoch, der Namenstag aller Krummen. Am krummen Mittwoch üben die Handwerker noch einen alten Frühlingsbrauch. An diesem Tage hört man auf beim Lichte zu arbeiten. Der jüngste Lehrbube trägt das Licht

*) Das althochdeutsche Ostarum, die Mehrzahl von Ostara, bezeichnet die der Göttin Ostara geweihten Frühlingstage. Die Erinnerung an jene heidnischen Feste unserer Vorfahren hat sich in dem Namen Ostern erhalten. Nur bei Deutschen und Engländern ist das Wort gebräuchlich, die ganze übrige Christenheit nennt Ostern das Paschafest. Auch das Wort Charwoche ist altdeutschen Ursprunges. Kara, die Sorge ist gothisch; Karon heißt: sich kümmern; mittelhochdeutsch heißt noch kar die Klage und karontar soviel als: Tag der Todtenklage. Die Ausdrücke Charfreitag und Charwoche kommen nur im Deutschen vor; selbst im Englischen sagt man: gute Woche und guter Freitag statt Charwoche und Charfreitag.

aus der Stube, wird aber dabei von den Gesellen zur Thür hinausgepeitscht, denn der Winter ist vorüber und der wachsende Tag spendet hinlänglich Licht. An diesem Tage wurde früher auch ein anderes Bild des Winters, der Judas ausgepeitscht. Bis in die neueste Zeit war es Sitte, daß an diesem Tage der Thürmer einen auf ein Brett gemalten Judas vom Thurme herabwarf. Die unten harrende Knabenschaar bemächtigte sich sodann des Bildnisses, riß es in Stücke und schleppte diese unter Johlen und Schreien in den nahen Bach. Der Brauch ist seit einigen Jahren abgeschafft.

Am grünen Donnerstag wird auf dem Iglauer Marktplatz Honig feilgeboten und jede Familie kauft solchen ein. Der Honig wird nebst frischer Butter auf ein eigens geformtes Gebäck, das sogenannte Judasl, gestrichen und hilft gegen Halsweh.*) Beim Gloria, das der Priester trotz der Trauer anstimmt, um der Freude über die Einsetzung des Liebesmahles durch Christus Ausdruck zu geben, läuten zum letztenmale die Glocken. Diese gehen dann nach Rom und bekommen vom Papste neuerdings die Weihe.

Der Charfreitag ist der düsterste Tag des ganzen Jahres. In der Kirche herrscht die tiefste Trauer und dem Volke ist er geradezu unheimlich. An diesem Tage soll man vor Sonnenaufgang nackt in fließendes Wasser gehen oder sich wenigstens darin waschen; man verscheucht dadurch jeglichen Ausschlag.

Abends zwischen 11 und 12 soll der Bauer nackt um sein Haus gehen und, einen Spruch sprechend, dreimal mit einem Schlägel auf die Thürschwelle schlagen. Er reinigt dadurch das Haus von Mäusen und Ratten. Der Charfreitag ist ein besonderer Zaubertag. Was man an diesem Tage findet, darf man beileibe nicht aufheben, es könnte verzaubert sein und dem Finder Schaden bringen. Wurde einem während des Jahres etwas

*) An diesem Tage baut der Bauer Erbsen und Fisolen. Vielleicht ist dies eine Erinnerung an die grünen Kräuter, welche die Juden und ersten Christen zum Ostermahle aßen und von denen wohl der Name des Tages stammt.

gestohlen, so läßt man „das Sieb laufen" und kann erfahren, wer das Gestohlene besitzt. Man legt ein Sieb auf die flache Hand und sagt einen Spruch, in dem der Name des vermeintlichen Diebes vorkommt. Fängt nun das Sieb beim Aussprechen des Namens der gedachten Person sich zu bewegen an, so hat dieselbe zweifellos den vermißten Gegenstand gestohlen. An diesem Trauertage darf der Bauer nicht ackern, er würde dadurch Christi Grabesruhe stören. Anbauen darf er nur Flachs, weil Judas, als er sich erhängte, den Flachs streckte.

Schlägt man vor Sonnenaufgang dreimal mit einem Dreschflegel kreuzweise über einen Moltwurfhaufen (Maulwurfhaufen), so kann an dieser Stelle der Maulwurf die Erde nicht mehr aufwerfen.

Wirft man dem Hunde dreimal ein Stückchen Brot mit Knoblauch zum Fenster hinaus, fürchtet sich dieser selbst vor dem Teufel nicht mehr. Am Charfreitag darf den Bettlern kein Almosen gegeben und weder etwas verkauft noch verborgt werden, weil Jemand mit dem, was er erhalten, hexen könnte.

Auch das Thaustreichen kommt am Charfreitag vor. Die neidische Bäuerin streift früh Morgens den Thau der fremden Wiese auf ein Tuch und schüttelt ihn dann auf der eigenen Wiese aus oder mischt ihn dem Viehfutter bei. Sie meint hiermit die Fruchtbarkeit und Nährkraft der fremden Wiese sich zugewendet zu haben.*)

Selbst Gebete im Freien kommen vor.

Am Charsamstage weiht der Priester das neue Feuer, worin dann die Ueberreste der heiligen Oele verbrannt werden.**)

*) Der Thau galt ursprünglich wohl auch deßwegen für fruchtbar, weil die Elben auf den Wiesen in Gesellschaft mit Frau Holda Tänze aufführten und ihre Spur im Thau zurückließen. Schon die Hexen heißen Thaustreicherinnen (Daustrickers).

**) Daß die Kirche dabei einen „uralten heidnischen Gebrauch" in ihren Dienst gestellt, geht schon daraus hervor, daß das Feuer außerhalb der Kirche aus einem Steine geschlagen wird und beim Volke, das seines strahlenden Sonnengottes vergessen, Judasfeuer heißt. Aber trotz des Namens wohnt dem Feuer eine segenbringende Kraft inne und noch immer

Dem jungen Ochsen bindet der Bauer ein Stückchen Kohle an der Stirn auf das Joch, denn dadurch lernt er das Ziehen leichter. Beim Gloria, das die Kirche jetzt schon am Samstage vom messelesenden Priester anstimmen läßt, während früher die Auferstehungsfeier in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag stattfand, läuten zum erstenmal wieder die von Rom zurückgekehrten Glocken. Während des Läutens wird in den Häusern ausgekehrt, weil man dadurch das Haus von Ungeziefer reinigt. Die Knechte und Mägde unterlassen es nicht, aus demselben Grunde die Betten auszuklopfen.

Der Ostersonntag gilt wohl als der heiligste Tag des ganzen Jahres. An diesem Tage soll man, wenn es anders möglich ist, neue Kleider anziehen. Junge Leute pflegen früh aufzustehen, um die Sonne zu erwarten, denn am Osterheiligentage macht sie beim Aufgehen drei Freudensprünge und wandelt erst dann wieder ruhig ihre Bahn.

In früherer Zeit gab es noch mehrere Volksspiele für Ostern, die leider meist in Vergessenheit gerathen sind.

Ostern wird aber erst zu dem, was es ist, durch das Osterei, denn durch dies wird es zu einem Feste der Kinder und der Liebenden, welche an alten Bräuchen treuer festhalten als andere Leute. Das Ei wurde einst nebst Blumen und Kuchen der Frühlingsgöttin Ostara als Opfer dargebracht und die Kirche weiht, dem heidnischen Brauch Rechnung tragend, noch immer am Ostersonntag Eier und Brot. Der Kirche gilt nämlich das Ei als ein Bild der Grabesruhe Christi und der Auferstehung.

Daß aber das Osterei in allen germanischen Gauen eine bedeutsame Rolle spielte, geht daraus hervor, daß im Altnordischen der ganze Ostermonat Eygtid, Eierzeit heißt. Das Ei galt wie die Eier legende Henne als Sinnbild der Fruchtbarkeit und war deswegen der Ostara heilig. Heute noch finden sich bei uns Spuren dieser Anschauung. Die Bauern legen, wenn sonst

---

raufen sich die Leute um die Kohle; diese legt der Bauer unter das Dach und sichert dadurch das Haus vor Blitz und Feuersbrunst. Dadurch erweist sich das Judasfeuer untrüglich als Donarfeuer, denn Donar und später St. Donatus waren Blitzabwehrer.

kein Mittel fruchtet, Eier vor die Stallthür, damit die Kühe darauf treten und erhoffen davon für diese Fruchtbarkeit. Wenn der Hirt zum erstenmale die Heerde austreibt, verzehrt er die Eier, welche er am krummen Mittwoch gesammelt und verscharrt die Schalen am Weideplatz, weil er glaubt, daß ihm in Folge dessen kein Stück der ihm anvertrauten Heerde verloren gehen werde. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die alten Deutschen Hahn und Henne, die ihnen heilig waren, nicht aßen. Selbst die Hunnen scheuten den Hahn, den sich die Mönche von Sct. Gallen, einem alten Brauche folgend, als Wächter auf ihren Klosterthurm gesetzt, weil sie ihn für einen Gott hielten.

Aber auch der Osterkuchen muß eine ähnliche Bedeutung gehabt haben. In Tirol ist es noch Sitte, zu Ostern den Pathenkindern ein Weißbrod in Form einer Henne zu schenken. In Mähren wie in Nieder-Oesterreich gelang es der Kirche, als Erinnerung an das Osterlamm ein Lämmlein unterzusetzen. In vielen Gegenden Deutschlands aber tritt das Osterbrot in Gestalt eines Hasen auf, der wohl wie die Henne selbst ein Bild der Fruchtbarkeit war. Auch von dieser Anschauung finden sich in Iglau noch Reste. Die Bäuerinnen mischen nämlich Hasenlorbeer (Losung), den sie am Charfreitag gesammelt, unter das Hühnerfutter, damit die Hennen das Jahr hindurch fleißig Eier legen. Hase und Henne sind somit in gleicher Weise das Bild der Fruchtbarkeit. Doch es erscheinen manchenorts die beiden sonderbarerweise vertauscht worden zu sein. Wenn also in manchen Gegenden Deutschlands die Kinder vor Ostern singen:

O Osterhas, o Osterhas,
Leg' deine Eier bald ins Gras,

so gilt dies eigentlich der Henne, die in Vergessenheit gerieth.*)

Doch sei dem wie ihm wolle, das Osterei behält seine Bedeutung für Kinder und Liebende. Am Ostermontag gehen die

*) Diese Erklärung des Herrn Professors Piger kommt mir wahrscheinlicher vor als die in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" von Kleinpaul gebotene, wonach in Folge einer willkürlichen Veränderung aus Ostaras Ei ein Osterhas-Ei geworden wäre.

Knaben mit Weidenruthen zu den Mädchen und heischen von diesen unter scherzhaften Schlägen ein Osterei, indem sie ihnen zurufen: Schmeck' Ostern!

Am Vormittag des Ostermontages findet auf dem Iglauer Stadtplatz das Eierstutzen statt, ein Spiel, das man weiter im Süden Eierpecken nennt und wohl allgemein bekannt ist.

Die erwachsenen Burschen sammeln ihre Eier in der Nacht vom Ostersonntag auf den Ostermontag vor den Fenstern ihrer Geliebten. Von mehreren Musikanten begleitet, ziehen sie von Haus zu Haus, klopfen an die Fenster der Mädchen und verlangen Ostereier. Die Eier werden in eine große Schüssel gelegt und dann von den Burschen gemeinsam gegessen. Es ist dies der Lohn für fleißiges Tanzen im Fasching. Dem Geliebten gibt das Mädchen noch besonders Eier, die es mit einem rothen Seidentüchlein umhüllt, denn Roth ist die Farbe der Liebe. Der Geliebte kauft ihr dann dafür bei Kirchfahrten ein Herz aus Lebkuchen. Die Eier, die für den Liebhaber bestimmt sind, werden roth oder gelb gefärbt und mit verschiedenen Malereien und Verzierungen versehen. Die erste Rolle spielt natürlich das Herz. Und da die Landleute die Deutlichkeit lieben, steht häufig in der Mitte desselben das Wort „Liebe“. Das Herz wächst aus einer Blume hervor, es befindet sich zwischen zwei sich schnäbelnden Täubchen, es liegt in einem Wägelchen und soll wohl dem Geliebten zugeführt werden. Auch zwei Herzen sind bei einander abgebildet und da steht darunter der Spruch:

Zwei Herzen, die sich lieben,
Sollen eins das andere nicht betrüben.

Neben dem Herzen weist das Ei noch Blumenverzierungen auf. Immer sind es Frühligsblumen, die darauf gemalt sind, das Märzenbecherl (Schneeglöckchen), Gänseblümchen und vor Allem das Vergißmeinnicht. Von Thieren zieren das Ei die liebliche Taube, der treue Hund und das stolze Pferd. Letzteres ist auch zu zweien oder vieren an einen Wagen gespannt und darunter steht:

Ich wünsche dir den Himmel,
Einen Wagen und vier Schimmel,

Ein Mädchen mit achtzehn Jahren;
Kannst mit ihr spazieren fahren.

Am liebsten möchte wohl das Eier spendende Mädchen selbst im Wagen sitzen.

In solchen Sprüchen kann das Mädchen wie der Bursche im Buhlerliede (Schnaderhüpfel), weil die Form eine hergebrachte und durch uralte Sitte geheiligte ist, die geheimsten Herzenswünsche künden, die sie sonst in Folge der mädchenhaften Schüchternheit und bäuerlichen Lebensanschauungen auch nur anzudeuten sich niemals getrauen würde. Das gebrechliche Ei ist eine Liebesbotschaft, die alle Zweifel beseitigt, Verhältnisse knüpft und löst. Das Osterei wird daher auch von der Bauerstochter wie von der Dirn (Magd) in der heimlichen Truhe als kostbarster Schatz aufbewahrt. Die Sprüche sind meist hochdeutsch.

Hier einige Proben.

Nicht selten steht das Ei in irgend welcher Beziehung zu den Sprüchen. Rührend einfach ist der Spruch:

Das Ei zerbricht, — die Liebe nicht.

Das Ei erinnert an die Geliebte:

Bin ich auch nicht persönlich da,
So ist doch meine Gabe da.

Das Ei wird beneidet:

Zum Liebchen schickt man mich,
O, wär so glücklich ich!

Herz und Hand sollen Gegengabe sein:

Reich du dafür mir Herz und Hand
Zum ewig treuen Ehestand.

Liebeserklärungen sind folgende zwei Sprüche:

Das Ei ist ganz schön roth,
Ich liebe dich bis in den Tod.

Ich liebe dich aus lauter Lieb' und Treu',
Drum schenk' ich dir das Osterei.

Liebe wiederum heischt dieser Spruch:

Auf diesem Ei steht geschrieben,
Daß du mich sollst aufrichtig lieben;
Denn wer recht treu von Herzen liebt,
Der macht kein gutes Herz betrübt.

Ist die Gabe auch klein, so wird doch Größeres nicht versagt:

Was kann ich meinem Freunde wohl geben,
Das seinem Herzen Freude macht?
Wie gerne gäb' ich ihm mein ganzes Leben,
Ich hab's schon längst ihm zugedacht.

Den Erzürnten soll das Osterei versöhnen:

Einen guten Morgen wünsch' ich dir.
Ein Osterei schenk ich dir:
Hab' ich dich in Zorn gebracht,
So hat 's die Lieb gemacht.

Auch unwillkommene Botschaft bringt das Ei:

Liebstes Schätzchen, ich laß' dich schön grüßen;
Ich laß' mich nicht betrügen,
Sonst muß ich rumpeln mit der Wiegen.

Aber auch andere Sprüche, die nicht unmittelbar mit dem Ei zu thun haben, gibt es vielerlei.

Einen alten Gedanken bringt folgender Spruch:

Mei Herz ist treu,
Liegt a Schlüssel dabei,
Und a anziger Bua,
Hat den Schlüssel dazua.

Ein anderesmal ist der Gedanke einem Kindergebete entlehnt:

Mei Herz ist klein,
Kann Niemand hinein,
Als Gott und mein Geliebter allein.

Der Geliebte ist für das Mädchen das Süßeste:

Marzipan und Zuckerlein,
Mein Schatz ist wie ein Engelein.

Eie andere will durch Süßigkeiten den Schatz erst gewinnen:

Lieber Anton, holder Engel,
Marzipan nnd Zuckerstengel,
Nur mit diesen süßen Brocken
Will ich dich zur Liebe locken.

Nichts hat Bestand als die Liebe:

Die Rosen verwelken,
Die Blätter fallen ab;
Uns're Liebe bleibt beständig
Bis in das kühle Grab.

Dasselbe, aber einfacher, drückt dieser Spruch aus:

Felsenstein und Eisen bricht,
Aber uns're Liebe nicht.

Nur Einer gefällt:

O, wie viel Tausend Menschen gibt es in der Welt,
Aber es ist nur Einer, der mir gefällt.

Ohne zu genießen, ist die Liebe eitel Pein:

Jagen und nicht schießen,
Lieben und nicht genießen,
Das mag selbst den Teufel in der Hölle verdrießen.

Viel verlangt, selbst gegenüber einem Bauernburschen, folgender Spruch:

Liebst du mich, so wie ich,
Glaub' du mir, du heirath'st mich.

Der Hochzeit steht ja kein Hinderniß im Wege:

Ich bin dein, du bist mein,
Alle Tag' kann Hochzeit sein.

Gibt es ja nichts Schöneres auf Erden, als zwei Herzen, die sich treu lieben:

Keine Rosen, keine Nelken,
Blühen so schön,
Als wenn zwei verliebte Herzen
Bei einander thun steh'n.

Die Liebe ist aber auch das Stärkste auf der Welt:

Das Feuer brennt so sehr,
Uns're Liebe noch viel mehr.
Das Feuer kann man löschen,
Die Liebe nicht vergessen.

Nichts kann Liebende scheiden:

Dornen stechen, Nesseln brennen,
Uns're Liebe kann man nicht zertrennen.

Manchmal jedoch heißt es scheiden, vielleicht für immer:

Bei den drei Bäumen,
Dort werden wir scheiden,
Scheiden auf immer,
Wir sehen uns nimmer.

Ist der Geliebte nicht da, wird ihm das Ei nachgeschickt oder für ihn aufgehoben. So ist folgender Spruch für den abwesenden Burschen bestimmt:

Mein Schatz ist ein Soldat, ein Hulan,
Er ist in Ungarn, i thua um ihn wán.

Weniger betrübt lautet ein anderer:

Mein Schatz ist Soldat,
Der an Sabel hat;
Er ist Infanterist,
Der in Czaslau und nicht bei mir ist.

Das Ei ladet auch zum Stelldichein:

Hinten in dem Garten,
Da werden wir uns warten,
Dort werden wir uns küssen,
Niemand darf es wissen.

Mancher gefällt blos ein kecker Bursche:

Johann, wenn du mich willst lieben,
So mußt du den Hut auf die Seite schieben,
Die Haare müssen geschneckelt sein,
Dann gehörst du mein.

Eine andere liebt wieder Bescheidenheit:

Du sanftes, treues Blut,
Ich bin dir so herzlich gut.

Das Schönste ist doch der Liebe Glück:

Mein Herz liegt wie in grüner Au,
Mein Schatz ist in Iglau,
Hauet Fleisch, macht seinen Diener gern,
Einen solchen Fleischer hab' ich gern.

Dasselbe aber einfacher, besagt dieser Spruch:

Wer ist so glücklich als wie ich,
Denn mein Johann liebet mich.

Das größte Leid jedoch ist unbefriedigte Liebe:

Lieben und nicht haben,
Ist härter als Felsen graben.
Lieber will ich graben Stein,
Als die Liebe lassen sein.

Ausnahmsweise gibt auch der junge Bauer seiner Bäuerin ein Osterei. Es handeln aber von der Ehe blos zwei Sprüche, denn auch im bäuerlichen Leben endet die Poesie mit der Trauung.

Der eine der Sprüche drückt Zufriedenheit aus:

Ehre, Treu' und Redlichkeit,
Ein weiches Bett, ein junges Weib,
Zwei schöne Kinder und viel Geld,
Wer dies hat und es behält,
Das ist das Beste auf der Welt.

Der andere besagt einfach:

Ich habe dich zum Zeitvertreib,
Du mein allerliebstes Weib.

Das Lied in der Iglauer Sprachinsel.

Nicht mit Unrecht sagt Professor Franz Piger, der feinsinnige Beobachter des deutschen Volkslebens in der Iglauer Gegend, indem er die Schnadahüpfel der Sprachinsel bespricht, die ganze Fülle deutschen Volkslebens in Böhmen und Mähren sei bis in die neueste Zeit unbekannt geblieben, aber auch deshalb von Verzerrung und falscher Idealisirung frei geblieben. Für die Iglauer Sprachinsel gilt dieser Ausspruch in erster Linie und

vorzugsweise. Denn während von den übrigen Sitzen des deutschen Volksthums, vom Kuhländchen, wie vom Schönhengst, vom Teßthale und von dem Römerstadter Plateau ab und zu durch verschiedene Schriftsteller in Zeitschriften und selbstständigen Werkchen Kunde gebracht wurde, blieb es Herrn Professor Piger allein vorbehalten, die Schätze des deutschen Volksthums der Iglauer Sprachinsel u. zw. erst in den letzten Jahren zu heben. Er hat sie in äußerst ansprechender Fassung in einer längeren Reihe von Artikeln der „Deutschen Zeitung" vorgeführt und die Benützung derselben für die Zwecke dieses Buches freundlichst gestattet.

Aus seinen Mittheilungen geht hervor, daß das Volkslied in und um Iglau sorgfältiger als anderswo gepflegt wird, daß in den Dörfern der Sprachinsel noch überall deutsche Weisen erklingen. Christliche Lieder gibt es im Fülle. Das weltliche Lied, das der Hirt auf der Weide, die Magd im Stalle und die Burschen im Wirthshause singen, mußte sich das Volk selbst schaffen, insofern es dasselbe nicht schon aus der deutschen Heimat mitgebracht. Man darf also wohl annehmen, daß ein Theil der hier gebräuchlichen Volkslieder an Ort und Stelle selbst entstanden ist; ein großer Theil ist aber gewiß aus der Ferne in in die Heimath gekommen. Es ist ganz interessant, zu beobachten, wie alle deutschen Städte und Lande, welche Handwerksburschen durchzogen, in denen die einheimischen Krieger in Garnison gelegen, dazu beisteuern, dem darbenden rings von der Slavisirung bedrohtem Volksthume Nahrung zuzuführen.

Das Schnaderhüpfel z. B., das Viele für unzertrennlich von den österreichischen und tirolischen Bergen halten, wird in der Iglauer Sprachinsel ebenfalls mit besonderer Vorliebe gepflegt. Gewiß stellt die Pflege desselben einen Culturzusammenhang zwischen dem Iglauer Volksstamme und dem Süden her, aber andererseits ist doch nicht zu verkennen, daß ein großer Theil dieser mitunter sehr witzigen Volksliteratur auf selbstständiges Schaffen deutet. Darauf weist schon der Name hin. Man nennt diese kleinen, durchwegs aus einer vierzeiligen Strophe bestehenden Liedchen ganz einfach Buhlerlieder, weil sie, was ja

allerwärts der Fall ist, wo die Volksdichtung derartige Kindlein des Augenblicks hervorbringt, zumeist der Liebe Leid und Freud' zum Gegenstande haben. Ich bringe im Nachstehenden einen Theil dieser Lieder, welche zu Hunderten und Hunderten über die ganze Sprachinsel verbreitet sind, nach Professor Piger zur Wiedergabe und folge dem genannten Autor auch in der Andeutung der Art und Weise, wie dieselben unter gewöhnlichen Umständen zu entstehen pflegen.

In dem Gasthause eines Dörfchens in der Nähe der Stadt ist Tanzmusik. Die Gesellschaft ist heute gemischt. Nebst den Burschen und „Dirndeln" vom Lande haben sich auch Handwerker der Stadt, besonders Maurer und Zimmerleute, die durchwegs aus der ländlichen Bevölkerung hervorgehen, mit ihren Mädchen eingefunden und füllen die Stube. Die Burschen haben sich's bequem gemacht, ihre Leibeln (Blousen) hängen an der Wand und sie stehen tanzbereit da in hohen Stiefeln und Lederhosen. Die Mädchen tragen eine Unmaße von kurzen Röcken und gleichen wandelnden Glocken, aus denen zwei dralle Waden, in rothe Strümpfe gehüllt, neckisch hervorschauen. Das rothe, gelbgeblümte, künstlich geschlungene Kopftuch baumelt weit über den Nacken herunter. Den Spenser haben sie zu Hause gelassen und die weißen Hemdärmel und die weite Halskrause duften vor Frische. Die vier Musikanten, der Klarfiedler, der Secundspieler, der Grobfiedler und der Baßmann, haben auf einer Erhöhung Platz genommen und stimmen ihre Instrumente. Da tritt ein stämmiger Bauernbursche vor, dem das Warten schon zu lange geworden, und beginnt halb singend, halb recitirend:

Musikanten spielt's auf,
Laßt d' Saten klingen;
Mei Dirnal steht drauß',
Will mir 's eini bringen.

Aber nicht Alle schließen sich ihm an; besonders die Iglauer wollen sich nicht von den vollen Gläsern und Krügen trennen. Gar übel wird ihnen dies von den tanzlustigen Bauernmädchen

ausgelegt, die sich die Iglauer Burschen ganz anders vorgestellt. Eine besonders schnippische „Dirn" läßt sich daher also vernehmen:

Die Iglauer Burschen,
Die stehen im Eck
Und kinnan nix tanzen
Wie d' Erdäppelsäck.

Grob klingt es, was die Iglauer als Grund ihrer Lässigkeit anführen:

Die bäu'rischen Madlan,
Die glauben, sie sei'n fein;
Sie drah'n die Haar
Mit der Mistgabel ein.

Und trutziglich tönt es zurück:

Die Iglauer Burschen,
Die mán, sie sei'n schön;
Sie thun a wengg schickeln (schielen)
Und kraschinggat (schiefbeinig) geh'n.

Jetzt mischen sich die Bauernburschen ein. Sie möchten gerne mit den Iglauerinnen tanzen, es aber mit den bäuerischen „Dirndeln" nicht verderben. Wenig einladend lautet ihr Gesang:

Die Blätter sein grün,
Die Rosen sein roth:
Die Iglauer Madlan
Sein gut für die Noth.

Daß dies als Einlenken zu gelten habe, verstehen die Mädchen gleich. Den städtischen „Madeln" und den bäurischen „Dirndeln" dauert es schon allzulange. Sie werfen daher den Burschen vor, was sie wohl am wenigsten, sie aber gewiß zum sofortigen Beginnen anspornen muß — Schüchternheit:

In Wald bin i ganga,
Hon Petersill baut;
Der schlechteste Bua,
Der si' zum Madl nit traut.

War dieser Vorwurf ungerecht, so ist es nicht weniger der, den jetzt die Burschen als Erwiderung vorbringen:

Der Wald ist so finster,
Das macht das Holz:
Mei' Dirndl ist harb auf mi',
Das macht der Stolz.

Das war zu viel. Stolz sollten sie sein, sie, die schon stundenlang auf den Beginn des Tanzes gewartet. Ein Glück ist es nur, daß die vier Musikanten ihre Werkzeuge bereits gestimmt, die sich nun gellend, schreiend und brummend hören lassen. Doch wer den ersten Schritt der Annäherung gethan, wüßte wohl Niemand zu sagen. Mädchen und Burschen liegen sich im Augenblicke in den Armen.

Noch weiß man jedoch die Leidenschaft in Schranken zu halten. Es wird daher zuerst „bäurisch" getanzt. Es ist dies ein Tanz, der noch langsamer ist als der Landler, aber in seinen schwerfälligen Tacten dem behäbigen, bedächtigen Wesen des Bauers völlig entspricht. Damit man bequem trinken und rasten kann, wird dieser Tanz sogar unterbrochen und beginnt erst nach etwa einer Viertelstunde von neuem. Aber auch das bäuerliche Blut kommt mit der Zeit etwas in Wallung und es geht der „Bäurische" regelmäßig in den „Hupperischen" über, dessen Schluß der „Hatschóh" bildet. Die Paare ordnen sich nämlich am Ende des Tanzes in einen Kreis und rufen laut: „Hatschóh!" In schnellerem Zeitmaße als der „Bäurische" ist der „Deutsche" gehalten. Oft ist auch schon als dritter Tanz die Polka eingesetzt, die früher unbekannt war. Hierauf beginnt „das Tuschen" in der Stimmung, die dem Entstehen der Stegreifliedchen nur günstig sein kann. Burschen und Mädchen bilden zwei Kreise, die Ersteren

die Letzteren einschließend. Einzelne Burschen halten große Blechkannen in den Händen; wer zahlt, dem gilt der Tusch. Die Mädchen drehen sich, während die Musikanten tuschen, nach links, die Burschen nach rechts. Ist die Bewegung zum Stehen gelangt, so reicht derjenige, der tuschen läßt, einem der Mädchen oder Burschen im Ringe den Krug, und diese haben dann irgend ein Buhlerlied zu singen. Dies wiederholt sich so oft, bis alle wohlhabenderen Bauernsöhne zum Tusche und die Musikanten zu ihrem Gelde gelangt sind. Die geheimsten Regungen des Herzens werden hier laut gekündet, es versteht die Worte ja doch nur eine Person so recht zu deuten und zu beziehen.

Da meint Eine, gerade ihr habe vorhin ihr „Bua" Stolz vorgeworfen und sie kann es nicht unterlassen, sich ihm gegenüber noch eigends zu entschuldigen:

Wenn i a finster schau,
Harb bin i ni;
Dös ist schon mei alter Brauch,
Waßt es denn ni?

Eine Andere hat die kleine Neckerei völlig vergessen. Ihre Gedanken weilen in der Zukunft. Ein gar freundliches Bild schwebt ihr vor an der Seite ihres Gärtners, der doch einmal sie als Gärtnerin heimführen wird:

Mei Schatz ist a Gärtner
Und a Gärtnerin will i sein;
Der pflanzt mir a Nagerl
Ins Herzerl herein.

Hierauf eine gleicherweise Beglückte:

Mei Schatz ist a Bäck
Und a Bäck muß er sein;
Er backt mir a Kranzerl
Und Weinbeerl drein.

Zwei Liebende stellen sich die nahe Heirat in Aussicht. So singt der Bursche:

Zwa schwarzbraune Oechsle
Und a plotschete (mit einer Bläſſe gezeichnete) Kuah,
Die gibt mir mei Voter,
Wenn i heiraten thua.

Sodann das Dirndl:

Dort oben am Bergla,
Da steht a schön's Haus;
Da führt mei Voter
Den Kammerwagen (Brautwagen) 'raus.

Der Schatz wird aber vom Schicksale eigends auserkoren:

Drei schneeweiße Täubla
Fliegen über mei Haus:
Der Schatz, der mir b'stimmt,
Bleibt mir nit aus.

Die Verlassene tröstet der treulose Liebhaber folgendermaßen:

Und du darfst ja nit wán (weinen),
Darfst nit a so thuan,
Du bist a schön's Mad'l,
Kriegst glei wieder an.

Ein Bursche will seine Liebschaft aufgeben und singt:

Zu dir bin i ganga.
Bei dir hot's mi g'freit;
Zu dir geh' i nimmer,
Der Weg ist mir z' weit.

Damit ja kein Mißverständnis aufkommen kann, setzt er hinzu:

Es wär mir nit z' weit,
Er wär mir nit z' schlecht;

Du schwarzaugats Dirndl,
Du bist mir nit recht.

Die Liebschaft kann man auch so kündigen:

Aus ist's mit mir,
Mei Haus hat ka Thür,
Mei Thür hat ka G'schloß,
Von mei Schatz bin i los.

Wieder dasselbe, aber in schier roher Weise, besagt folgender Vierzeiliger:

Mei Mensch hat mir die Liab aufg'sagt,
I hab mir nix draus g'macht;
Sie fing zu weinen an,
I hab' drauf g'lacht.

Ein Unbeständiger singt:

Zwa Vögerl am Dach,
Zwa an der Planken,
Daß i mein' Schatz treu bleib,
Ist ka Gedanken.

Aber auch der Bursche kann in die Lage kommen, über Treulosigkeit zu klagen:

Mei Gfeifla (Pfeiflein) ist z'brocha,
Schreit nimmer Dudeldeh;
Mei Schatz hat an Andern,
Mei Herz thut mir weh.

Sogar Weltschmerz kann man hören, wenn er auch sonst dem bäuerlichen Wesen fremd und auch nicht gar ernst gemeint ist. Kindlich genug weiß er sich zu äußern:

I schmeiß mei Huat in Bach,
Dann spring i selber nach,

Wenn mi mei' schwarzaugats
Dirndal nit mag.

Ein Glücklicher singt:

J hab a fei's Sträusal
Aus lauter Margran (Majoran),
J stell mir's an's Fenster
Schau's alleweil an.

Ein Ungeduldiger läßt sich darauf also vernehmen:

Was nützt mir mei Sträusal,
Wann i 's nit kann tragen?
Was nützt mir mei Schotzal,
Wann i 's nit kann haben?

Wieder ein Anderer preist der Liebsten Augen:

Schwarz wie die Kerschen,
Dös könnt's mir glauben,
Sein meinem Dierndla
Ihre lieb'n Augen.

Ein Nebenbuhler wird derart zurückgewiesen:

Geberg und gethal (bergauf und bergab)
Zwa Rösserl im Stall,
Zwa Buab'n für a Madl,
Sei z'viel af amal.

Wohl eine Entschuldigung soll folgendes Buhlerlied sein:

Ich hab's nit so schlimm g'mant (gemeint)
J hab's Leiterl ang' lahnt.
Bin aufikrochen
Und hon's Fensterl z'brochen.

Auch bäuerliches Selbstbewußtsein macht sich breit. So singt ein etwa anwesender Hochdörfer:

Hochdörfer sein wir
Und a Geld haben wir a;
A schön's schwarzaugats Dierndl
Dös lieben wir a.

Mit einem steierischen verwandt, aber fast rhythmischer ist dies Schnaderhüpfel:

Dierndal schau, schau, wia's regnan thuat!
Dierndal schau, schau, wia's gießan thuat!
Dierndal schau, schau, wia's Wasser vom Dach abischiaßt!

Im Gegensatze zu diesem leidenschaftslosen Buhlerlied jauchzt ein Bursche auf:

Und wenn's drunter und drüber geht,
Hab' i mei Freud,
Und wenn's Madl schön tanzen kann,
Krieg i a Schneid.

Er hat auch triftige Gründe, lustig zu sein:

Und 's Dierndal ist winzig klan
Und a so jung,
Da muß der Bua lustig sein,
Sunst kommt er d'rum.

Daher gilt auch als Grundsatz: Je mehr Schuhe d'rauf gehen, desto besser.

Denn:

A lustiger Bua
Braucht oft a Paar Schuah,
Und a trauriger Narr
Braucht selten a Paar.

Aller Dinge Preis zählt folgendes Buhlerlied auf:

Vom Spielhahn die Federn,
Vom Hirscherl die G'weih,

Vom Diierndal die Lieb',
Und vom Bübal die Treu.

Schrum, Schrum! Aus ist's für diesmal, bis wieder mit dem „Bäurischen" begonnen wird. Die Burschen suchen ihre Bierkannen auf, die Mädchen schaaren sich unter Kichern zusammen. Da ruft einer abseits von einer langen Bank her: „An Krug Bier!" Und damit die Wirthin gleich weiß, daß er erst zahlen wird, wenn er den Jahreslohn bekommt, singt er ihr nach:

Frau Wirthin schreibt's auf
Schreibt's ober die Thür,
Daß alle Leut' wissen,
Daß i liederli wür.

Mit dem Bier gehen die Burschen nicht gar sparsam um; der dritte Theil wird regelmäßig verschüttet. Es scheint jedoch, als geschehe dies nicht so sehr aus Uebermuth, wie um des Staubes wenigstens auf kurze Zeit ledig zu werden.

Da geht der Herr Pfarrer vorbei. Der ist sonst den Burschen der Inbegriff der Glückseligkeit, doch heute möchten sie nicht mit ihm tauschen. Schier gotteslästerlich klingt es zum Fenster hinaus:

Wenn 's Wirthshaus a Kirchen wär',
's Dirndl an Altar,
Da möcht' i wohl Pfarrer sei
Sieben oder acht Jahr.

Doch:

Weil d' Kirchen ka Wirthshaus ist,
's Dirndl kan Altar,
So will i ka Pfarrer sei
Ka Vierteljahr.

Das Tanzvergnügen dauert mehrere Tage. Vormittags sind die Burschen am zweiten und dritten Tage wohl schläfrig und rühren sich selten von der Wirthshausbank, aber am Nachmit-

tage, wenn die Mädchen wieder erscheinen, merkt man davon nichts.

Schließlich müssen aber doch Alle ihre Dörfchen und Gehöfte wieder aufsuchen. Man ordnet sich zum Scheiden. Liebesverhältnisse haben sich gebildet oder wurden enger geknüpft. Einzelne mögen aus irgend einem Grunde keine Liebste haben.

Da singt wenigstens Einer:

A Wies' ohne Blumen,
Die steht nit gar schön;
A Bua ohne Dierndal
Muß trauri ham geh'n.

Bei Manchen sind die Verhältnisse derart, daß keine baldige Hochzeit zu erwarten ist. Sie scheiden besonders schwer:

Drei Enten in dem See,
Drei Rosen in dem Garten,
Die Liebe muß warten,
Ach, scheiden thut weh.

Mancher wandert für längere Zeit aus der Heimat. Das Dierndl braucht deswegen nicht zu verzagen:

Treu bin i, treu bleib i,
Treu hab i den Sinn,
Treu bleib' i mein Schatzerl
In Frankfurt und Wien.

Hofft das Mädchen auch auf eine glückliche Zukunft, das „Bübal" geht ihm dennoch ab:

Was nützt mir mei Grasen
Wann d' Sichel nit schneidt;
Was nützt mir mei Bübal,
Wann's bei mir nit bleibt.

Unterdessen haben sich die Paare geordnet und die vier Musikanten sich an die Spitze des Zuges gestellt, um zum Kehraus zu blasen. Unter wehmuthsvollen Klängen verläßt man das Wirthshaus und zieht durch das Dorf. Die Einheimischen begleiten die Fremden bis zur Dorfgrenze. In einem Liede nimmt man von einander Abschied. Die Worte dieses Liedes besagen, daß man es bedauere, nun scheiden zu müssen; man danke für die genossene Unterhaltung und bitte, jeglichen Groll, der etwa entstanden, zu vergessen und allen Beleidigungen Verzeihung angedeihen zu lassen.

Derart wird eine Tanzunterhaltung abgehalten und jedesmal erstehen noch immer neue Buhlerlieder. Gefallen sie, so werden sie dem nachkommenden Geschlechte überliefert und so der Vergessenheit entrückt.

Aus der Wischauer Sprachinsel.

Von Mährens Hauptstadt Brünn führt die Kaiserstaße, — so genannt, weil Kaiser Karl VI. sie 1728 hat anlegen lassen, — nach Olmütz und von da über Schlesien nach Polen. Diese prachtvolle, nun freilich ganz vereinsamte Reichsstraße ist von mächtigen Eichen und Rüstern umsäumt, hat eine wechselnde Breite von 7—9 m. und war ganz dazu geschaffen, den großen Marktverkehr zwischen Süd, Nord und Nordosten zu vermitteln. Nach mehrstündigem Wandern gelangen wir nach Slawikowitz, einem Dörfchen, das durch Kaiser Josef II. so berühmt geworden ist. Gleich neben der Straße steht ein gußeisernes Denkmal zur bleibenden Erinnerung an die hohe Achtung des Kaisers vor dem Bauernstande; denn auf dem Acker, wo es steht, zog Josef II. eine Furche.

Der denkwürdige Pflug wird heute noch im Franzensmuseum zu Brünn gezeigt. Ganz nahe von Slawikowitz liegt Neu-Raußnitz, einst ein gar lebhafter Marktflecken. Zur Zeit, als das Landfuhrwerk noch im Schwunge war, standen hier Wagen an Wagen gereiht, in den Stallungen eines einzigen Einkehrgasthauses waren oft 100 und mehr Pferde untergebracht. Heute ist alles leer und öde; statt der wohlhabenden Frachtfuhrleute findet man höchstens mitunter einen Handwerksburschen beim Glase Schnaps am großen Eichentische des einen oder anderen Wirthshauses sitzen. Wirthe, Fuhrleute, Wagner und Schmiede fanden ehedem lohnenden Verdienst.

Zwischen Neu-Raußnitz und dem zwei Stunden nordwärts gelegenen Städtchen Wischau zur rechten der Straße liegt die deutsche Sprachinsel. Sie umfaßt gegenwärtig noch die Dörfer Tschechen und Gundrum, die durch das slavische Dorf Podbrezitz von dem größeren deutschen Complexe getrennt sind. Zu letzterem gehören die fast rein-deutschen Dörfer Lissowitz, Swonowitz, Kosternitz, Hobitschau, Thereschau und Kutscherau. Diese acht Dorfschaften bilden den kümmerlichen Rest einer einst viel bedeutenderen deutschen Siedelung, die eine Beachtung um so mehr verdient, als über ihre Herkunft die sonderbarsten Ansichten bestehen. Der erste Deutsche, der sich mit dieser Sprachinsel beschäftigte, war Herr Prof. H. Kirchmayr. Er sprach die Vermuthung aus, daß sie bayrisch-tirolischer Herkunft sei und seine Ausführungen veranlaßten Herrn Dr. Karl Lechner in Innsbruck der Sache näher auf den Grund zu gehen. Ich benütze zur folgenden Darstellung die Mittheilungen des genannten Autors in dem Boten für Tirol und Voralberg. Jhgg. 1886. Nr. 189, ff.

Schauen wir uns zunächst das Äußere eines solchen deutschen Dorfes näher an. Gegenüber den altslavischen „Rundlingen“ ist die Dorfanlage hier überall die der sogenannten „Langdörfer“, die in Mähren seit dem 12. Jahrhundert nachweisbar sind.

Der leichteren Vertheidigung wegen bildet ein solches nur eine fast stets senkrecht zur vorbeiführenden Hauptstraße sich stellende Gasse von beträchtlicher Breite. Dieselbe enthält den Fahr-

weg, der mitunter von Obstbäumen eingefaßt wird. Zu beiden Seiten desselben sind breite Wege für den Fußgänger, mitunter ist noch Raum geschaffen für ein vor dem Hause sich hinziehendes kleines Gärtchen, dann dehnen sich in ununterbrochener Flucht die Häuser aus. Durch ein großes Thor gelangt man in den Hof, der senkrecht zur Hauptfront die Stallungen und das Hinterstübchen angebaut aufweist. Die Grenze gegen den Nachbar bildet eine Mauer; an der vierten Hofseite findet sich oft eine Tenne mit Remisen für Wagen, Ackergeräthe ꝛc. Dahinter liegt der Obstgarten, an dessen Ende die Scheunen erbaut sind. Eine starke Holzplanke schließt auch von der Rückseite das ganze Dorf ein, das somit nur zwei Aus- resp. Eingänge hat und dadurch fast ein kralartiges Aussehen gewinnt. Wo das Terrain hügelig wird, kann selbstverständlich diese Anlage nicht genau eingehalten werden. So schauen fast alle Dörfer in der reichen Kronlandschaft der Hanna aus; so auch unsere deutschen Ortschaften. Nur durch einen Umstand sind sie von den slavischen Orten verschieden. In allen deutschen und mitunter auch noch vereinzelt in ehemals deutschen Dörfern wie in Neměan, Letonitz und Deutsch-Pruß sind die ältern Häuser an ihrem oberen Ende mit einem Vorbau versehen, der im Eingange oben einen weiten Rundbogen bildet, nach unten theilweise zugemauert ist, so daß er mit einem niederen Holzgitter abgeschlossen werden kann. Die Seitenmauern haben kleine halbrunde Oeffnungen. Er enthält etwa einen Raum von 4—6 Meter im Gevierte, war ehedem wohl wie das ganze Haus aus Holz erbaut und heißt heute noch „Solder", der in den slavischen Dörfern hierzulande nicht bekannt ist. Alte Leute versichern, früher sei derselbe so groß gewesen, daß die Familie mit dem Hausgesinde zur Sommerszeit darin die Mahlzeit einnehmen konnte.

Fehlt dieser Vorbau, so ist in allen alten Häusern ein geräumiges Vorhaus mit dem großen eichenen Eßtische. Dieser „Solder" weist entschieden auf das oberdeutsche Sprachgebiet hin. In Neuraußnitz und Wischau stoßen wir auch noch auf Häuser mit sogenannten „Lauben", die in fast allen Städten Mährens mehr oder weniger vorhanden waren oder noch sind; sie sind

nicht slavischen Ursprunges, wie man hier vielfach behaupten hört, sondern italienisch-deutscher Herkunft. Solder und Haus sind stets weiß getüncht und haben blaue oder rothe Verzierungen an den Fensternischen. Dieses Tünchen heißt hier „kladern“ und wird von den Weibern besorgt. Wo heute der Deutsche haust oder ehedem hauste, ist Solder und Haus von oben bis unten mit rinnenförmigen Vertiefungen und Erhebungen ähnlich den Cannelierungen geschmückt; doch so daß dieselben in $^1/_2$ Meter weiten Bögen parallell zur Hausbasis dicht neben einander ausgeführt sind. Das besorgen gleichfalls die Weiber und machen diese Zierrathen mit freier Hand dadurch, daß die Finger auseinandergespreizt werden und dann diese Bogenöffnung höchst regelmäßig beschrieben wird. Dieser Vorgang heißt „kleinern“. Aeltere Baureste treffen wir in unseren Ortschaften nicht. Denn, da die Häuser zum größten Theile aus schlechten an der Luft getrockneten Ziegeln aufgeführt sind und nur im Unterbau gebrannte verwendet werden, muß ein solches Gebäude nach 2—3 Generationen wieder neu erbaut werden. Nur in Gundrum ist der obere Eingang durch ein eigenthümliches Ziegelthor abgesperrt. Der heutige Name „Mausthor“ hat mit Mäusen ebensowenig zu thun, als wie der Mäusethurm zu Bingen am Rhein; es ist vielmehr das alte Mauththor, da die älteste Straße von Wischau über Alt-Rausnitz nach Austerlitz unzweifelhaft durch diesen einst befestigten Ort geführt hat. Treten wir in das Innere des stets ebenerdigen Hauses ein, so kommen wir zuerst in die aus Lehm geschlagene Hausflur, in der Kästen, Geräthschaften ꝛc. stehen; eine Thür führt in die Küche, die andere ins Wohnzimmer. Ein Nebenzimmer schließt an und dies sind in den weitaus meisten Fällen die gesammten Ubicationsräume, mögen nun zwei oder zehn Personen sich darin finden.

In ethnographischer Hinsicht tritt nur wenig Charakteristisches hervor. Es fällt höchstens die kurze gedrungene Gestalt der Einen, die hochgewachsene knochige Figur der Anderen auf, analog der Erscheinung, die wir im bayerischen Flach- und Gebirgsland treffen. Alle Männer tragen die Haare kurz geschoren, selten einer einen Bart. Bezüglich der Tracht ist zu

bemerken, daß die Bewohner von Gundrum und Tschechen dieselbe schon größtentheils der slavischen angepaßt haben, während die übrigen noch zähe an der alten Volkstracht hängen. Fassen wir zunächst die Weibertracht ins Auge, wie sie sich an Fest- und Feiertagen präsentiert. Die niedrigen Schuhe aus blauem Tuche sind weit ausgeschnitten und mit einem breiten hellblauen Bande (Reinesch) gebunden. Wo der Absatz ans Leder stößt, ist ein schmaler rother Lederstreifen eingenäht, der früher rings um den ganzen Schuh lief. Dieser hatte auch vorne ein großes Stück rothen Leders als sogenannten Lappen nach außen umgeschlagen.

Krapprothe Strümpfe (Strümp) heben die Waden kräftig hervor; der schwarzleinene, dicht gefältelte Rock gleicht genau dem alten deutschen „Wifling“, wie ihn in Tirol alte Bauernweiber noch tragen. Nur ist der Name hier nicht mehr bekannt, sondern kommt hiefür der Ausdruck „Schurz“ vor, der dem hannakischen Worte šorec entlehnt ist, dessen deutsche Provenienz klar erkennbar ist; die ursprüngliche Bezeichnung war Schurz im Sinne, wie wir das Wort heute noch gebrauchen; davon wurde sie später auf den Rock übertragen und diesen nahmen die Deutschen an, haben also den alten Namen vergessen. Dieser Rock reicht nur wenig über das Knie. Eine weite Schürze vielfach aus blauem Stoffe (Füerstig) bedeckt ihn fast ganz.

Den Körper deckt ein grobleinenes Hemd (Foit), über welches ein bis zur Hüfte reichendes weißes Jäckchen aus feiner Leinwand (Hemad) angezogen wird (genau entspechend der hannakischen Tracht). Darüber kommt das blaue, mitunter auch rothe „Jankerl“ (wohl auch hannakisch als „Fridka“ bezeichnet), das vorn auf der Brust tief ausgeschnitten ist und über die Achsel Tragbänder hat. Rothe Bänder halten es über den Busen zusammen. Um den Hals legt sich eine etwa 6 Zoll hohe, vorne und rückwärts herabgebogene, an den Seiten über die Ohren hinaufreichende Krause (Tazl oder Kreasl). Mädchen und Frauen tragen sie ohne Unterschied, obwohl erstere eine besondere Sorgfalt darauf verwenden, denn sie ist ursprünglich das Zeichen des jungfräulichen Mädchens: daher auch das Sprüchwort:

„Los d'r dei Tazl nit woich wearn" gleichbedeutend ist mit: „Hüte dein jungfräuliches Wesen". Ein farbiges „Tuechl" wird ganz sowie in der Gegend um Tölz, Miesbach, Murnau, Oberammergau um den Kopf geschlungen, nur daß es die bayerische Oberländerin in schwarzer Farbe liebt. In dieser Tracht geht das Weibervolk in die Kirche. Nur bei schlechter Witterung werden Lederschuhe getragen und noch der stets blaue „Schoß", eine gewöhnliche Jacke aus Tuch, angezogen. Im Winter ist letzterere mit weißem Schafpelz gefüttert und ringsum verbrämt und heißt dann einfach der „Pelz"; doch kommt auch hiefür schon häufig das slavische Wort „Gazomeika"*) vor. Ein graues Shawltuch deckt Kopf und Oberkörper, vor 40 Jahren war noch die weiße Farbe hiefür beliebt. Mädchen haben am Ende der Haarzöpfe (Zöppal) eine blaue oder rothe Schleife, wie wir es z. B. bei den Lechthalerinnen in schwarzer Farbe finden. Im Winter trägt das Weibervolk bei großer Kälte 2—3 Ellen lange schwarze Strümpfe aus Wolle, die stark zusammengefaltet werden, daher das Bein walzenförmig erscheinen lassen.

Die Männertracht ist beiweitem einfacher. Die meisten Männer tragen hohe enge Stiefel, die sogenannten „Aufziehstiefel," wie wir sie in Bayern und Schwaben noch finden. In ihnen steckt die enge schwarze Lederhose, die im Winter mit Schafpelz gefüttert ist. Ehedem reichte das Beinkleid blos bis zu den Knien und wurden weiße Strümpfe getragen, die der damals gebräuchliche Stulpenstiefel auf Handbreite sichtbar werden ließ. Eine doppelte Reihe von Knöpfen schließt den enggeschlossenen „Brustfleck" oder „Brustig," in den das farbige Halstuch hinabgesteckt wird. Auch Silbermünzen werden noch als Knöpfe benützt. Eine blaue Tuchjoppe oder ein weiter langer Ueberrock aus gleichem Stoffe (Burnes) schützt vor Nässe und Kälte. Ein schwarzer Filzhut im Sommer, eine Pelzmütze im Winter (hiefür ist das slavische Wort Baranica gebräuchlich) vollendet den Anzug. Der mit Gold- oder Silberschnüren besetzte rauhhaarige Hut von Cylinderform, im Unterinnthale und Ober-

*) richtiger „Kaczabaika".

bayern noch heimisch, ist seit etwa 40 Jahren verschwunden. Ehedem war diese Tracht auch in Neurausnitz, Deutsch-Pruß, Deutsch-Malkowitz, Bochdalitz, Koslau und Ruprecht üblich, was neben anderen Dingen auch dafür spricht, daß hier einst Deutsche hausten. Bei Hochzeiten ist die weibliche Tracht eine andere. Hier mag auch bemerkt sein. daß die sogenannten großen Hochzeiten der wohlhabenden Bauerntöchter stets am Dienstage gehalten werden, ganz so wie in Altbayern-Tirol, weil man diesen Tag gegen jeden schlimmen Einfluß für gesichert hält. Die Friedka heißt dann mit deutschem Worte „Haimerl" und wird vorne über dem reich mit Goldtressen besetzten „Bund" verschnürt — so heißt ein mit Seide überzogenes Stück Pappendeckel von schildförmiger Gestalt, das den Busen bedeckt. Die Braut hat einen eigenthümlichen Aufsatz (Börtel) auf dem Kopfe, ähnlich dem, der im bayerischen Oberlande gebräuchlich ist. Die Verheiratheten tragen hiebei das sogenannte „Happentüechl." Es ist dies ein drei Ellen langer, $^1/_2$ Elle breiter Streifen aus feinster Leinwand, der an den Enden mit geschmackvoller Seidenstickerei bedeckt, stark gesteift und derart am Kopfe befestigt ist, daß nach 3 Seiten die Ecken weit vorstehen.

Frägt man die Leute nach ihrer Herkunft, so erhält man meistens zur Antwort, sie hätten von ihren Vorfahren immer gehört, daß sie vor alter Zeit nach einer großen Pest in's Land gekommen seien. Ueber das „woher" kommt man jedoch nicht ins Reine. Der eine sagt, sie stammen aus dem Elsaß, ein anderer nennt Würtemberg ihre Heimat, ein dritter behauptet, sie seien von der bayerischen Grenze gekommen. Erkundigt man sich genauer, dann findet man bald heraus, daß diese Meinungen in das Volk hineingetragen worden sind.

Herr Dr. Lechner führt nun den Nachweis, daß die Colonisation der Gegend etwa um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erfolgt ist, u. zw. durch Heinrich von Lipa von Bayern und Tirol aus unter dem Markgrafen Johann, der mit Margarethe Maultasch vermählt war.

Der genannte Autor fährt dann fort:

„Unsere Anschauung von der Herkunft der Ansiedler findet eine Bestättigung in der Sprache derselben.

Von der Voraussetzung ausgehend, daß sie Schwaben seien, sprach ich im Dialect, wie er zwischen Bodensee und Lech üblich ist, die Bewohner an, aber zu meinem Erstaunen verstand mich niemand. Als ich jedoch in der oberbayerischen Mundart, wie sie um Tegernsee, Tölz, Miesbach, Murnau und Oberammergau heimisch ist, mit ihnen verkehrte, war das Staunen auf ihrer Seite auffallend, denn, sagten die Bauern, das sei ja ihre „Röd." Und sie hatten Recht damit. Schauen wir uns einmal die Wochentage an: sie heißen: Maatich, Eritoch, Mittich, Finstich, Freitich, Samstich, Suntich. Wie man sieht, ist unser neuhochdeutsches g noch als ch vorhanden. Der bayerische Sprachstamm ist durch das Vorkommen des Namens Eritoch unzweifelhaft verbürgt, denn so weit die schwäbische Zunge reicht, kommt hiefür nur „Zinstig" vor und wieder ist es specifisch bayerischer Gebrauch, den kirchlichen Zählnamen feria quinta statt Donnerstag zu verwenden, daher auch Finstich = Pfinztich üblich ist.

Wie man hier und auch sonst beachten kann, ist charakteristisch, daß an- und auslaufendes pf durch f resp. p wiedergegeben wird wie z. B. Foit, Flueg = Pflug, Forar = Pfarrer, Strümp. Ebenso stoßen wir auf das bayrisch-österreichische „l" im Ausgange, also Köpfal, Diendl, Blattl, Schotzal, Basl, Herzal, Häusal. Der Schwabe setzt bekanntlich le, li hiefür. Viele Worte sind ausschließlich tirolisch-bayerisch z. B. statt des schwäbischen Troome hier Traam = Balken, statt immer nur das unterinnthalische „baien," statt schwäbisch aboase = Ameise oomes. Der Schwabe würde sagen: „i bi im kapeli beate gsi;" unser Colonist läßt sich vernehmen: „i bin i d'r kopalle böten gwöst." An schwäbische Mundart erinnert hingegen oi für ei z. B. woich, Spoich (Speiche), Broit, dagegen hört man statt des unterinnthalischen „a boisl" nur „a bissl." Die Geräthe haben durchwegs bairisch-tirolische Namen so z. B. Drischl, Sichl, Sengst, Roismesser, Huezelbank = Schnitzelbank, Sache = Säge &c. Schwäbisch klingt hingegen wieder seife = 5, Bräuti = Geliebter = (nicht Bräutigam), weiter die Formen kejma, nejma,

Wei = Weib, Kiara = Kirche und Personennamen wie Liese, Thrine, Threse, Hannes (wofür auch echt bayerisch Johannes üblich ist). Dafür hört man statt des schwäbischen Bärb(e)le hier ausschließlich nur Boarbe.

Zu dem Gesagten stimmen Sprüche, Brauch und Lieder. Davon kann allerdings nicht viel geboten werden.

Die Thürschwelle heißt wie in Schwaben Drischübel, doch ist von besonderen Bräuchen bei Legung derselben nichts mehr üblich. Stirbt ein Weib, dann gehen alle Verheirateten schwarz; geht ein Mädchen mit Tod ab, so tragen Jünglinge die Leiche zu Grabe, Jungfrauen haben Kränze im Haar. Ist die Leiche aus dem Hause, dann wirft ein altes Weib, die Leichenbitterin, alle Stühle um. Der Hexenglaube ist noch immer zu treffen; die Hexen gehen um Mitternacht an Kreuzwegen hin und her. Eine Weidenart, der sogenannte Wiehdorn, wird am 1. Mai ans Fenster gesteckt, damit die Bewohner des Hauses vor Hexen gefeit seien. Auffallend und an ursprünglich schwäbische Herkunft noch erinnernd ist in Kutscherau und Rosternitz die Bezeichnung Rosengarten für Friedhof. Doch ist dieselbe nicht mehr allgemein üblich, denn nur Kindergräber enthalten die gewöhnlich stets gleichen Verse:

„Hier in diesem schönen Rosengarten
Will ich meiner Eltern warten."

Das bekannte Auszählen bei Kinderspielen, wo eines die andern zu erwischen hat, nach dem „bigge, bagge, bei, bigge, bagge Böfestiel ꝛc." hörte ich gleichfalls.

Von Wiegenliedchen kam mir nur folgendes zu Ohren:

Schlof, Kindal, schlof,
Der Voter is a Grof,
Die Muata is a Knödeldie(r)n:
Helft dem Mangal (Maria Anna) 's Kindal wieg'n."

Daß die Bewohner eines Dorfes die eines andern in Trutzliedchen necken, braucht kaum erwähnt zu werden, doch sind

deren nur wenige bekannt. Eines mag hier Platz finden. Es stammt aus Hobitschau:

„Dos Lissobetz, dos Lissobetz
Dos steaht goar hinterm Hübel:
San goar scheina Diendl drin
Und derfa nit herüber.“

Darauf die Lissowitzer:

„Wenn sie wearn herüberkejma,
Wie wear wör soi empfeinga;
Gries die God, zeroubter Koup (zeraufter Kopf)
Wie biste rüber kejma.“

Wie Liebende sich zanken, zeigt das Folgende. Der Bursche singt:

„Hobetschauner Ruederacher
Steht a bam und trat Kalatken (Zwetschken)
Schotzal geah und rees (reiß) mersch (mir) a,
Moaring kimm i und sog der a.“

Darauf repliciert das Mädchen:

„Wanst du mier wirst asage kejma,
Kanst du dier a reicha nejma;
Und koa arma willst du nöt,
Und koa reicha kriegst du nöt.“

Die slavische Sitte des „Todaustragens“ am sogenannten schwarzen Sonntag hat sich überall Bahn gebrochen. Dabei singen die Kinder:

Jetzt höb mir in Gots Noma a
Und singa dö Frau Wiertön a (Wirthin = Hausfrau),
Wos hobe mir, wos trogen mir?
Den lieb'n leidigen Tod begrobe mir
Hinter dö Linde, hinter dö bösa Kinder.
Frau Wiertön schaut ban Fenster raus,
Reicht an goldnen Kranz daraus,

Sö sullt sich wol bedenka,
Sullt ins an Tholer schenka,
Mir nejma a wos leichter,
Mir nejma sechzig Kreuzer.

Alte einheimische Lieder sind sehr selten und werden z. B. in Gundrum und Tschechen leider nicht mehr gehört; vielleicht leben sie jetzt wieder auf, da in Hobitschau, Kosternitz und Gundrum bäuerliche Vereine sich gebildet haben, die deutsches Lied, deutsche Musik und Lectüre als nationales Einigungsmittel erkannt haben. Daß wir bei Leuten, die ihre Heimat verlassen haben und in die Fremde oder wie so schön unsere Vorfahren sagten, ins „Elend" wanderten, Wanderlieder zu treffen hoffen dürfen, scheint wohl selbstverständlich und doch kann nur Eines hier mitgetheilt werden. Es lautet:

Wollauf ihr Wandersleut,
Die ihr herum thuat reisen
In Ländern weit und breit,
Seid wohlgemueth, stets wohlgetröst,
Weil God ein Wandersmann ist gwöst.
Auf Erden longi Zeit,
Durch Distln, Sträuch und Doarn
Mueß ich goar oftmoals reisen
Auf Erden longi Zeit.
Es wanget oftmoals Zeit,
Die Tafeln die thuen gehörig klingen,
Die Vöglein in den Lüften singen:
Sie mochen mier große Freud.
Dö Molzeit ist ganz klein,
Es woar ja nur a Stücklein Brod,
Dos Wosser ist der Wein.
Dann kommt die Noath herzue,
Bitt ich den Wiert um Heu oder Stroh
Leg mich darauf zur Rue.
Die Müedigkeit mocht jo, daß ich schlof

Viel bösser als Fürst und Grof,
Der Föder (Federn) hot genuech.
Zur letzt i noch eins weiß:
Hier geaht die letzte Stroße,
Die geaht ins Paradeis,
Weil der Leib thuet ruhen dort,
Er ruhet in dem kühlen Ort,
Die Seel im Paradeis.

Wie man sieht, ist hier die Mundart nicht überall zu ihrem Rechte gekommen, was wohl darauf zurückzuführen sein dürfte, daß das Lied seit langer Zeit von den Dörflern aufgezeichnet ist. Neben der Wanderschaft ist es treue Liebe, welche der Deutsche zu allen Zeiten in Liedern zum Ausdruck brachte.

Ein Lied dieser Art folgt hier:

„Es reist ein Knab ins fremde Land,
Zu Haus wird ihm sein Mädgen krank.
Als er aver dös erfuehr, so ließ er gleich sein
Haubt (Habe) und Guet,
Und schaut, wos sein Herzliebste thuet.
Er nahm sein Mädgen auf sein Arm,
Sie blieb ihm kalt und nicht mear warm.
Dann schrie er gleich um Licht, um Licht,
Sein Mädgen stirbt, daß niemand siecht.
Bestellet mier ein altes Weib,
Dos mier mein Mädgen schneeweiß bekleidt;
Bestellet mier sechs Mädgelein
In einem goldseiden (?) schneeweißen Kleid,
Bestellet mier sechs junge Knaben,
Wos mier mein Mädgen zum Friedhof tragen.
Und als er an den Friedhof kam,
Schaut er sich das tiefste Grüeblein an.
Er zog heraus sein scharfes Schwert
Und stoch sich's in sein treues Herz.
Und als der dritte Tag anbrach

Stand eine Lilie auf dem Grab;
In der Lilie geschrieben steht,
Daß hier zwei Verliebte ruhen."

Aus der Sprachinsel Wachtl-Brodek.

Die Sitten und Bräuche, welche in dem vorhergehenden Capiteln als deutsches Volkseigenthum geschildert wurden, sie finden sich auch in der kleinen Sprachinsel Wachtl-Brodek. Wir erreichen sie, wenn wir von dem 20 Kilometer von Olmütz entfernten Landstädtchen Konitz die Bezirksstraße in westlicher Richtung verfolgen. Nach etwa halbstündiger Wanderung sind wir auf der Höhe eines kleinen Plateaus angekommen und schon liegen die ersten Häuser des Dorfes Wachtl vor uns. Ein Kranz von hübschen Tannen- und Kiefernwaldungen schließt das freundliche Landschaftsbild ab. Indem wir weiter wandern, senkt sich das Terrain allmälig zu einer Thalfurche, in welche das eine Wegstunde lange Dorf eingebettet ist. Der erste Blick auf die Gehöfte zeigt uns den Typus des deutschen Bauernhauses u. zw. zumeist den Vierkantner. Jedes Gehöfte ist ein geschlossenes Viereck, das alle Wohn- und Wirthschaftsgebäude in sich schließt. Die Front ist dem Innern des Dorfes zugekehrt und hat zwei Eingänge: eine kleine Thür für den gewöhnlichen Verkehr und ein großes Einfahrtsthor. Der rechte Flügel enthält unter einem Dache die Wohnräume und die Stallungen, denen die „Labe oder Grede" vorgelegt ist. Dem Einfahrtsthore gegenüber liegt das Ausfahrtsthor und neben ihm, an der Rückseite des Vierecks die Scheuer. Das Ausgedinghäuschen und verschiedene Vorrathskammern wohl auch Ställe für Kleinvieh, schließen den Platz auf der vierten Steite ab.

Das ganze Gehöft liegt in einem Garten und nach außen schließt die Feldmarke an, die sich bis zur nächsten Dorfgrenze hinzieht. Es gereicht den wackern Deutschen von Wachtl und dem Städtchen Brodek wahrlich zum höchsten Lobe, daß sie ihre nationale Eigenart, obwohl rings von slavisch redender Bevölkerung umgeben, so kräftig bewahrt haben. Ihre Mädchen gehen am Andreasabende wie ihre Landsmänninnen in Nord- und Nordostmähren den „Zaun schütteln," den „Pantoffel werfen." Sie versuchen den Namen ihres Zukünftigen durch „Holzklauben" und „Hundegebell" zu errathen. Die Burschen erlustigen sich in den Faschingstagen mit all' den Scherzen, die schon aus anderen deutschen Gegenden mitgetheilt wurden. Sie führen insbesondere noch immer den Fastnachtsbären als Repräsentanten des Winters herum und verbinden damit das „Schöffenrecht." Dem Zuge der Burschen, welche das Spiel aufführen, wird ein blankes Richtschwert vorgetragen.

Ein Jäger und der mit schweren Ketten gefesselte Bär — ein in Felle und Pelze gekleideter Mann — geführt von zwei starken Burschen, beschließen den Zug. In den größeren Bauernhäusern wird eingekehrt. Die „Schöffen" nehmen am Tische Platz, nachdem das Richtschwert oberhalb desselben in die Decke gestochen wurde. Während die Musik zum Tanze aufspielt, suchen die „Schergen" einige Uebelthäter zu fassen, die sodann mit Geldstrafen gebüßt werden.

Gelingt es den Gerichtsdienern, den Haushahn zu fangen, so muß ihn die Bäuerin mit schwerem Gelde auslösen.

Von besonderem Interesse in dieser Sprachinsel ist aber ein Frühlingsspiel, das den Kampf des Winters mit dem Sommer darstellt. Während sich in andern deutschen Gegenden die Jugend mit dem „Todaustragen" begnügt, hat sich hier außerdem ein Singspiel erhalten, das in folgender Weise vor sich geht:

Ein älterer Mann mit langem „Flachsbarte" in Pelz, Handschuhe und Bärenmütze gekleidet, einen Dreschflegel führend, stellt den Winter dar, während der Sommer von einem jüngeren, bartlosen Manne in weißem Gewande, einen Strohhut mit bunten Bändern am Kopfe und einem geschmückten Maibaum in der

Hand, dargestellt wird. So ziehen sie um die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche von Haus zu Haus umher, überall freudig begrüßt und jedermann mit folgendem Wechselgesang erfreuend:

Beim Eintritt beginnt der Sommer:*)

Gott grüß' euch ihr Alten und ihr Jungen,
Jetzt kommt der Winter und der Summer;
Ein' klein' Kurzweil will ich euch machen,
Daß jung und alt wird darüber lachen.
Äpfel und Birnen hab' ich euch lassen wachsen,
Dieselben hab' ich euch geb'n zum Essen;
Die kleinen Waldvögelein hab' ich euch lassen singen,
Daß sich's hat im grünen Wald erklungen;
Aber jetzt kommt der Winter, der grausame Mann,
Der wird euch zieh'n Zipfelmütz, Handschuh und Pelz an.

Winter:

Ei, was bin ich für ein grausamer Mann,
Hab' mein Lebtag niemand' was z' Leid gethan.
Arie: „Ich bin der Winter von Art;
Ich bin noch gar ein frischer Mann und trag' 'nen grauen Bart.
'nen grauen Bart, ein gut Paar Schuh,
Womit ich mich nicht rühmen thu,
Handschuh und Mütz dazu!"

Sommer:

Ich bin der Sommer schön!
Ich brauch mich nicht zu rühmen, die Herrn, die werdn's verstehn;
Sobald nun tritt der Frühling ein,
Da freut sich alles, groß und klein,
Alles thut fröhlich sein.

---

*) Der Text ist dem „Treuen Eckart, Jhgg. III. entnommen.

Winter:

Wenn's kommt zu Nicolai,
Bau ich mir feste Brücken über Wasser und über Teich;
Kein Meister ist ja so kunstreich,
Der mir in so viel Stücken gleich —
Auf Erden weit und breit.

Sommer:

Wenn's kommt zu Johannitag,
Hau ich mir meine Wiesen ab, viel Futter ich mir mach;
Ich mach mir Futter für das Vieh',
Viel junge Rindr ich mir aufzieh,
Schau Winter, das kannst du nicht!

Winter:

Wenn's kommt zur Weihnachtszeit,
Back ich mir gute Kuchen und schlacht ein fettes Schwein, —
Und schmier mir meinen Bart recht fett,
Und leg' mich in's warme Bett,
Schau Sommer, das kannst du nicht!

Sommer:

Margaretha kommt herbei,
Da führ ich meine Schnitter aus, schneid' ab mein Weiz' und Korn;
Den Wein hab' ich gebauet an,
Da kann sich freuen jedermann,
Der dies alles hat.

Winter:

Wenn's kommt zur Faschingzeit,
Back ich mir gute Pfannken (Pfannkuchen Krapfen),
Auf einer kupfern Pfann;
Schlacht mir dann noch dazu ein Kalb,
Sommer, zieh' zu mir, ich schenk' dirs halb,
Mein Knecht kannst du wohl sein! —

Sommer:

O Winter, du gefräßiger Mann!
Du red'st mir immer von guter Zeit und bau'st dir selbst nichts an;
Ich hab' dir's geführt zur Scheuer hinein,
Du hast's gefressen zum Bart hinein,
Kein Dank mag bei dir sein.

Winter:

Ein Fresser bin ich nicht!
Ich bin ein guter Arbeitsmann, wenn du mich recht verstehst;
Mit meinem Schwingel, mit meinem Drischel
Thu ich mir Weiz' und Korn ausdreschen,
Daß ich meine Nahrung hab'!

Sommer:

Die Frag' nehm ich mir aus:
Woher hast du dein Weiz' und Korn, wenn ich's nicht wachsen laß?
Ich werd' dir nichts mehr wachsen lahn,
Der Hunger wird dich greifen an,
Das wirst du schon erfahrn!

Winter:

Was frag' ich nach deinem Gewachs!
Im Winter sind die Nächte lang, da spinn' ich mir meinen Flachs,
Dazu dresch ich aus mein Schotenzeug,
Mach mir den schönsten Zeitvertreib,
Und füll mir meinen Sack!

Sommer:

O Winter, du alter Greis!
Mit deiner großen Kälte gefrierst du alles weiß,
Mit deiner großen Kälte und Nebel,
Bringst du so manchen um das Leben,
Daß er noch sterben muß!

Winter:

O Sommer, du lose Hitz'!
Mit deiner heißen Sonne machst du viel Donner und Blitz;
Mit deinem großen Regenguß
Du gar so Manchem Schaden thust,
Daß man noch auf dich flucht!

Sommer:

O Winter, du loser Gesell!
Du treibst die alten Weiber vom Ofen bis hinter die Höll';
Du machst bald dies, du machst bald das,
Machst Manchem ein Tröpflein unter die Nas,
Dasselbe gibt 'nen Graus.

Winter:

O Sommer, du alter Bauer,
Du machst den Fräulein jung und alt den Schmeten und d'Milich sauer,
Du machst die Menschen träg und faul,
Dazu bist du ein plumpes Maul,
Mein Bart ist ehrenwert!

Sommer:

O Winter, jetzt ist's bei mir aus!
Ich sage dir mit einem Wort: scher' dich mir aus dem Haus;
Ich nehm' und werf' dich hinter den Strauch,
Dein' grauen Bart rauf ich dir raus,
Meine Sonn' muß dich verzehren.

Winter:

O Sommer, das thu' mir nicht!
Ich will mich schon ergeben, will leben nach deiner Pflicht;
Du bist der Herr und ich der Knecht,
So haben wir alle zwei das Recht,
D'rauf reich' du mir die Hand!

Sommer:

Verzeihen will ich dir wohl!
Du mußt dich aber halten, darfst führen keinen Groll;
Du darfst nicht so leichtfertig sein,
Mußt helfen singen ein Liedelein,
Dem höchsten Gott zu Ehr'n.

Beide:

O Jesu, du Heiland!
Um was wir jetzt gebeten haben, das soll uns widerfahr'n;
Gott segne uns den Bauernstand,
Den Kaiser, seine Städt' und Land,
Am End' es werde wahr!
Am End' es werde wahr!
Um was wir jetzt gebeten hab'n, das soll uns wiederfahr'n;
Gott Vatter, Sohn und heiliger Geist,
Gott hilf uns allen in's Himmelreich.
Am End' es werde wahr!

Bei den Stellen, wo der Winter vom Dreschen singt, drischt er auch gewaltig mit seinem Dreschflegel auf den Rücken der Anwesenden herum, was immer eine große Aufregung unter den Zuhörern hervorruft. Zum Schluße gehen die beiden Darsteller reich beschenkt von dannen.

Es ist mir aus ganz Mähren nur dieser einzige Text eines Sommer- und Winterspieles bekannt geworden. In der kleinsten mährischen Sprachinsel hat sich also, wie es scheint, der Volksbrauch am lebendigsten erhalten.

Aber auch der Kindermund liefert einen Beweis für die zähe Anhänglichkeit dieser deutschen Volksgenossen an Vätersitte und Brauch.

Ich erinnere mich aus der Jugendzeit lebhaft, daß wir Kinder von Tischen und Bänken aus einander die ernstesten und die spassigsten Predigten hielten. Und zu meiner lebhaften Ueberraschung finde ich im treuen Eckart, Jahrg. III., Seite 525,

auch den Text einer solchen Kinderpredigt verzeichnet, die ich oft und oft in meinem Geburtsorte Wildschütz (Nordwestschlesien) gehalten habe. Der Text lautet:

„Ein Zipfel und eine Wurst,
Der Bauer liegt in großem Durst;
Im großen Durst liegt der Bauer,
Sein Leben wird ihm sauer
Sauer wird ihm sein Leben.
Der Weinstock hat zwei Reben;
Zwei Reben hat der Weinstock,
Ein Kalb ist kein Ziegenbock;
Ein Ziegenbock ist kein Kalb
Jetzt ist die Predigt halb.
Halb ist die Predigt,
Mein Bauch ist noch ledig;
Ledig ist mein Bauch
Meine Mütze hängt im Rauch;
Im Rauch hängt meien Mützel
Mein Bruder heißt Fritzl;
Fritzel heißt mein Bruder,
Die Maus ist ein Luder;
Ein Luder ist die Maus,
Jetzt ist die Predigt aus."

An derselben Stelle finden finden sich noch folgende Kinderreime erwähnt:

„Johannes vom Berg
Kann dreierlei Werk,
Kann giegeln und geigen
Kann Haberstroh schneiden."

„Annamirl, Butterstiel
Geh' mit mir in Keller
Um e Bier, um e Wein
Um en Muskateller."

Findet eines der Kinder ein Marienkäferchen, so setzt es dasselbe auf die Hand und singt dabei:

„Sumerkafela flieg en Schnit
Breng mr a goldenes Messerla mit.“

In meiner Heimat lautet der Vers:

Sumerkafala flieg aus
Ei dr Motter Puckelbänhaus.“

Bei Beginn der Regens singen die Knaben:

Rage, Rage, Tropfen,
De Morlich sell mer klopfen.“

und die Mädchen singen:

„De Bube sell mer klopfen.“

Interessant ist hier der Ausdruck „Morla,“ Mehrzahl „Morlich“ für Mädchen, nicht minder interessant, daß die Brodeker für Knaben das Wort „Junge“ gebrauchen, das auf Niederdeutschland hinweist, während die Wachtler das süddeutsche „Bub“ gebrauchen.

Die Wachtler singen auf die Brodeker folgenden Spottreim:

„Brodeker Jünglen sein nie gruß
Sei ner wie e Hoselnuß
Sei ner wie e Zwetschenkarn
Sette Jüngla hätt ich garn.“

Um auch die Mundart der Sprachinsel zu characterisiren, die die Mitte hält zwischen fränkischen und österreichischen Sprachelementen, theile ich nachstehend die wahrscheinlich durch Meinert-Eichendorf auch in „des Knaben Wunderhorn“ übergegangene Geschichte vom

Hühnla un Hahnla

mit. Sie lautet:

„E Hünla un e Hahnla sein mitsomme schorrn ganga. Es Hühnla hot e Kernla rausgeschorrt, 's Hahnla e Wurzschleh (Frucht des Schlehdornes), un die is em ei der Kahl stacken geblieben. Do is es Hühnla geschwind zum Brunn gelafen un hot gebate:

„Brunn mir Wosser
Hahnla Wosser
Hahnla Wurzschleh."

Der Brunn hot gesogt: „Ich gah d'r e'er koa Wosser, ehwenn de mer nie vo d'r Braut Seid brengst." Do is es Hühnla geschwind zu der Braut gelofen un hot gebatn:

„Braut mir Seid
Brunn Seid
Brunn mir Wosser
Hahnla Wosser
Hahnla Wurzschleh."

De Braut hot gesogt: „Ich gah d'r e'er koa Seid, ehwenn de mer nie vom Schuster Schuh brengst. Der Schuster obr wullde Borsten vo d'r Sau, de Sau vom Drascher Garst, der Drascher vom Baeck Sammeln, der Baeck vo der Kuh Milich, de Kuh Gros vo der Wies' un die Wies' Rage vom Himmel. Des orme Hühnla is itz a noch zum Himmel gelofn un hot na gebatn em Rage. Der Himmel hot sich derbormt un hot na Hühnla Ragn gabn, de Wies' Gros, de Kuh Milich, der Baeck Sam-

meln, der Drascher Garst, de Sau Borsten, der Schuster Schuh, de Braut Seid, der Brunn Wosser un wie 's Hühnla mit 'n Wosser kumma is, wor 's Hahnla derweil derwurgt.

Schlußwort.

In dem Vorstehenden glaube ich nunmehr Alles zusammen getragen zu haben, was für die Deutschen Mährens in volkskundlicher Beziehung von Interesse sein kann und was die übrigen Deutschen für die Deutsch-Mährer zu interessiren geeignet ist.

Daß ich keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit mache, habe ich schon in der Einleitung gesagt. Wenn ich das Unvollständige dennoch der Öffentlichkeit übergebe, so geschieht es in der Überzeugung, daß sich das Interesse der berufenen Kreise für die heimische Volkskunde auf andere Weise nicht mit Erfolg wecken läßt.

Es hat der deutsche Club in Brünn vor einigen Jahren den Versuch gemacht, das Materiale durch Fragebogen zu sammeln. Das Resultat des ziemlich mühsamen Versuches ist offenbar belanglos gewesen, denn der Öffentlichkeit wurde nichts darüber mitgetheilt. Der „Treue Eckart" hat die heimische Volkskunde während seines Bestandes mit liebevoller Sorgfalt gepflegt und aus der Feder der berufensten Schriftsteller hochinteressante Aufsätze über heimatliche Volkskunde gebracht; allein ein tieferes Interesse für die Sache ist dadurch auch nicht wachgerufen worden.

Mag sein, daß es anders geworden wäre, wenn der „Treue Eckart" die Volkskunde nicht mit der Politik vertauscht, sich nicht in „das deutsche Blatt" verwandelt hätte. Jedenfalls ist seit dem Aufhören des „Treuen Eckart" für die heimische Volkskunde — einige Publicationen in dem vom Bund der Deutschen

Nordmährens herausgegebenen Volkskalender abgerechnet — fast nichts mehr geleistet worden. Das ist um so bedauerlicher, als die Zeit oder vielmehr die fortschreitende Cultur zum Sammeln förmlich drängt; denn Tag für Tag geht ein werthvolles Stück unseres Volksthums verloren, verschwinden mit der alten Tracht die alten Sitten und Bräuche und die Wenigsten empfinden den Verlust, entweder, weil sie in vermeintlich höhere, gesellschaftliche Sphären emporgehoben, die heimische Mundart und Sitte längst gleichgiltig betrachten oder weil sie dieselbe wohl gar misachten gelernt haben.

Diese nicht abzuweisende Wahrnehmung veranlaßte den Entschluß, das vorhandene, volkskundliche Material, soweit es heute zugänglich ist, einmal zusammen zu tragen und als Ganzes den Deutschen in Mähren vorzulegen, um zu zeigen, daß sich die unscheinbaren Gaben der Zwerge, Fenesleute und sonstigen Erdgeister auch heute noch in das Gold der Poesie verwandeln für Jeden, dem die gläubige Erkenntnis der Volksseele, oder sagen wir: dem die Liebe zu seinem Volke nicht fehlt.

Ich wandte mich zunächst an alle Jene, die in den letzten Jahren im Dienste der heimischen Volkskunde thätig waren und erbat ihre Mitwirkung, die gern und freudig gewährt wurde. Ich wandte mich ferner an die deutschen Lehrer in Mähren und fand auch hier in vielen Fällen verständnisvolles Entgegenkommen. Endlich trug ich aus den heimischen Zeitschriften, vom „Hesperus" und dem „Mähr. Wanderer" angefangen bis auf die „Moravia" und den „Treuen Eckardt" zusammen, was an volkskundlichen Beiträgen aus berufener Feder, an heimischen Sagen und Märchen bereits veröffentlicht wurde und in den Rahmen meiner Aufgabe paßte. Auch aus der eigenen Jugenderinnerung, der von lieben Verwandten und Freunden konnte Manches verwerthet werden und so entstand recht im Sinne des kaiserlichen Wahlspruches viribus unitis das vorliegende Buch.

Ich kann mir nicht denken, daß es die Deutschen in Mähren achtlos bei Seite legen werden. Ist es auch keine wissenschaftliche Großthat, kein Kunstwerk des Gelehrten oder des Dichters, so darf es doch als eine mit liebevollem Eifer durch-

geführte Zusammenstellung von unseres Volkes geistigem Eigenthum gelten, unter dem sich manch ein poetischer Schatz, manch ein goldenes Wort, manch eine ernste Wahrheit, manch ein heiterer Scherz findet.

Ich rechne zuversichtlich darauf, daß es zu weiterem Sammeln volkskundlichen Materiales den Anstoß geben, daß es nach zehn Jahren in zweiter Auflage als umfassendes, systematisch geordnetes Handbuch der deutsch-mährischen Volkskunde, getragen von dem Wohlwollen aller, die Volk und Vaterland lieben, erscheinen wird; ich erwarte, daß sich alle deutschen Mährer, denen das Buch zu Gesichte kommt, beeilen werden, die Lücken desselben auszufüllen, daß insbesondere die Vereine, die sich der Pflege und Erhaltung des deutschen Volksthums gewidmet haben, mir in der Erfüllung dieser angenehmen, nationalen Pflicht hilfreich die Hand bieten werden.

In dieser Zuversicht spreche ich den geehrten Mitarbeitern, deren werkthätige Unterstützung die Zusammenstellung des für diesen ersten Versuch zu Gebote stehenden Materials so wesentlich förderte, meinen herzlichen Dank aus.

Diesen Dank richte ich in erster Reihe an die Herren Alois Czerny, Bürgerschullehrer in Mähr.-Trübau, Rudolf Pechhold, Lehrer in Stecken und Professor Franz Paul Piger in Iglau die mir ihre sämmtlichen volkskundlichen Arbeiten bereitwilligst zur Verfügung stellten. Ich danke ferner auf das Verbindlichste Herrn Professor Oswald Koller in Kremsier, Herrn Professor Gustav Mikusch in Brünn, Herrn Oberlehrer Karl Schanza in Groß-Ullersdorf, Herrn Lehrer Franz Langer in Reitendorf, Herrn Bürgerschullehrer Josef Czech in Brünn, Herrn Oberlehrer Alois Beier in Senftleben, Herrn Lehrer Franz Kranich in Harrachsdorf, Herrn Joh. Maier, Communalbeamter in Brünn, Herrn Uebungsschullehrer Emmerich Přichystal in Olmütz und allen jenen Herren, die außerdem noch die Güte hatten, mich durch freundliche Mittheilung größerer oder kleinerer Beiträge oder sonst wie in so liebenswürdiger Weise zu unterstützen.

Im Begriffe, die Feder aus der Hand zu legen, erfahre ich durch Zeitungsmittheilungen, daß sich der mähr.-schles. Sudetengebirgsverein eben anschickt, neben der Landeskunde auch die Pflege der Volkskunde in die Hand zu nehmen. Indem ich dieser lobenswerthen Absicht eine baldige, ersprießliche Verwirklichung wünsche, übergebe ich die vorliegenden, in treuer deutscher, Gesinnung geschriebenen und gesammelten Blätter ihrem Schicksale.

Literatur-Verzeichnis.

Ausser den „**Schriften**“ und dem „**Notizenblatte**“ der hist. stat. Section wurden benützt, beziehungsweise zu Rathe gezogen:

Bendel Josef. Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien. Wien und Teschen, 1885. 8°.

Bote für Tirol und Voralberg. Jhgg. 1886 mit einer Abhandlung des Dr. Karl **Lechner** über die Wischauer Sprachinsel.

Chowanetz Josef und Alois Wurst. Der Hotzenplotzer Schulbezirk. Damasko, 1890. 8°.

Czerny Alois. Der politische Bezirk Mähr.-Trübau, 1882. 8°.

Dahn Felix. Gesellschaft und Staat in den germanischen Reichen der Völkerwanderung, in Raumers hist. Taschenbuch. Fünfte Folge. 3. Jhgg.

Der treue Eckart. I.—IV. Jhgg. Brünn 1884—1887. 8°.

Held F. Das deutsche Sprachgebiet von Mähren und Schlesien. Brünn, 1888. 8°.

Henne — Am Rhyn, Otto. Die deutsche Volkssage im Verhältnis zu den Mythen aller Zeiten und Völker. Wien. Pest, Leipzig. 1879. 8°.

Herbst Ed. Das deutsche Sprachgebiet in Böhmen. Prag. 1887. 8°.

Inama-Sternegg K. Theod. Die Entwicklung der deutschen Alpendörfer in Raumers hist. **Taschenbuch** fünfte Folge, 4. Jhgg.

Kaemmel Otto. Die Entstehung des österr. Deutschthums. Bd. I. Leipzig 1879. 8°.

Kirchmayer, Heinrich. Der altdeutsche Volksstamm der Quaden. Brünn 1886. 4°.

Mittheilungen des Vereines für die Geschichte der Deutschen in Böhmen. Verschiedene Jahrgänge mit volksthümlichen Beiträgen von **Schlesinger, Naff** u. A.

Meister, Oscar. Thayabilder. Touristische Federzeichnungen. Olmütz 1883. kl. 8°.

Mikusch, Gustav. Wanderungen durch Mähren. Wien. o. J. kl. 8⁰.

Maurer, G. L. v. Einleitung zur Geschichte der Mark—Hof—Dorf- und Stadtverfassung. München 1854. 8⁰.

Maurer, G. L. v. Geschichte der Markenverfassung in Deutschland. Erlangen 1856. 8⁰.

Nitsche und Materna. Der politische Bezirk Sternberg. Sternberg 1883. 8⁰.

Reinsberg—Düringsfeld, Frh. v. Das festliche Jahr in Sitten und Gebräuchen germanischer Völker. Leipzig. 1863. 8⁰.

Riesengebirge, Das, in Wort und Bild. 6. und 7. Jhgg. (1886—1887) u. a. J.

Der politische Bezirk **Römerstadt.** Ein Beitrag zur Heimatskunde, herausgegeben vom Ausschusse des Bezirkslehrer-Vereines. Römerstadt 1885 8⁰.

Schlossar Anton. Volksmeinung und Volksaberglaube in Steiermark in „Germania" Jhgg. 1891, Heft 4.

Schmeisser W. Beiträge zur Ethnographie der Schönhengster. Im **Programm** der Landesoberrealschule von W.-Neustadt. Schuljahr 1887.

Schüller Thomas. Sagen aus Mähren, für Jugend- und Volksbibliotheken. Brünn 1888. kl. 8⁰.

Trautenberger Gustav. Das Tessthal. Brünn 1882, 8⁰.

Vernaleken Th. Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich. Wien 1859. 8⁰.

Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatskunde der Grafschaft Glatz. Redigiert von Volkmar und Hochaus. 4. Jhgg., (1886/7) 2. Heft.

Wallner Julius. Die Iglauer Sprachinsel im Jhgg. I des deutschen **Volkskalenders** für die Iglauer Sprachinsel.

Weinhold Karl. Die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien. Stuttgart 1887, 8⁰.